DIE WEISSEN BLÄTTER




LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY







Die Weissen Blätter

Vol. 1

January-March

1914

Index
Sept. - Feb
1913-14

NR. 5 1914

Die weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

JANUAR

JNHALT:

LEIPZIG / VERLAG DER WEISSEN BÜCHER

DIE WEISSEN BLÄTTER

FÜNFTES HEFT ERSTER JAHRGANG JANUAR 1914

INHALT:

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.–, vierteljährlich M 5.–, halbjährlich M 10.–, jährlich M 18.– Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

R. 6 1914

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

FEBRUAR

JNHALT:

Leipzig / Verlag der weissen Bücher

DIE WEISSEN BLÄTTER

SECHSTES HEFT ERSTER JAHRGANG FEBRUAR 1914

INHALT:

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

NR. 7 1914

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

MÄRZ

Jnhalt:

Leipzig / Verlag der weissen Bücher

DIE WEISSEN BLÄTTER

SIEBENTES HEFT 1. JAHRGANG MÄRZ 1914

INHALT:

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT
ERSTER JAHRGANG

NR. 5 JANUAR 1914

AUS AUFZEICHNUNGEN DES KARDINALS RAMPOLLA

Im Sommer vorigen Jahres übergab mir der Kardinal eine Anzahl Schriftstücke seiner Hand »zur beliebigen Verwendung nach meinem Tode«. Ich glaube im Sinne des großen Mannes zu handeln, der mich durch mehr als zwanzig Jahre mit seiner Freundschaft auszeichnete, indem ich gerade das folgende Stück seiner Aufzeichnungen jetzt schon, so kurz nach seinem Hingange veröffentliche, da es mir geeignet scheint, viele schiefe Urteile über ihn ins Rechte zu stellen. I. M. Ord. Ben.

DAS obliviscere populum tuum et domum patris tui konnte ich nie recht über mein Herz bringen. Als Italiener liebe ich mein Land über die andern, und ich kenne seine Geschichte. Wir haben von Österreich immer nur Schlimmes erfahren, so oft es ihm passend dünkte, sich um unsere Angelegenheiten zu kümmern. Wenn uns aber auch alle Rachegedanken fern liegen, so wird man doch Sympathien für die Monarchie in Italien vergeblich suchen. Führte Staatsraison zu einem Bündnisvertrag wie dem Dreibund, so konnte Oportunität dessen Anlaß sein, aber Oportunität ist immer eine Politik der Verlegenheit und der fehlenden großen Ziele. Auf ein Stabiles wie es das natürliche Volksempfinden ist, wird sich ein italienisch-österreichisches Bündnis nie stützen können. Die Österreicher wirtschafteten mit Beamten und Soldaten in unserem Lande wie rechte Barbaren, und solche Brutalität des Subalternen ist es, was der italienische Charakter am allerschlechtesten verträgt. Wir empfinden ein Bündnis mit Österreich so unnatürlich, wie die Franzosen das ihre mit Rußland als wider ihre Natur empfinden. Alles

legt uns näher, in ein gutes Einvernehmen mit Frankreich und Spanien zu kommen, und ein solches Einvernehmen und vielleicht mehr als das herzustellen, war unsere leider vergebliche Mühe. Das Veto Österreichs gegen meine Wahl, von Preußen unterstützt, erschütterte das Kollegium, und daß es nachgab bewies mir, daß wir in unserer ebenso eigensinnigen wie gefährlichen Politik um die weltliche Macht, um diese Fiktion des Kirchenstaates, auch schon in unserer geistigen Gewalt in Abhängigkeit gekommen sind von Mächten, die zu beherrschen wir so lange vorgaben, bis wir von ihnen beherrscht wurden. In der Politik wirtschaften heute die scheinbaren Realitäten schneller ab als ehemals. Wir haben uns in Rom ohne bezügliche Kompetenz so lange um die staatlichen Aufgaben der Völker gekümmert, bis wir in den Staat einbezogen wurden als Staatskirche (welcher Widersinn in dem Doppelworte!), wir sind im Staate ein Funktionär geworden, nicht viel mehr als die Sicherheitspolizei oder eine sonstige Beamtung. Bismarck hat uns damals noch überschätzt, als er zu Crispi im Karlsbad das vom Kriegschiff in Civitavecchia sagte. Unsere politische Macht, die wir, d. i. die Kurie zu haben glauben, ist nicht viel mehr als ein Intriguieren in Kleinigkeiten, bei wichtigen Anlässen sind wir höchstens ein Dekorationsstück — unseres Kostümes wegen und der Ehrwürdigkeit unseres Alters. Seit Pius IX. Tode ist es die einzige Aufgabe der kurialen Politik, das Gesicht zu retten. Denn wir haben seitdem, wenn es auch manchmal anders aussah, nur Niederlagen erlitten. Wir sind aber immerhin schon so sehr Bedürfniseinrichtung der Staatsregierungen geworden und besonders jener, die noch feudalistisch durchwirkt sind, daß man uns, damit wir unser Gesicht bewahren und den Regierungsinteressen tauglich bleiben, von Zeit zu Zeit einige Scheingefechte gewinnen läßt. Wir stützen, was einmal durchaus nicht unseres Amtes war, die Throne, ja sogar die heretischen. Man braucht uns als einen Diener und so läßt man uns die Geste.

Jenes Veto, das meinen verehrten und lieben Freund Sarto auf den apostolischen Stuhl brachte, hatte aber noch andere Träger hinter sich als die Preußens wegen um den Bestand des Dreibundes besorgte österreichische Regierung, die ja wohl, wie die Dinge liegen, auch mit dem Papste Rampolla fertig geworden wäre wie mit dem

Kardinal, hätte der Kardinal als Papst nichts als den platonischen Wunsch einer Annäherung an Frankreich gehabt. Ich wollte aber ein Mittel anwenden — meine römischen guten Freunde wußten darum und also auch Österreich — das effektiver gewirkt hätte in der Richtung der Verwirklichung meiner Absichten mit Frankreich, die von einem weiteren Plane eingeschlossen waren. Ich hätte als kirchlicher Souverän mit dem Königreich Italien Frieden gemacht auf der Basis des freiwilligen Verzichtes auf die ehemals der römischen Kirche gehörigen Staaten und Städte. Auch Avignon hätte ich an Frankreich offiziell herausgegeben. Ich weiß, ich hätte damit der Kurie das einzige Instrument ihrer Politik genommen, aber ich hätte ihre Politik damit ehrlich gemacht und sie von der Doppelzüngigkeit befreit. Die der Kirche unwürdige und ihr Ansehen schädigende Komödie des römischen Gefangenen hätte ein Ende gehabt und wir wären damit wieder auf den Weg gekommen, der uns zum geistigen Imperium geführt hätte, das allein uns von Gott dem Allmächtigen gegeben ist, denn unser irdischer Besitz ist ein Geschenk des Bösen.

Ich weiß, man nannte mich ehrgeizig und einen schlauen Fuchs, man vermeint mich grollend und verbittert seit jenem Veto. Es war mein Irrtum, daß ich mich von Gott zu dem Werke bestimmt glaubte. Er hat mich wohl zu schwach dafür befunden und es einem andern nach mir zu tun aufgehoben, und ich füge mich seinem Ratschlusse. Ich habe was ich tat und dachte zu allen Zeiten meines Lebens so wenig als ein nur gerade durch mich Getanes und Gedachtes empfunden, fühlte mich immer so vollkommen als ein Werkzeug in der Hand meines Heilands, daß mir auch ein Abwehren oder Widerlegen welcher Meinungen über mich nicht zuzustehen schien. Ich kann es vor dem Allmächtigen bezeugen, der mich bald vor seinen Richterstuhl rufen wird, daß ich nie in meinen reiferen Jahren eine Beleidigung oder Kränkung erfahren habe, nicht aus Stolz, sondern aus der uns gebührenden Bescheidenheit in Gott. Ich lebte in einem Auftrag und in der Pflicht, ihn so gut ich konnte auszuführen. Ich wurde geheißen, und des Heißenden Stimme ging weiter in meine Stimme. Nichts als das. Ich sah nie mein Leben als mein eigenes an, sondern als ein mir mit allen seinen Inhalten von Gott gegebenes. Umstände des Tages zwingen uns manchmal ein Verhalten auf, das

als bewußt persönlich beeindruckt. Es ist aber eine Täuschung. Daß wir uns von Fall zu Fall frei zu entscheiden scheinen, läßt uns auf Gründe schließen oder Ursachen annehmen, die in einem Personbewußtsein und einem danach gerichteten freien Willen liegen. Aber kein »freier Wille« bestimmt im Geringsten was wir tun. Wir können nichts anderes als daß wir unsern »freien Willen« üben im Dienste und zum Ruhme dessen, dem wir diese Täuschung danken und der freier ist als wir. Ist aber einer freier als wir, wie es Gott ist, so sind wir nicht frei, denn es gibt hier keine Unterschiede des Grades. Gott allein ist als ein reiner Geist frei.

Ich muß mich schuldig bekennen, die intransigente Politik des Vatikans einmal mehr als gefördert zu haben. Es schien mir alles geheiligt unantastbar, worauf je die Hand der Kirche geruht, was je in der Kirche beschlossen war. Ich sprach wie alle andern von den »Räubern«, und in jenen meinen Plan schloß sich ein, daß das Königreich Italien unsere Rechte anerkenne und herausgebe was unser war. Woran sich im selben Akte die Schenkung unseres Besitzes an Italien geschlossen hätte. Ich bestand in den damals geführten Verhandlungen mit den italienischen Staatsmännern und dem französischen Gesandten auf dieser Form: erst zurückgeben und damit anerkennen, dann schenken. Ich weiß, daß manche meiner Freunde noch immer an dieser Bedingung festhalten: ich kann ihnen sagen, sie wird nie erfüllt werden. Wir haben den rechten Augenblick versäumt, heute ist es zu spät dafür. Und ginge man je darauf ein, so würde man es mit Opfern, die von uns verlangt würden, zu kompensieren suchen, die vielleicht weit verderblicher in ihren Folgen wären als der Entschluß: zu verzichten ohne vorhergehende Rückgabe. Wir sollten vor dem Handelsgeschäft, das heutige Politik ist, immer auf der Hut sein. Wo die andern mit der bei ihnen kurrenten Münze zahlen, die ohne Kurs ist bei uns, zahlen wir mit dem Blute, das unser Herr für uns vergossen hat. Wir würden uns bei jedem politischen Geschäfte zu denen setzen, die unter dem Kreuze um das Kleid unseres Heilands würfeln.

Wir wissen es, daß man uns keinen schlimmeren Streich spielen könnte, als die Herstellung des Kirchenstaates, der weltlichen Macht. Wir würden alle Macht in den weltlichen Dingen und über sie ganz

verlieren, wären wir selber in sie so materiell einbezogen. Wir wissen aber auch in Rom, daß man nicht daran denkt, und nie daran denken wird. Leicht spielen wir also die Intransigenten, weil wir mehr als hoffen, weil wir wissen, daß man uns nicht erhört und beim Worte nimmt. Ist es also würdig, den gefangenen König zu spielen? Ich stehe am Ende meines Lebens, die Menschen sind alle bald weit hinter mir und vor mir wächst Gott in seiner unendlichen Höhe auf. Ich spreche nichts Leichtfertiges, aber es steht mir altem Manne vor dem Hingange zu, von menschlicher Verstrickung frei zu sagen, was in meinem tiefsten Glauben gewurzelt ist . . .

Das Io sono la tradizione Pius IX. macht historische Erwägungen überflüssig, mehr noch tut dies als dieses Wort (das den der es aussprach den Sonnenpapst nennen ließe, wäre er nicht eine dämonische Macht gewesen) ein einsichtiger Satz Newmans, der lautet: »Wer da sagt, die Kirche vermöge nur unter gewissen Voraussetzungen zu leben, der unterwirft sie irdischen Bedingungen. Die Kirche ist nicht das Geschöpf von Ort und Zeit, von weltlicher Politik und populären Launen. Unser Herr und Heiland erhält sie durch weltliche Mittel, aber diese Mittel sind nur so lange nötig als Er sie verleiht. Zieht Er sie zurück, so sind sie es nicht mehr. Die weltliche Macht ist während eines sehr langen Zeitraumes der Schutz der Unabhängigkeit der Kirche gewesen, aber ebenso wie die Bischöfe die ihre seit langer Zeit verloren haben, und deshalb nicht weniger Bischöfe sind, ebenso würde das von ihrem Oberhaupte gelten, sollte er die seinige verlieren.« Und in diesem Briefe an den Lord Acton: »Keine kirchliche Lehre kann streng genommen durch historische Evidenz bewiesen, andrerseits aber auch nicht einfach durch sie widerlegt werden.«

Der Kirchenstaat und sein Herrscher waren legitim in einer Zeit, wo alle Macht feudale Form annahm, wenn sie überhaupt Macht sein wollte. Die staatlichen Formen änderten sich, zerfielen, bildeten sich neu, nach sozialen, nach nationalen Gesichtspunkten, was auch den Begriff der Souveränität änderte. Der Kirchenstaat war feudal oder er war nicht. Und als er nicht mehr war (weil er sich aus seiner Natur nicht ändern konnte), da machte er in der Fiktion seiner noch immer währenden staatlichen Macht einige Millionen Bürger zu

Bürgern zweiter Klasse, ließ er die alte diminutio capitis des römischen Rechtes wieder seltsam aufleben. Generationen wurden vor die Alternative gestellt, entweder ihr Vaterland zu vergessen oder aus der Kirche ausgeschlossen zu werden. Das ging so lange, bis man merkte, daß das Beichtkind den Pfarrer wohl in allen religiösen Dingen achtete, ihm aber in politischen die Türe wies. So erlebten wir es bei den lebhaften und politisch feinfühligen Franzosen und Italienern, nur bei den Deutschen, die einen politischen Verstand noch nicht haben und in Österreich, das nur einen subalternen Beamtenverstand hat, erlebten wir das weniger oder gar nicht. Hier machten sogenannte klerikale Parteien ihre kleinen Geschäfte mit unserem großen Irrtum. Die Kurie versuchte es, auf dem politisch falschen Weg, den sie ging, mit subtilen Unterscheidungen. Aber das non expedit hatte endgültig verloren. Es ist nicht zu ermessen, wie groß der Verlust ist, den die Kirche in der antiklerikalen Bewegung, die 1870 einsetzte, erlitten hat und noch heute erleidet. Im übertragenen Sinn wird das Kind viel öfter mit dem Bade ausgeschüttet als es im wörtlichen Sinn passieren mag. Die klerikalen Parteien verloren eine Schlacht nach der andern, nicht in einem Religionskriege, wie gesagt wurde, sondern in einem politischen Streit. Und fiele es heute in einer spaßhaften Laune dem König Victor Emmanuel III. ein, Pius X. die Schlüssel Roms auszuliefern. so fände sich der Papst andern Tages in der Lage, sich mit Kanonen gegen die römische Revolution zu verteidigen. Die Laune des Königs ist nicht zu befürchten, denn man will dort nicht den Untergang der Kirche, die man braucht, denn die Kurie findet sich praktisch mit dem Zustande der Dinge ab, den sie theoretisch verdammt. In wachsender Entfernung von Rom gewinnt nur diese akademische Haltung eine fatale Bedeutung, die sie bei uns im eigenen Lande gar nicht hat. Die »Gefangenschaft« des Papstes hält die nicht-italienischen Katholiken in einer Nervosität, der je nach Bedarf geschickt nachgeholfen wird von den sogenannten katholischen Politikern jener Länder, die mit diesem Specke ihre Mäuse fangen. Und Rom macht keinen Einspruch, denn es braucht wie alle heutigen Regierungen, große und kleine, vor allem eines: das Prestige.

Es liegt im tiefsten Wesen der päpstlichen Politik seit 1870, daß

ihre Äußerungen nicht bedeutender sind, es liegt an ihrer Zwiespältigkeit, daß sie nichts ist als Intrigue oder Schein. Die päpstliche Politik kann weder national, noch sozial noch sonstwie menschlich interessiert, also Politik im heutigen Sinne sein, was sie treibt und tut, sind Kartenkunststücke der Geschicklichkeit, mit denen die römischen Bureaus eine ernste Zeit verspielen. Ich nenne die römische Politik nicht schlecht, weil ich eine bessere weiß. Sie kann, wenn überhaupt sein, so nicht anders sein als sie ist: der Begriff der Politik definiert sich für Rom überhaupt als ein schlechtes, denn die Kurie hat nichts zu bieten und nichts zu nehmen, sie ist keine Wägerin streitender Interessen, also kein politischer Faktor, so lange sie sich selbst in den Interessenstreit materiellen Besitzes stellt. Sie kann, mit ihrem Anspruch auf die weltliche Macht, selbst zu den sublimsten Steigerungen menschlicher Interessen wie Vaterlandsliebe, nationaler Stolz, keinerlei Verhalten haben, weder ein förderndes noch ein wehrendes. Aber Rom tut so, als ob es hier vermöchte, um ein Prestige zu wahren, und die wirklichen politischen Mächte tun der Kurie den Gefallen, leisten ihr den kleinen Gegendienst, ihr diesen Wahn immer dann zu lassen, wenn sie irgend einen Vorteil dabei finden. Man gönnt ihr vor dem zuschauenden Publikum einen Schritt vorwärts, um sie dafür heimlich drei Schritte zurück zu drängen, wenn es ernst wird. Seit vierzig Jahren benutzt die Kurie das gleiche Spiel Karten, dessen Trümpfe sie alle gezeichnet hat, die Mächte — wir wollen von ihrem Kartenspiel untereinander nichts sagen — tun so als merkten sie den kleinen Betrug nicht und lassen sie die kleinen Einsätze gewinnen, um die allein es Rom zu spielen gestattet wird.

Wenn wir uns einiger Taten solcher römischer »Politik« erinnern, so soll niemanden wundern, daß sie von nicht größerer Importanz sind, ja daß sie kleinlich sind und sein müssen, weil kein Ziel da ist. Jede Äußerung der Kurie zu den politischen Angelegenheiten wird so lange der effektiven Bedeutung entbehren als man vor aller Welt etwas zu wollen behauptet, dessen Erfüllung man heimlich fürchtet und dessen Nichterfüllung man sicher ist. In den römischen Seminaren wird immer noch als ein Rechtssatz gelehrt, was Suarez aufgestellt hat und was, um in der Geschichte nicht so weit zurück-

zugehen, Antonelli 1870 im Namen Pius IX. an die französische Regierung schrieb: »Die Kirche hat die Macht, zu richten über die Moralität und die Gerechtigkeit aller Handlungen, innerer wie äußerer, in ihrer Beziehung zu den natürlichen und göttlichen Gesetzen. Da aber jede Handlung, ob sie nun im Auftrag einer höchsten Gewalt oder aus freien Stücken getan wird, von diesem Charakter der Moralität und Gerechtigkeit nicht ausgenommen werden kann, so ergibt sich, daß der Rechtsspruch der Kirche sich auf alle Dinge ausdehnt, denen diese Moralität sich verbindet.« Das Recht kam ihm zu, aber Pius X. hat 1904 und 1905 Loubet nicht abgesetzt. Was aber bedeutet eine politische Macht, die sich selbst immer dann ins Bedeutungslose begibt, wenn ihr das Handeln obliegt? Die Rechte Roms über die weltlichen Herren der Erde sind für diese ungefährlich geworden, nicht weniger ungefährlich, wollen wir hoffen, als es die Rechte Roms für den Bestand des himmlischen Reiches sind nach dem Hirtenbrief des Kardinal-Erzbischofes von Salzburg (2. 2. 1901) in dem es heißt: »Der Himmel gestattet, daß die Erde ihm ihre Befehle gibt, der Diener ist in den Richter verwandelt und der Herr im Himmel billigt den Urteilsspruch, den jener über die Erde getan.« — Wir erinnern uns des Tages, da der Heilige Stuhl gegen die »Beleidigung« protestierte, die ihm Loubet damit antat, daß er den König von Italien in Rom besuchte. Ein paar Tage darauf wurde Kardinal Svampa nach Bologna, einer wie Rom ehmals päpstlichen Stadt, geschickt, um demselben König die Grüße des Papstes zu überbringen. Warum ist es bloß den kirchlichen Fürsten erlaubt, den italienischen König zu begrüßen und den weltlichen Fürsten nicht? Warum schreckt man damit z. B. den Kaiser von Österreich, der nicht nach dem königlichen Italien kommen darf, was vielleicht für unsere Stammesgenossen in der Monarchie von Nutzen sein könnte? Svampa saß bei der Galatafel zur Rechten des Königs und war ganz Untertan, wie er an den Grafen Ferrari, den Präfekten von Bologna, schrieb. Wir wissen, daß man auf Bologna so wenig verzichtet hat wie auf Avignon: das steht in der offiziellen Eidesformel, mit welcher sich die neuen Kardinäle verpflichten »bis auf den letzten Tropfen ihres Blutes die Rechte der Kirche auf das zeitliche Patrimonium des Heiligen Stuhles zu verteidigen.« Diesen

Eid hat Svampa geschworen, und ich habe ihn geschworen. Möglich, daß Svampa die Rechte der Kirche bis auf den letzten Tropfen Bordeaux in seinem Glase leben ließ, als er mit dem König von Italien anstieß. Keiner von uns hat es anders getan. Und Pius X. ließ einen Altar beseitigen, um Platz zu schaffen für das Grabmal des exkommunizierten Sohnes des »Diebes« Victor Emmanuel. Mgr Borgomanero weiht in Konstantinopel eine italienische Kirche in Gegenwart des italienischen Gesandten und sagt, er sei glücklich, als Priester wie als Italiener, die Zeremonie im Zeichen des Glaubens und des Patriotismus zu vollziehen durch die Vereinigung der beiden Mächte. Der Kardinal Lorenzetti zieht in Lucca ein und befiehlt der Militärmusik, die ihn empfängt, den Königsmarsch zu spielen. Der Kardinal Cavallieri begibt sich in Venedig in die neuen Procuratien, um den König zu begrüßen. Pius X. hebt die Verordnung von 1870 auf, nach der im Vatikan die italienische Fahne nicht gehißt werden darf — aber es sei genug dieser Dinge. Wir haben in unserem politischen System die Einheit unseres Handelns und unseres Redens verloren aus Eigensinn, einen Weg zu verfolgen, der uns in eine Sackgasse geführt hat, weitab von allem Leben. Derweil weidet unsre uns anvertraute Herde wer weiß wo. Die Kirche hat ihr Leben von der Christenheit, nicht aber ist es umgekehrt, denn bevor die Kirche war, war die Christenheit, und bevor Wort und Lehre war, war die Liebe. Die Kirche ist ein Lebendiges und nicht auf den Buchstaben begründet. Sie hat an eines Jeden Leben teil, weil Jeder Teil an ihr hat. Der ausgezeichnete Möhler sagte: »Die innere Lebenseinheit muß bewahrt werden, sonst wäre sie nicht immer die selbe christliche Kirche, aber das selbe Bewußtsein entwickelt, das selbe Leben entfaltet sich immer mehr, wird bestimmter, sich selbst immer klarer: die Kirche gelangt zum Mannesalter Christi«. Keiner, hat er nur die Liebe und damit auch die Wahrheit, stellt sich außerhalb die wahre, alleinige und allgemeine Kirche, der sich ihrem zeitlichen Verhalten weltlichen Dingen gegenüber mit einem Zweifel daran unterwirft, wie ich es tat, einem Zweifel, ob dieses Verhalten zum Heile der Christenheit ist. Wir unterwerfen uns, aber löschen damit den Zweifel nicht aus, der aus unserer Liebe sprang und den wir um unserer Liebe willen bekennen müssen. In Rom kennt

man meine Ansichten zur Frage der weltlichen Macht, ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, sollten auch die nicht-kirchlichen Christen und die Feinde der Christenheit davon erfahren, so halte ich dies für ein geringeres Übel als das durch Verschweigen. Ich werde was ich tat vor Gott verantworten können. Es wird meiner Sünden geringste sein.

NEUE GEDICHTE

Karl Kraus zugeeignet

HEKUBA

Manchmal geht sie durch die Nacht der Erde
Sie, das schwerste ärmste Herz der Erde
Wehet langsam unter Laub und Sternen,
Weht durch Weg und Tür und Atemwandern,
Alte Mutter, elendste der Mütter.

So viel Milch war einst in diesen Brüsten,
So viel Söhne gab es zu betreuen.
Weh dahin! — Nun weht sie nachts auf Erden,
Alte Mutter, Kern der Welt, erloschen,
Wie ein kalter Stern sich weiterwälzet.

Unter Stern und Laub weht sie auf Erden,
Nachts durch tausend ausgelöschte Zimmer,
Wo die Mütter schlafen, junge Weiber,
Weht vorüber an den Gitterbetten
Und dem hellen runden Schlaf der Kinder.

Manchmal hält am Haupt sie eines Bettes,
Und sie sieht sich um mit solchem Wehe,
Sie, ein dürftiger Wind von Schmerz gestaltet,
Daß der Schmerz in ihr Gestalt erst findet,
Und das Licht in toten Lampen weinet.

Und die Frauen steigen aus den Betten,
Wie sie fortweht — nackten schweren Schrittes......
Sitzen lange an dem Schlaf der Kinder
Schauen langsam in die Zimmertrübe
Tränen habend unbegriffnen Wehes.

EINES ALTEN LEHRERS STIMME IM TRAUM

Durch einen Traum der Straße oder gar,
Durch eine Straße im Traum........
Von fern kam deine Stimme wunderbar.
Ich hörte kaum, groß zogen durch den Raum
Die goldenen Begräbnisse, Turm und Baum
Traten im Himmel ein — und tiefer Schaum
Von Winter, Blum' und Damen regnete mich ein.
In einem Traum der Straße hörte ich dich sein
Im Straßentraum die Stimme aus begrabnem Jahr,
Die Stimme, die einmal in einer alten Wohnung war.

Ich hörte deine Stimm' und wie du heißt
Und dachte an des Vaters Gestalt,
Der mit dir sprach und dachte an der Ahnen Geist,
Die unter Sternen reisen, mild und kalt,
Und daß auch mich der Wind im Kreise reißt,
Im Traum der Straße, die mein Vater vor mir wallt.
Im Straßentraum dacht ich an einen Bart,
An eine Hand, vereist und brauner Art.
An ungeheure Worte dacht ich: war und alt.

Im Straßentraum, da Gold vorüberfuhr,
Und liebend ein Sonntagswind,
Von fern erfuhr ich deine Spur,
Und drehte mich nicht um, vom Träumen blind.
Ich weiß nicht, wo du wandelst, weiß und nicht geschwind,
Und ob du bist, oder im Traume nur.
Doch von den Kerzen lind, die in mir sind.
Hub eine in der Kirche an und ist entbrannt,
Und ein Gefühl verloren und noch unbenannt
Begann, o Straßentraum, im Wind unterm Azur.

DIE PROZESSION

Aus dem eisern aufgebauten Blauen,
Bricht ein Taumel ausgespannter Fahnen,
Winde schmachten und die Kerzen tauen
Doch die Fenster, die das Wunder ahnen,
Sind verhangen von Herzen und Tüchern.

Ja voran wird uns der Herr getragen,
Seine Wunden hat er längst verwunden
Und er lacht verrückt durch diese Stunden,
Bauern singen hoch — doch aufgeschlagen
Ungeheuern Blicks der Priester schreitet, in
den Händen die Monstranz.

Über Stiegen in die Kirche tauchen
Tausend Betende und knieen wild.
Kerzenwirrwarr bricht aus blauen Rauchen,
Und es klingelt unter einem Bild.
Da — Und Horn und Orgel brüllen unter Bögen.

Und es ist geschehn — Ein letztes Weinen
Wirft sich über abgemühte Brüste,
Und der Chor von seiner kleinen Küste
Schmeißt sich in des Himmels Diadem.
Die Tenöre rasen durch die Runde.
Weiß im Hängekleidchen knien die Kleinen.
Und es sinken aus dem Kindermunde
Süß Narzissen und Jerusalem.

DER HELD

Da kommt er mit ruhigen Augen.
Im Haar den Strohkranz der Vernichtung,
Und um den Mund gefaltet
Lächelnd den Unsinn des Endes.

Seht, wie er in der Feuersbrunst
Steht auf der Leiter und rettet!
Wie er aus dem schwarzen Wasser
Die süße Ertrunkene trägt!

Ewig fährt er ohne Schwere
Hoch durch den dichten Novemberabend,
Und seine zornigen Zähne blitzen
Wild die Verwesung an.

Und er stößt sich ab und ist leicht,
Und wärmt die vergehenden Herzen
An seinem Herzen und jubelt
Dem maßlosen Tod ins Gesicht.

Und ist so wie Gott, der Jüngling,
Der gewölbten Busens sich schleudert,
Von Trapez zu Trapez
Himmlisch durchs furchtbare Blau.

DER GUTE MENSCH

Sein ist die Kraft, das Regiment der Sterne,
Er hält die Welt, wie eine Nuß in Fäusten
Unsterblich schlingt sich Lachen um sein Antlitz,
Krieg ist sein Wesen und Triumph sein Schritt.

Und wo er ist und seine Hände breitet,
Und wo sein Ruf tyrannisch niederdonnert,
Zerbricht das Ungerechte aller Schöpfung,
Und alle Dinge werden Gott und eins.

Unüberwindlich sind der Guten Tränen,
Baustoff der Welt und Wasser der Gebilde.
Wo seine guten Tränen niedersinken
Verzehrt sich jede Form und kommt zu sich.

Gar keine Wut ist seiner zu vergleichen.
Er steht im Scheiterhaufen seines Lebens,
Und ihm zu Füßen ringelt sich verloren,
Der Teufel, ein zertretner Feuerwurm.

Und fährt er hin, dann bleiben ihm zur Seite,
Zwei Engel, die das Haupt in Sphären tauchen,
Und brüllen jubelnd unter Gold und Feuer
Und schlagen donnernd ihre Schilde an.

DAS JENSEITS

Wir kommen wieder, wir kehren heim
In dich, du gute Mutter unser.
Schon hängt uns, hängt uns, über die Stirn,
Mild über die Stirn des Todes Flieder.

Wo fahren die feurigen Wolken hin,
Wo tanzen die mutigen Flüsse her,
Was will der Meere Spiel,
Das Laub an der Wand des Himmels gerankt?

Nun kehren wir heim, nun kehren wir ein,
Mehr ist als Dasein — Gewesen sein,
Stark ist der Tod, doch siehe das stärkste,
Stärker als Tod ist Musik.

In unsere Mutter kehren wir ein . . .
Gott fährt über uns, der gute Mann,
Da heben wir an und heben uns auf
Arien selige schweben wir hin.

Und hängen im Herzen der Sterblichen,
Und locken die ewigen Tränen,
Träne, klarer Planet! Hier leben wir,
Leben in Gnade, sind nichts als Lied.

EIN ABENDGESANG

Nun uns zu Häupten die Fledermäuse und graue Adler streichen,
Und wir im Dunste einer vergehenden Wiese stehn,
Geschiehts, daß atemeins wir uns flüchtige Hände reichen,
Eh wir ins Gestrüpp und ins Licht des Schlafes eingehn.

Das ist die Stunde, wo alles erwacht und letztes Erstaunen,
In unsere wirr überwachsenen Herzen fällt,
Daß wir sind — und daß gute und böse Launen
Des Unverständlichen uns in die Welt gestellt!

Wer hat mich gewollt, daß ich Bosheit im Busen wälze,
Wer hat es gefügt, daß mich Güte süß überschwemmt,
Wer gab mir die Demut — und wer mir den Stolz und die Stelze,
Wer hat es vermocht, daß ich wandle mir selber so fremd?

Und wie uns zu Häupten verderbliche Vögel jagen,
Wir trüben uns alle und werden leichter und klein,
Und sinken wir hin, so regnen von ziehenden Tagen
Ferne Gefühle unseren Odem eins.

Da schwebt das Schiff im Schaume der Schrauben wieder
Eh unser Auge ins Leere hinüberreift.
Seligkeit naht — — wie wenn schon erlöschende Lider,
Süß die unmenschliche Lippe des Dichters streift.

TEMPEL-TRAUM

Wenn die Stunde saust,
Und die Frühe säumt,
Wacht der Schläfer schwer
Wie Ertrunkner auf.

Schlamm weilt auf der Stirn,
Und ins Haargewirr
Flechten Tang und Gras
Braunen Bettelkranz.

Und es ist ein Haus
Voll von Sang und Hall
Lampe lebt in Rauch
Über Treppen hin.

Eine Mutter geht . . .
Und er weiß nicht wo,
Duft und Stimme wir
In der Höhe süß.

Doch ein Priester ernst
Schreitet in die Fern'
Seinem Stabe nach,
Goldnen Vogelknauf.

Und Vestalin sitzt
Bei dem Flammentier,
Springt ein Wind herein,
Hütet sie den Schoß.

Wo der Tempelbau
Oben offen ist
Schwebt ein Adler groß
Unterm Morgenmeer.

Und die Schläferstirn
Löset ein Gesang,
Und das Herze wächst
Mit der Flut des Nils.

MITTERNACHTSSPRUCH

Fühle du zur Stunde dieser Nacht
Dich zur Achse aller Welt gemacht
Pocht nicht Hekuba in deinem Blut
Ist die Träne die dein Auge tut,
Nicht der Trank der Tränen, je geweint?
Fühl dein Herz als Mühle aller Zeit
Mühlrad schäumt im Strom mit Riesigkeit,
Strom, der strömt und doch zu strömen scheint!
Fremdes fühl, das ewig aus dir bricht,
Fernsten Sterns auf deinem Nachtgesicht.

Franz Werfel.

EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN

1. AUS EINEM GESPRÄCH

...Du nimmst irgend etwas wahr, etwa diesen Käfer, der eben an deinem Fuß vorüberkriecht. Was tust du? Du siehst von ihm gerade so viel, als nötig ist, um ihn, wie man sagt, als das zu erkennen was er ist, das heißt um festzustellen, mit welchen andern dir »bekannten« Erscheinungen er mehrere deutliche Eigenschaften gemeinsam hat, und nun registrierst du ihn: »das ist ein Käfer«, oder, wenn du bewanderter bist, gibst du ihm den Sondernamen seiner Familie, und er ist für dich erledigt. Es kostet dich wenig Zeit und Mühe ihn zu erledigen, nicht wahr? Aber sieh, ich habe ihn aufgehoben, willst du ihn nicht auf deine Hand nehmen? Und nun schau ihn an, schau ihn wirklich an, nicht mit den Augen allein, sondern mit aller wahrnehmenden Kraft deiner Sinnlichkeit, deiner Einbildung, deiner Person: taugt dir da dein Wissen noch? Du empfindest, daß er sich bewegt, daß er lebt, daß er einen Willen, daß er eine Welt hat. Ja, das alles kannst du, wenn du dich damit bescheiden willst, registrieren und bist wieder einmal fertig. Aber bescheide dich nicht, halte stand: was taugt es dir, daß du »weißt«, was Bewegung, was Leben, was Wille, was Welt ist? Du gibst dir die Definitionen an: eine physikalische, eine biologische, eine psychologische, eine philosophische gar. Hast du mehr getan, als Worte durch Worte zu erklären, Geheimnis auf Geheimnis zu beziehen? Aber sage dem Wissen, sage der Sprache ab. Sei als wäre die Welt in dieser Stunde geboren und selber neu begegnetest du diesem Neuen da, neu er dir wie du ihm. Als wäret ihr so wie ihr seid ins Sein hineingeboren, beziehungslos, wortlos und wunderbar. Du weißt nichts von Bewegung, aber du siehst den Bewegten, du weißt nichts von Leben, aber du fühlst den Lebenden, du weißt nichts von

Willen, aber du neigst dich zum Wollenden, du weißt nichts von Welt, aber die junge Welt umfängt dich und ihn. Die Glocken der Sprache verklangen in der Ferne, die Laternen des Wissens sind längst erloschen: halte der Stille, halte dem neuen Tag stand. Das Koordinatensystem der Beziehungen ist hinweggetilgt: du kannst nicht mehr orientieren. Nimm das Wesen, das du zwischen den Fingern hältst, mit deinem schwingenden Sinn auf und an, gewahre es mit deiner Bewegung wie du es mit deinem Blick gewahrst, gewahre es in ihm wie du es außer ihm gewahrst, gewahre es als deine Form wie du es als deinen Inhalt gewahrst, gewahre seine Einzigkeit und seine Allheit: realisiere es ... Aber jetzt — diese Anstrengung, diese armselige, gewaltige, stemmend greifende Anstrengung, die er macht, um sich zu befreien: erkennst du sie, erkennst du sie wieder? Wie war es doch, an jenem Tage deiner Erschütterung, als du dich gefangen entdecktest und ausbrachest? Schaudert es dich nicht? Nimmt dich nicht Schrecken und die Entzückung hin? Laß ihn los, sieh ihm nach, erstaune über ihn: das ist Bewegung, das ist Leben, das ist Wille, das ist Welt.

2. DER ALTAR

Das ist der Altar des Geistes im Abendland, einst aufgerichtet durch den Meister Matthias Grünewald in einer elsässischen Klosterkirche und jetzt in einer andern elsässischen Klosterkirche zu schauen, aber allen Kirchen und aller Kirche übermächtig wie das Wort des Meisters Eckhart, der zwei Jahrhunderte vor ihm in den elsässischen Klöstern predigte. Diese beiden, Eckhart und Matthias, sind Brüder und ihre Lehren sind verschwistert. Aber Grünewald lehrt in der Sprache des Farbenwunders, die kein Deutscher vor und nach ihm geredet hat.

Das ist der Altar des Geistes im Abendland und Kolmar ist groß wie Benares. Aber nur der Pilger, der in dieser Sprache berufen wurde, findet wahrhaften Einlaß.

Wie alle großen alten Gebilde ist der Altar von unserer Zeit (in ihren ersten Tagen) auseinandergenommen worden. Als er noch ganz war, sah man ihn, da man zuerst vor ihn trat, geschlossen und auf den geschlossenen Flügeln die Kreuzigung.

Auf diesem Bilde ist ein Christus mit siechem Marterleib und aufgereckten Fingern der angenagelten Hände vor die Nacht der Welt gestellt und ihm zur Seite ein roter Täufer, der wie ein gigantischer Marktschreier auf ihn zeigt und seinen Spruch hersagt, und zur andern Seite ein Jünger, schwankend und verweht wie ein Irrwisch, und vor diesem zwei Frauen, die zwei Frauen der Erde, die zwei Seelen der Erde, die stehende Maria und die knieende Magdalena.

Mariens Augen sind zugetan, Magdalenens Augen sind geöffnet. Mariens fahle Hände sind starr ineinander gepreßt und ohne Einzelheit, Magdalenens blutdurchschimmerte Hände sind wild verschränkt, daß jeder Finger hervortritt wie ein junges Tier. Auf Marien entschwindet, was an Ärmeln, über der Brust, am Kleidsaum Farbe ist, vor dem ungeheuren, tödlichen Weiß des Mantels, der sie, eindeutig wie ein Leichentuch, umdeckt. An Magdalenen ist kein Fleckchen Leibes und Gewandes, aus dem nicht Farbe riefe und sänge, ihr hellrotes Kleid ist von tiefroter Schnur gegürtet, ein goldnes Gelb antwortet der strömenden Blondheit ihrer Haare, und noch der dunkle Schleier schillert. Sie ist der vielfältigen Farbigkeit angelobt wie Maria der einigen Farblosigkeit, aber ihre Buntheit ist nicht vom Sinn gebunden, und Mariens Weiße ist dem Leben entsondert. Diese Zwei sind die zwei Seelen, keine von beiden ist der Geist der Erde. Vor der Nacht der Welt leuchten sie zu Füßen des Gekreuzigten in verschiedner und doch verwandter Geberde, als die Frage des Menschen.

Dann öffnen sich die Flügel und stellen sich mit ihrer Rückwand zu beiden Seiten der inneren. Das Herz des Altars blättert sich auf. Und so ist es zu lesen:

Zur Linken die Verkündigung. Die Verkündigung der Antwort.

In der Mitte die Geburt. Da glüht auf kristallnem Gebirge der Morgen der Welt, unter ihm sitzt die Jungfrau mit dem Kinde, und zu höchst darüber entstürzen der göttlichen Glorie die Engelscharen wie Samenstaub einer unendlichen Blüte. In der Glorie sind sie noch überfarben, geeint im sonnenhaften Licht, aber da sie niederwallen, im Zwischenreich des Werdens glänzt jeder als eine Farbe auf, und so knien und schweben sie musizierend links in dem Portal, jeder

eine Farbe. »Denn das ist die letzte Materia, so ein Ding allein in ihm selbst stehet und jubilieret in seiner Exaltation.« Das ist das Wunder der Farbenwerdung, der Vielheitswerdung aus der Einheit: das erste Mysterium. Dieses Mysterium ist nur offenbart, nicht uns zugeteilt. Die überfarbne Glorie ist der Geist des Himmels, sie ist nicht der Geist der Erde, der sie sich nicht erschließt. Die Engel entstürzen ihr, aber sie schauen sie nicht. Wir vermögen nicht hinter der Vielheit die lebendige Einheit zu finden. Wenn wir die Farben hinwegtun, sehen wir nicht das Licht, sondern die Finsternis, mag sie auch berauschend und voller Verzückung sein. Wer den weißen Mantel umlegt, ist dem Leben entsondert, und er erfährt seine Wahrheit nur, solang er die Augen schließt. »Wir erkennen, daß Gott in seinem eigenen Wesen kein Wesen ist.« Unsere Welt, die farbige Welt, ist die Welt.

So wären wir denn der Vielfältigkeit ausgeliefert wie Magdalena? Wären, wenn wir uns von der Gewalt des Wirklichen nicht abkehren und die Fülle unseres Erlebens nicht verleugnen wollen, ausgestreut in die Dinge und in das Bedingte gebannt? So müßten wir ewig von Wesen zu Wesen und von Geschehen zu Geschehen irren, unfähig ihrer aller Einheit zu umschlingen?

Da lesen wir weiter:

Zur Rechten die Auferstehung. Das ist Nacht und Tag der Welt in einem: mitten im Sternenraum eine ungeheure, von Farbe wie von einem treibenden Safte geschwellte Sonne, von der lichtgelben Mitte über rote Strahlenkreise zum blauen Rand gedehnt, der in das Dunkel greift, und darin, über aufgestürztem Grab und hingesunknen Wächtern steil emporsteigend, in einem Mantel aus erster Morgenröte, violetter Wetterwolke, Blitzesfeuer und hellstem Himmelsfernenblau, der Auferstehende, Farbenbrand er selber vom Sonnenantlitz bis zu den demütigen Rosen der Füße. Was ist Magdalenens Buntheit vor seinem Weltenspektrum? Was ist Mariens weiße Einheit vor seiner allfarbenen? Er umschließt die Töne des Seins in seinem einigen Sinn, jeder Ton rein und gesteigert, alle verbunden unter dem Gesetz der weltbindenden Person. Sie schillern nicht, sie prangen in ihrem Selbst, um ein oberes Selbst gereiht, das sie alle, alle Farben und Engel und Wesen, aufgenommen hat und emporträgt.

Das ist das Wunder der Glorienwerdung, der Einheitswerdung aus der Vielheit: das andre Mysterium. Dieses Mysterium ist uns selbeigen zugeteilt. Die allfarbne Glorie, die allwärts erschlossene, aufsteigende, die Glorie der Dinge ist der Geist der Erde.

Das ist nicht der Jude Jeschua, wandelnd und lehrend zu seiner Zeit auf galiläischer Erde, es ist auch Jeschua, das ist nicht der eingeborne Logos, der aus seiner Zeitlosigkeit in die Zeit niedersteigt, es ist auch der Logos, — das ist der Mensch, der Mensch von Allzeit und Überall, von Jetzt und Hier, der sich zum Ich der Welt vollendet. Das ist der Mensch, der die Welt umfaßt und an ihrer Vielfältigkeit nicht vielfältig wird, vielmehr aus der Kraft seines Weltumfassens selber einig geworden ist, ein einig Tuender.

Er liebt die Welt, er lehnt keine ihrer Farben ab, aber er kann keine aufnehmen, ehe sie rein und gesteigert ist. Er liebt die Welt, aber er kämpft um seine Unbedingtheit gegen alles Bedingte. »Er liebt die Welt zum Unbedingten hin, er trägt die Welt zu ihrem Selbst empor.« Er, der Einige, bildet die Welt zur Einheit.

Unsere Welt, die farbige Welt, ist die Welt, aber sie ist es in ihrem Geheimnis: in ihrer — nicht ureinigen sondern geeinten — Glorie, und die Glorie ist aus dem Werden und aus der Tat.

Wir vermögen nicht hinter der Vielheit die lebendige Einheit zu finden. Wir vermögen aus der Vielheit die lebendige Einheit zu tun.

Martin Buber.

RENAISSANCE, BAROCK UND ROKOKO
EINE VORLÄUFIGE UNTERSUCHUNG

I.

Durch die Renaissance geschah die große Wendung, daß das Werk des Künstlers als eine freie, für sich daseiende Schöpfung aus dem früheren gottesdienstlichen Zweck herausgehoben wurde. Die Form oder die Schönheit oder die Kunst hatten, als sie den eigenen Willen in sich zu spüren begannen, die Herrschaft ihres eigenen Lebens proklamiert und dieses Leben erschien gleichgültig allen inhaltlichen Bedeutungen gegenüber. Die traditionelle Verpflichtung in der Wahl des Stofflichen galt nicht mehr und jedes beliebige Thema schien freigegeben, um daran die neue Freude an der Gestalt zu beweisen. Aber in Italien war die hohe Anschauung, daß die Kunst reine Form, erhöhte Gestalt und schöner Ausdruck sei, von allem Anfang an so instinktiv den Künstlern eingeboren, daß sie sich nichts aus dieser Freiheit machten, sondern daß sie nur das, was schon irgendwie vorgearbeitet dalag, das heißt nur das, was schon zu einem idealen, allgemein geltenden Bild oder Symbol hinstrebte, für sich nahmen. Denn ihnen ging es nur um die Erhabenheit der Farben und der Linien und der tönenden Verse, und sie wollten sich keine Arbeit machen, indem sie sich erst lange mit der Reinigung des bloß Materiellen abgeben sollten. Den Germanen, die den Übergang nicht haben von Form zu Form, sondern immer die Lücke und das Fehlende sehen, blieb dies Geschäft vorbehalten und in Holland wurde der Anfang gemacht. Aber in Italien folgte auf die Form der Frömmigkeit und der geglaubten Bilder, die das ganz Allgemeine waren, der Weltzustand des Mittelalters, eben die künstlerische Form derselben Bilder, die nun geglaubt werden konnten oder nicht — dies blieb dem Einzelnen überlassen — aber die von jedem als schön und erhaben verehrt

werden mußten. Die Bilder blieben trotzdem symbolisch, doch in dem neuen Sinne, daß sie wohl da waren und so wie sie erschienen, auch wirklich galten, aber hier war ein jenseitiges Reich gekommen, von dem nun keine Erlösung zu erwarten war und keine Offenbarung und in dem, wie Hegel einmal sagte, es kein Kniebeugen mehr gab. Die Kunst der Renaissance war mythologisch in dem Sinne, daß die Religion sich da ganz an die Pracht ihrer mythischen Bildungen verloren hatte, und das künstlerische Bewußtsein war zugleich ein mythologisches Bewußtsein geworden in dem Sinne, daß die Mythologie als das Reich der fest und bestimmt gewordenen Gestalten aufgefaßt wurde, wo der Glaube sein kann oder nicht, aber wo in jedem Falle das Symbol ist, wenn der Künstler die Schönheit dazu gegeben hat. Man muß auf dies Dazu achten, denn in der Renaissance teilt sich alles: Die Formen leben in der Selbstischkeit gegen Gott. Die Kunst, einmal abgetrennt, mußte sich wieder in sich selber teilen, man sah die Form, man mußte nun auch den Inhalt sehen. Der Aristotelismus, das Begriffsspiel des Mittelalters, war rein negativ gewesen, hier hatte die Teilung sich immer aufgehoben, die Begriffe trieben sich zu Gott hinauf und wurden in ihm namenlos. Aber in der Renaissance wandelten sie sich platonisch um, sie wurden für sich genannt und blieben beruhigte Formen. Sie nun, die Formen, hießen das Göttliche, die Schönheit hieß die göttlichste Idee. Form und Inhalt traten auseinander, dies ist aber die eigentümlich hohe Kultur der Renaissancekunst, daß die Form auch als der Mythos galt, als der Spiegel, in dem alle Dinge sich rein widerstrahlten und ihre Wahrheit erfuhren, und daß so zwischen Form und Inhalt kein Hiatus klaffte. Denn, ich wiederhole, da war die Mythologie, das Reich der festen Gestalten und dazu kam die Schönheit, die göttliche Idee, beide, die Mythologie und die Schönheit, bezogen sich aufeinander, die Schönheit war das reine inhaltslose Licht, sie sollte sich ergießen und an der Gestalt offenbar werden, und die Gestalten waren die Heiligen und Verehrten, aber ihre Stelle, das Gebet, war gleichsam frei geworden, sie schwebten irgendwo im Gedächtnis der Menschen, man mußte sie retten, der würdigste Platz war in der Schönheit gefunden, da wurden sie zuhause und kamen zum ewigen Leben des Symbols. In der religiösen

Welt, im Mittelalter, ist das Symbol wohl auch ein übertragenes Ding, das Feierlichkeit hat und herausgehoben ist, aber die Schönheit, die Geschlossenheit, das Entsprechen der Teile, würde hier nur hindern und zu schwer sein, denn immer muß das Nochnichtganzzuendesein, die Beziehung auf Gott hervorsehen, es muß irgendwo sichtbar sein, daß das Symbol nicht ganz konzinn ist, es muß etwas Überspanntes darin sein oder auch ein Sprung oder eine Lücke, damit man fühle, daß hier noch etwas zu überwinden ist. Aber in der Renaissance muß die Schönheit sein und in diesem Reich muß alles bei sich und in sich beruhigt erscheinen. Denn das Leben ist wirr und unbefriedigt geworden, man kann glauben oder nicht, hier ist alles nebeneinander, der zur Buße Rufende und der nach irdischer Macht Strebende, und so sehr sie sich beide verwünschen, ihr Haß ist gleich und diese Worte: Sünder und Schwärmer haben den gleichen Akzent, und darum ist der Zweifel geboten und der Schlaue siegt. Die Kunst muß sich da mythologisch binden, die Herrschaft der Phantasie tritt das Erbe der Glaubensherrlichkeiten an, und so stark verpflichtend wirkt dies Erbe, daß die Phantasie ganz sich aufgezehrt haben muß und ganz befriedigt sein muß, um den Söhnen der sicheren und gottesgewissen Väter ein Reich sein zu können. Die Phantasie muß ihr Äußerstes hergegeben haben, sie muß in ganz jenseits liegenden, ganz unberührten Erscheinungen leben, die das Tiefste der Sehnsucht in der lebendigsten und sichersten Weise nach außen getrieben haben, in den Gestalten der ehrwürdigen Sagen und der für das Bewußtsein sich zur Sage bildenden Religion.

Es war in Griechenland so, daß durch die Künstler die Religion aus ihrer Eingeschlossenheit und ihrem obskuren Dasein in den einzelnen Bezirken zum allgemeinen Besitze wurde, und in dem Augenblick, wo sie übersehbar und bestimmt dastand, das Schicksal und der Götterhimmel und der Heroenkreis, war die Spannung gelöst und das Bewußtsein kam darauf, daß hier doch etwas geschaffen sei und daß die göttlichen Geheimnisse erst in dem Munde der Menschen zu klingen beginnen. Das Ganze, das jetzt erst Religion sein sollte, zerfiel in seine Teile, früher, wo das Ganze dunkel war, schien auch der Teil ungewiß und war darum nur religiös zu erleben, nun erschien der Teil darstellbar und klar und er wurde zum

Mythos, von dem man singen kann und der sich im Stein isolieren läßt. Vom Munde der einen Generation ging es zum Munde der anderen, und er wurde immer weniger geheimnisvoll und immer mehr die Sage und Mythologie, die zur Freiheit des Künstlers wurde. Es war, wie der Philosoph aus der Dunkelheit der Kosmogonien die freie Klarheit seiner Metaphysik sich baute. Und wie beim Philosophen die Philosophie, so blieb die Kunst, die die Religion retten wollte, schließlich allein übrig. Die göttlichen Gestalten erschienen immer freier und schöner, aber das Bild war das Wichtige daran und trat so beherrschend auf, daß man vergaß, daß es ein Abbild sein sollte.

Ein ähnlicher Vorgang spielte sich in ähnlicher, unterirdischer und von keiner Theorie reflektierten Weise in der Renaissance ab. Hier waren natürlich die Gegensätze entschiedener und weiter auseinander getreten. In der christlichen Welt war freilich keine Spannung zu lösen; denn die Spannung war darin immanent und notwendig und das Prinzip selber. Es ist ganz deutlich zu sehen: da ist das Gespannte der Gotik und da das Starre der Byzantiner, und hier das Runde der Florentiner und die Pyramide des Lionardo und das Oval des Raffael. Das Gleiten und Hinüberfließen zum beruhigten Bilde konnte sich nur innerhalb dieser Renaissance abspielen. Was ich als historische Gegebenheit in reiner Isolierung sehen muß, ist freilich ein Prozeß; ich nehme auch dessen Wesen und habe da eben den Akt der Mythologisierung und sehe wieder, wie die Form sich loslöst und zum Mythos der Schönheit wird, und wie die Inhalte frei werden und mit sich spielen lassen und doch in der Schönheit gerettet sind. Man sollte, meine ich, einmal dem nachgehen, wie die Renaissance die Gestalten ihrer Bilder von Generation zu Generation in Geste und Mienen und Kleidung freundlicher zusammenrückt und sie vertrauter in Zufriedenheit und Wohlsein inmitten der eigenen Landschaft wohnen läßt, bis es zu den ganz geschlossenen und befriedigten Bildern kommt. Kein Zweck soll mehr außer dem Bilde sein; von einer Abbildlichkeit im religiösen Sinne ist so wenig mehr die Rede, daß Lionardo, auch wenn er von kirchlichen Darstellungen spricht, immer den ganz allgemeinen Ausdruck der Historie hat. Die religiösen Inhalte entfernen sich vom Bewußtsein in solchem Grade,

daß sie dem eigentlichen Leben fremd in einer eigenen distanten Welt leben und ruhig geworden sind und nicht mehr herüberreichen. Die Renaissance, die nur an die eigene Schöpfung glaubte, brauchte diese Welt der kühlen Mythologien; in der Schönheit wurde sie zum Schweigen gebracht. Hier war der Beruf und die Aufgabe der Renaissance.

II.

Aber die Ruhe der Bilder blieb nicht unangefochten. In den germanischen Ländern erschütterte sie der Stoß der Reformation und brachte sie um ihre Wahrheit, in Italien, wo schon Michelangelo die letzten Möglichkeiten der geschlossenen Gestalt erschöpft hatte, löste der Gegenstoß der Jesuiten in der Kunst vollends ein entschieden neues Prinzip aus. In rein formalem Sinne bleibt zwar die Entwicklung von der Renaissance zum Barock ein Kontinuum: die höchste Form der Zusammenfassung der bildhaften Erscheinung war nur mit dem entschiedensten Pathos und der Anspannung aller vereinigten Glieder zu leisten; die renaissancehafte Kongruenz der Teile schlug notwendig, auf ihren letzten Ausdruck gebracht, in ihr Gegenteil um, wo alles Teilhafte zugunsten des Ganzen aufgelöst und in einer Bewegung fortgerissen erscheint. Der Rahmen bleibt immer noch die Grenze und das Bild wird nie geopfert, der stürmischste Affekt bricht sich an einem Punkte, der — soweit er auch immer hinausgeschoben wird — dennoch das Überspannteste in sich selber zurückschlingen läßt. Für das künstlerische Bewußtsein der Renaissance hat das Bild keinen Zweck außer sich, es herrscht und hat sein Reich, die göttlichen Inhalte sind in vorherbestimmter Harmonie mit der Göttlichkeit der Form, und Gott ist selbst an dieser Göttlichkeit zum Namen geworden; Gott auch hat sich hier sublimiert und ist ein Teil geworden, der klar und übersehbar in dem Höheren des Stils, in der Atmosphäre des großen Formenreiches lebt. So gewaltig war die Jenseitigkeit der Renaissancekunst, daß sie das Höchste noch diesseits fand, noch allzu beschwert, und es heraufhob und ruhend machte.

In den Barock dagegen brach der Schein von den neuen großen Erhebungen des Diesseits hinein, auch in der Kunst will der Mensch aus den Schranken heraus; es scheint, ihn ziehe wieder die Unend-

lichkeit, aber es bleibt beim Schein, er wird zur Weltlust pervertiert, und so sieht man diese Kunst in all ihrer Sehnsucht nach einer Auflösung dennoch überall irgendwie tief befangen und gebunden. So oft auch die Erlösung von oben her alles Gespannte hinauf zu reißen scheint, immer ist dabei das unbewußte Ideal zu spüren, das irdische Aufrecken, die irdische Kraftentfaltung zur gewaltigsten Erscheinung gebracht zu haben, das Oben ist hier immer ein Vorwand, damit das Unten ganz lebendig und nahe herangebracht werden könne, und dennoch nicht unmittelbar und schamlos sich gemein mache. Jetzt erst wurde gesagt, was in der Renaissance unmöglich war: daß die Kunst Schein sei. Für die Renaissance war das Bild Realität in dem hohen Sinne, wie Gott wirklich ist für den Frommen. Der Renaissancekünstler dachte nicht daran etwas vorzutäuschen, dies war für ihn keine Frage, ob er an die Madonna glaube, die Madonna war für ihn bestimmt die auserwählteste und lieblichste der Frauen, und außer dieser Vorstellung gab es nichts weiteres für ihn, denn er konnte sich in ihr völlig erschöpfen. Im Barock konnte sich die Kunst nicht in dieser reinen Selbstgenügsamkeit erhalten, und man sehe zu, was das bedeuten mußte, da ja noch immer das Formgefühl der Renaissance herüberragte und die Grenze, der Rahmen peinlich geachtet wurde. Der Barock, sagte ich, wollte teilhaben an dem Aufschwung des erregten Lebens, und da tritt nun die Antinomie auf, die seitdem nicht mehr aus der Kunst verschwinden sollte, ich meine: Die Kunst sollte das Äußerste des Lebens sein, dies stand fest, aber das Äußerste war nicht mehr in eine Jenseitigkeit hineinzubringen, denn dort war entweder die Bilder- und Namenlosigkeit des Gefühles, die Mystik und der Pietismus, zu Hause, oder der Zweifel hatte sich da eingeschlichen und alles dunkel gemacht. Der Zweifel an irgendeiner Jenseitigkeit aber wendet sich gleich zum Zweifel an der Kunst, in diesen Zweifel nun hat sich die künstlerische Kraft des Barock tief, mit der Frische des Beginns, hineingebohrt, sie hat ihn produktiv gemacht, und sie ist an ihrer Antinomie, daß sie ein Äußerstes sein sollte und doch nicht transszendieren dürfe, an dieser lockenden und doch immer bloß möglichen Möglichkeit ganz umzuschlagen und ganz außer sich zu kommen, zum großen Stile geworden. Denn aller Ton lag ja auf dem Leben, auf dem vielen Unentdeckten, was dieses

Wort eingeschlossen hielt, und es war unmöglich, daß die Kunst ein genügsames Reich bliebe: das Leben scheint nicht mehr das wirre Leben der Renaissance, das einer Überbauung, einer Rettung in die Schönheit bedurfte, sondern das Leben fordert jetzt für sich selber alle Bemühungen, und man sah es jetzt, man mußte zu dieser Einsicht kommen, daß das Leben, das wirkliche, gelebte Leben, ein anderes sei als die Bilder und Formen, in denen zwar auch dieselbe Welle des Lebens floß, aber ewig und ruhend geworden und gleichsam ohne Antwort auf die vielen Fragen, die damals gebietend sich vor alle Dinge stellten. Darum nannte man das Leben das Wahre, das Eigentliche, auf das es ankommt, und die Kunst nannte man den Schein oder auch den schönen Schein, denn in der Kunst sollte das Schöne sein, es hatte da seinen Platz, im Leben war es verächtlich, oder doch irgendwie nicht zur Sache gehörig. Die Schönheit tritt aus dem mythischen Charakter einer Idee heraus, sie verliert sich allmählich an die bloße Form im Sinne eines Mittels: sie ist nicht unmittelbar mehr, sie hat keine Wahrheit, keinen substantiellen Gehalt mehr in sich, sie ist ein Schein, der die schweren und undurchsichtigen Dinge leicht und durchscheinend macht, aber man bleibt dabei, daß die Dinge schwer und undurchsichtig sind, man vergißt es nicht, wie man es in der Renaissance vergaß, denn da war die Schönheit die Rettung gewesen. Hier aber, im Barock, kommt darum das merkwürdige Spiel und Gegenspiel zustande, das sich im gegenseitigen Zuruf imposant hinaufsteigert und das Große dieses Stiles wird: da stürzen sich die schweren und noch ganz unmenschlichen Dinge in die Schranken der Formen und stoßen sich noch und wollen sich nicht ordnen lassen, die Landschaften, die toten Gegenstände, die Irrationalitäten der Gesichter, und dort wird die beruhigte Linie der Schönheit immer inhaltsloser, löst ihre festen Konturen auf, spielt buhlerisch und eins ins andre ziehend um die Dinge und schafft die Atmosphäre des Scheins, das Halbdunkel der Unkontrollierbarkeiten. Die Kunst sollte das Leben sein, wie es sich zum äußersten bringen ließe, sie sollte eine tönende Musik sein zu den pathetischen Vorgängen des Lebens, und sie war doch um dieser gewußten Musik willen verurteilt der Schein zu sein und auch ein wenig die Lüge und die Verzerrung. Es kam darum so, daß man auf diesen Schein

trotzte und das Scheinende noch scheinender machte, indem man es immer näher an das Leben rückte, es kam so, daß man in die Kirchen trat, wo nicht mehr alles geordnet war wie für ein seraphisches Auge, das jedem Ding immer ganz nahe ist und allen Raum bewältigt, sondern wo man gleich an der Tür wie durch das Dichte eines Waldes auf die Lichtung des Chores geführt wurde und wo die Säulen unmerklich aus der Geraden gerückt waren, um dem irdischen Gesichte die Illusion zu geben. Ja, die Kunst war hier das Reich der Illusionen geworden, der gewollten Täuschungen, man wollte bestimmt täuschen, man hatte es ja durchgemacht, daß man mit der Wahrheit des schlechten Lebens nicht fertig wurde und daß sie nie zu bewältigen war. Man mußte täuschen, wenn man das Werk haben wollte, denn die Jenseitigkeit war nicht zu haben, aber im Schein wurde die Wahrheit als die Erlösung und die andere Jenseitigkeit gefunden. Der Barock ging aus die Wahrheit zu suchen und er fand den Schein als die äußerste Wahrheit: Rembrandt aber hat diesen ganzen Weg am Ende noch einmal gehen müssen, nur umgekehrt, er suchte und fand wie Saul, der ein König wurde. In Rembrandt hat sich der Barock auf den Kopf gestellt, er hat ihn das oberste zu unterst gekehrt, er hat ihn erledigt und es war nachher nichts mehr an ihm zu finden. Sehe man sich doch einmal das Gastmahl zu Emmaus an (ich meine das spätere der Bilder), da wird dies deutlich werden müssen. Dies Bild heißt in Worte übersetzt: da wurden ihre Augen geöffnet und erkannten Ihn. Man muß verstehen, wäre dies Bild in der Renaissance gemalt, so würde es heißen müssen: ihre Augen waren offen und der Herr ging in sie ein. Denn das ist doch klar geworden, in den Renaissancebildern ist keine Zeit mehr darin, man sieht höchstens noch den leisen Anstoß, den die Menschen und die Dinge sich gegeben haben, um nun für ewig in der Seligkeit ihrer Ruhe sich ausbreiten zu können. In den Barock ist das Da, die Zeit hineingekommen, in den Barock ist das Geringe, das Unfaßbare des Augenblicks, dieser letzte und höchste Schein, hineingekommen. Das Gastmahl zu Emmaus wäre nie in der Renaissance gemalt worden, oder es wäre dann eben das Abendmahl. Das Gastmahl zu Emmaus bedeutet als Geschichte nicht viel, es ist ein kleiner Zug, ohne Folgen, es ist auch nicht auffällig und

absonderlich, wie etwa die Geschichte vom Tobias mit dem Engel und dem Fische, das in der frühen Renaissance gemalt wurde, wo man das Auffällige liebte, weil man so leichter aus dem Leben heraus kam. Was ich sagen wollte: der Barock mußte seinen ganzen Pomp aufgeboten haben, alle Flüchtigkeiten seines Scheines erschöpft haben, damit Rembrandt kommen könnte, der mit diesem Schein begann und ihn nun von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer suchte, bis er ihm ins Herz drang, bis er das Gastmahl zu Emmaus malte, diese Unscheinbarkeit! Die Kunst des Barock ist damit fertig geworden, sie ist über sich hinausgekommen vom Schein zur Unscheinbarkeit, denn es hat sich in diesem Gastmahl der Schein des Scheines enthüllt, die Zeitlichkeit, die gleich ihren Tod in sich hat, man sieht das doch, man fühlt, da ist nun die Wahrheit hereingebrochen, die leuchtende Unscheinbarkeit des Herrn.

III.

In Rembrandt also hat sich die Flut des Barock, da sie sich so stark und herrlich überschlug, sich brechen müssen, auf der Oberfläche bleibt nun das Spiel und es verläuft sich farbig und seicht im Sande. Bevor ich aber vom Rokoko und seinem durchscheinend — undurchdringlichen Grunde spreche, muß ich noch davon reden, zu welchem Begriff sich das mythologische Bewußtsein der Renaissance durch den Barock hindurch abwandelte, damit man die Entzweiung deutlich sähe, die nachher im Rokoko eklatant wurde. In der Renaissance war das Bild die symbolische, die ganz erfüllte Wirklichkeit, das Bild war einfach die Wahrheit, es gab nichts mehr über ihm und nichts mehr unter ihm. Denn Oben und Unten standen nur scheinbar da, es war in ihnen nur soviel Wahrheit, als Streben in ihnen nach dem Bilde war. Die Religion, sagte ich, mußte Mythologie werden, um eingehen zu können, und auch das Leben durfte nur das bedeuten, was in seiner wirren Fülle Gesetz und Haltung versprach: die Geschichte, die auch ihrerseits mythologisch werden konnte, die Helden und die eingesetzten Würden. Den Schatz dieser Mythologien hat der Barock überkommen, dies konnte offenbar nur um den Preis geschehen, daß ihre Symbolik da allegorisch werden mußte. Denn die Symbolik der Renaissancemythologien war hier, wörtlich

gesagt, außer sich gekommen, die Symbolik lag nicht mehr allein in dem Bilde darin, das Bild der Renaissance war selig in sich selber, das Bild des Barock trägt seine Seligkeit zu Lehen, es ist gleichsam darin der prächtige Widerschein von einem so gewaltigem Feuer, daß sein ursprünglicher Glanz nicht zu ertragen wäre. Der Barock ist in einem ganz hohen Sinne uneigentlich, er ist kein reiner Spiegel der Dinge mehr, er hat eingesehen, die Dinge sind immer das andere, das Unfaßbare, und so übertreibt er und täuscht mit Bewußtsein und begnügt sich damit, daß er ahnen lasse, die Wahrheit läge anderswo. In diesem Sinne ist er Allegorie und auch Rembrandt ist Allegorie, denn es gibt bei ihm immer eine Stelle, eine Geste oder einen Blick, wo aus dem Bilde hinaus gewiesen wird in die Bilderlosigkeit. Die kühlen Mythologien der Renaissance sind vom Barock aus ihrer Ruhe gelöst worden, das Leben kommt in sie hinein, aber nur als die Allegorie des Lebens, denn von den Mythologien heißt es nun, sie seien die Fabelwelt, die Welt rührender und ergötzlicher Geschichten, nach Wahrheit dürfe da freilich nicht gefragt werden, aber in dieser bunten, reichen und umfassenden Welt konnte das Leben herrlich gefaßt und sichtbar werden, das andere gerade, das uneigentliche, die Uneigentlichkeit sollte ja gesucht werden, die von der bedrückenden Strenge der irdischen Gebundenheit erlösen könnte. Das Suchen nach dieser Uneigentlichkeit hat den Barock als Stil zusammengehalten, ich sagte, der Barock hat den Schein gefunden, aber er hat ihn blind gefunden, er wollte die Wahrheit und kam auf den Schein, und im Schein wollte er nur immer die Uneigentlichkeit haben, er wollte die Uneigentlichkeit im Scheine betonen. Der Barock ist wie der Mensch, der seinen Traum auch im Wachen noch festhalten will, und da er sich sehr an ihn klammert und ihn oft sich zurückruft, mischt er manches von seinem wachen Leben in ihn hinein und ist sich dessen nicht bewußt: so ist die Uneigentlichkeit des Barock nie rein geworden und Schein und Wahrheit fließen in ihm ewig durcheinander, man kann es auch so ausdrücken, im Barock liegt die Wahrheit immer an der Grenze und strahlt hinüber und herüber, es kann so sein, daß eine Grenze um das Bild gezogen ist und es heißt ausdrücklich: damit ist der Schein umschrieben, der Schein weist ausdrücklich darauf hin, daß draußen das Andere

ist, das Unfaßbare, oder es kann auch sein wie bei Rembrandt, daß schon ein Blick oder eine Geste die Grenze des Bildes wird und der Schein entblößt sich an ihnen und wird zunichte.

IV.

Wenn ich nun zum Rokoko komme, so will ich zuerst sagen, daß der Weg von der Renaissance über das Barock klar und gesetzmäßig zum Rokoko hinführt und daß er mit runden Worten zu umschreiben ist — ich muß mich da notwendigerweise wiederholen. In der Renaissance herrschte das Bild, da war alles beieinander, im Barock war das Bild das Spiel des Scheines mit der Wahrheit, aber das Spiel des Bildes war gebunden, es führte nur allegorisch aus sich heraus, auf das Andere, es blieb doch in sich, im Trotz seiner Uneigentlichkeit, und im Rokoko ist nun der Trotz verschwunden und das Spiel des Bildes ist ganz frei geworden und steht ganz gleichgültig allem anderen gegenüber. Das Rokoko kennt gleichsam die Welt nicht: denn das ist eine schlechte Wahrheit, daß das Rokoko die Welt nur von der leichten Seite kenne. Wenn man da sieht, daß im Rokoko nichts ernst genommen wird, so soll man auch den Charakter dieses Unernstes sehen und erkennen, daß da eben von vornherein auf allen Inhalt, zu dem irgendwie eine Stellung gefunden werden muß, verzichtet worden ist. Man soll erkennen, diese Welt der Tändeleien hat in sich die strengste Verpflichtung die ganze Welt zu sein, es ist gar nicht auszudenken, wie es neben ihr noch etwas anderes geben könnte. Ich sage darum, das Rokoko ist völlig indifferent gegen die Wahrheit, das Rokoko ist die Kunst in ihrer höchsten Gleichgültigkeit, alles spielt da nur in sich selber, und es mußte so kommen, die Renaissance hatte den Weg gewiesen, wie die Kunst in der Selbstischkeit gegen Gott bestand, der Barock war hinter den Schein der Selbstischkeit gekommen und hatte doch in dieser Einsicht beharren müssen, das Rokoko wirft die Einsicht ganz beiseite, es kümmert sich nicht mehr um sie, sein Schein ist kein Schein mehr: denn der Schein hat die Wahrheit als das andere sich gegenüber. Der Schein des Rokoko ist seine ganze Welt, außer diesem Schein gibt es nichts weiteres, man achte darauf: sowie das Rokoko sich auf etwas anderes besinnt, auf irgendeinen Inhalt,

auf irgendein Pathos, ist es nicht mehr das Rokoko, es muß dann zu alten Formen greifen, es muß klassizistisch werden, oder es muß rhapsodisch werden, es muß stammeln und die Prophezeiung einer neuen Kunst sein. Das Rokoko ist so subtil in seiner Künstlichkeit geworden, daß es unendlich empfindlich ist und immer bereit zu sein scheint, sich ganz aufzulösen, das Bild des Rokoko ist nahe daran ein Teppich zu sein oder ein Stück der Tapete oder sonst etwas Kunstgewerbliches. Es hat sich im Rokoko die absolute Entzweiung vollzogen, das Rokoko hat die Konsequenz aus der Renaissance gezogen, da der Barock den Bruch nicht heilen konnte, es ist mit dem Rokoko der merkwürdige Punkt in der Geschichte gekommen, wo die gewaltigste Spannung, das stärkste Auseinandergetriebensein von Gott und Welt, von Geist und Seele die Kunst ganz spannungslos gemacht hat, ganz in sich spielend, denn es sollte sich hier zeigen, daß die Kunst die großen Dissonanzen nicht erträgt, daß sie nicht alles umfaßt, sondern daß sie sich immer auf die Seite stellt, wo sie ihr Reich und ihre Ruhe finden kann, und im Rokoko hat es sich nun ganz entschieden gezeigt, daß sie für sich bleiben muß und nicht mitmachen kann, wenn die Disharmonien des Lebens zu stark geworden sind.

Die Welt des Rokoko ist so sehr Oberfläche geworden, daß, soviel auch der Grund durchscheinen mag, er doch ganz undurchdringlich ist, und man muß sagen, daß das Rokoko der äußerste und entschiedenste Stil ist, zu dem die Kunst hat überhaupt durchdringen können, man muß weiter sagen, daß die Kunst hier wieder anonym geworden ist wie in den frommen Zeiten. Der Gotiker ist ganz durchdrungen von Gott, er steht im Dienste des Höchsten und gibt seinen Namen auf, der Rokokokünstler hat mit nichts mehr etwas gemein, er ist ganz undurchdrungen, nichts rührt ihn an, und so ist auch sein Name gleichgültig, die Bilder sollen alle eins wie's andere sein, denn es ist ja kein Grund vorhanden, warum sie verschieden sein sollten. Man weiß vom Rokoko, daß seine Benennung von jener Muschelform stammt, die in der Renaissancearchitektur die Rolle eines dienenden Teiles hatte. Es ist wichtig, daß aus einem so völlig leblosen Zierstück das Rokoko mit peinlichster Unermüdlichkeit seinen ganzen ornamentalen Aufwand bestritten hat, und nichts kann den

Charakter des Rokoko deutlicher machen als die Hingebung und das Raffinement, mit der diese ganz abstrakte und gleichgültige Form abgewandelt wurde.

Nun aber folgt aus diesem Verhältnis ein weiteres: die Renaissance begann damit, die Bilder in einen Rahmen zu zwingen, die Kunst war für sich in Harmonie, draußen war das andere, das wirre Leben. Aber die Herrschaft der Bilder mußte da gleich ihre Macht ausüben. Denn die Geschichte bleibt nicht in der Einseitigkeit befangen, daß nur das Leben zum Bilde strebt, sondern das Bild auch wendet sich dem Leben zu, klärt vieles auf und macht es ausdrücklicher. In der Renaissance hat die Kultur der Bilder auch eine Kultur des Lebens befehlen müssen. Am besten hat sie da wirken können, wo das Leben der Mythologie am nächsten war, am Hof und an der Kirche, und hier wieder hat sie am nachdrücklichsten Ordnung, Schmuck und Ruhe hineinbringen können, wo das Leben stumm war und nur ein großes Zeichen sein sollte, in das Sitzen in der Würde, in das Symbolische der Zeremonien und in den Pomp der Feste, die gleichsam immer für das spätere Gedächtnis hergerichtet waren. Ich will da an den Laurentianischen Festzug erinnern, wo man einen nackten Knaben ganz mit Gold überzog, man konnte sich das goldene Zeitalter nicht anders dargestellt denken, und es war gleichgültig, daß der Knabe nachher daran sterben mußte. Ist es denn nicht so, daß das Leben in der Renaissance nicht um des Lebens willen da zu sein scheint, sondern insofern es irgendwie in einen Rahmen geordnet ist, insofern es gestellt ist, scheinen nicht die Kostbarkeiten der Stoffe und seltenen Steine von der kühlen Haltung der Bilder her geschätzt zu sein, scheinen nicht die Menschen in den Möbeln und Kleidern ihrer Bilder zu leben, und darum ein wenig hilflos und traurig? Denn der Mensch wußte da noch um seine Nacktheit. Aber im Barock beginnt das Fleisch zu blühen, es will aus den Gewändern heraus, aber der Wurf der fliehenden Gewänder ist das Wichtigere dabei. Nicht daß das Fleisch triumphiere, — so unvermittelt steht es nicht im Barock — sondern daß die Hülle falle, und das ist etwas anderes, das ist die typisch allegorische Haltung, die immer zwei negative Vorzeichen braucht, um ein Positives zu bezeichnen. Auch das Leben also wird allegorisch im Barock, man

beginnt mit Bewußtsein ein Doppelleben zu führen und immer weist eines auf das andere hin. Wie im Bilde der Kampf des Scheines mit der Wahrheit herrscht, so wendet auch der Schein des Lebens sich gegen die Wahrheit der inneren Brust, und der Schein wird vor ihr zum Pomp und zur Maskerade; er herrscht zwar immer, aber er hat das andere erkannt und bleibt in dieser Qualität. Und da nun auch das Bild zur Illusion geworden ist und der Augenblick darin sichtbar geworden ist, kann sich die Kultur der Bilder ungehemmt in das untere Leben, in die Hast herunterbegeben; der Mensch umstellt sich mit dem erdrückenden Prunk einer ganz uneigentlich gewordenen Pracht. In der Renaissance war nur das Stummsein, das Statuarische des Lebens vom Bilde betroffen, im Barock wird auch das Ungebärdige und der Fluß als Geste begriffen. Julius der Zweite hieb, wenn er zornig war, vom apostolischen Stuhl herab auf die Bischöfe ein, Ludwig der Vierzehnte aber warf, wenn er die Wut in seiner Faust zu spüren begann, lieber seinen königlichen Stab zum Fenster hinaus.

Dies ganze Verhältnis von Bild und Leben wird jedoch erst für das Rokoko wahrhaft wichtig und hat erst da seine metapsychologische Notwendigkeit. Denn in der Renaissance ist das Bild in sich und das Leben ist gleichgültig, im Barock ist an der Grenze des Bildes schon alles gesagt, und was sich von da aus ins Leben fortsetzt, ist doch immer wieder nur in der Annäherung zum Bilde verständlich. Diese beiden Stile wollten eben keine Atmosphäre um sich schaffen; sie hatten, was in der Atmosphäre des Lebens zum Bilde hindrängte, groß und entschieden gesteigert, sie hatten das Atmosphärische des Lebens im Umkreis ihrer Kunst vollkommen gereinigt, und man kann immer nur durch einen Sprung vom einen aufs andere schließen. Im Rokoko dagegen klafft zwischen Bild und Leben kein Hiatus mehr, der Rahmen des Bildes ist auseinandergebrochen und fast mit den Windungen seiner zierlichen Arabesken auch das Lebendige in sich. Hier tritt nun — zum mindesten — ein sehr tiefes Paradoxon auf, und es wird gefragt werden müssen, ob nicht damit eine ästhetische Unmöglichkeit behauptet sei. Denn das muß doch ein Gesetz von absoluter Gültigkeit sein, daß das Werk immer ein Jenseits des Lebens darstellen soll; ich habe beim Barock angedeutet, daß da zwar eine Antinomie bestehen kann, aber diese

Antinomie ist da eben ein Diesseits geworden, ein Anstoß zum Werk, das Werk selber konnte nicht anders als jenseits bleiben. Es entsteht beim Rokoko die Alternative entweder an seiner Kunstqualität zu zweifeln oder die Qualität des von ihm umfaßten Lebens selber als ein Jenseits anzusehen, als eine metapsychologische Ordnung, und da ich den Zweifel nicht habe, da er mir vom Prinzip des Rokokostiles selber ganz ausgeredet worden ist, muß mir dasselbe Prinzip auch dies merkwürdige Jenseits des Lebens klar machen können. Es hieß: das Rokoko kenne die Welt nicht, denn es ist selber in sich die ganze Welt. Und ich muß nun hinzufügen, diese Welt ist ganz Form geworden. Die Renaissance hatte noch die Aufgabe die göttlichen Inhalte ihrer Bedeutung zu entkleiden, und das Barock hatte noch den Kampf mit den zu schweren irdischen Dingen. Das Rokoko ist ganz allein Form in sich selber spielend, und was da sichtbar wird an Dargestelltem, das ist ganz leer und hält nichts in sich, das ist nur Spiel der Form und will nichts bedeuten. Nur das wird deutlich: es soll außer dieser Form nichts weiteres geben. Und hier ist nun der Punkt, wo es notwendig wird, daß die Form auch in das Leben eingreife und ihre Verpflichtung da sich vollends bewähre. Das Paradoxon des Rokoko beruht darauf, daß die Kunst auf ihre höchste Spitze, auf die höchste Gleichgültigkeit gebracht, auch gleichgültig wird der Distanz gegenüber, die sie vom Leben trennen soll, und daß hier kein Unterschied gesehen werden kann. Das Bild ist anonym geworden, der Genius des Künstlers tut nichts zur Sache, es kommt nur auf die Geschicklichkeit an, alles ganz mit der Form durchdrungen zu haben, dies ist das Gesetz, und seine anonyme Harmonie, die nicht auf die Einmaligkeit des Werkes sich beschränken kann, umfängt auch das Leben und hebt es aus seinem dunklen Grunde hinauf in die Tyrannis ihrer Ordnungen. Darum ist es geboten hier von einer metapsychologischen Qualität des Lebens zu sprechen, weil die Tyrannis der Bildkultur dieses atmosphärische, alles durchdringende Gefühl geschaffen hat, daß auf die Ursprünge und Gründe, auf alle geheimen individuellen Gesetze und Zwecke keine Rücksicht falle, daß alles in dem einen erhöhten, in sich vollendeten und reinlichen Stilbereiche vor sich gehe, wo der Schein kein Schein mehr ist, sondern gleich die ganze Welt.

V.

Die Idee, die die drei Stilkomplexe als höhere Einheit unter sich begreift, ist das Herrschaftsprinzip der Form oder besser des geformten Bildes. Das geformte Bild war selbstgerecht und selbstgenügsam geworden, die religiöse Abbildlichkeit war aus ihm verschwunden und die Verehrung, die vorher dem Abgebildeten galt, rückte nun das freigewordene Bild, das allen Inhalt, der von oben oder unten hätte kommen können, unter die eigenen Gesetze brachte, in das bestimmte, gesonderte Reich der Kunst, das durch die drei Epochen hindurch für sich leben konnte und so gewaltig wurde, daß es am Ende auch das Leben zu sich heraufzog. Mit dieser Überschreitung seiner Machtbefugnis aber war das Bild allen Gefahren preisgegeben und sowie im Rokoko einmal das Gesetz der Stilverpflichtung außer Acht gelassen wurde, das heißt sowie ein Pathos oder ein seinsollender Inhalt in die Welt des Rokoko einbrach, mußte die Idee der Kunstherrschaft zu Falle kommen. Im Rokoko selber, in der spielerischen Welt der Form, hatte sich die Möglichkeit zum Sturze der Idee vorbereiten müssen. Denn die Inhaltslosigkeit, das Spielen der Form in sich selbst, konnte keine rein ästhetische Angelegenheit mehr bleiben, alles Ästhetische ist irgendwie abstrakt und von irgend einem Substantiellen abgezogen, das Ästhetische hat den Verzicht und die Beschränkung in sich. Das Rokoko aber war in seiner bestimmten Normierung des Lebens so sehr Welt in sich, daß es draußen nichts mehr sah und sich überallhin ausbreiten zu können glaubte. Das Paradoxon des Rokoko wurde darin gesehen, daß die Kunst in ihrer höchsten Gleichgültigkeit auch gleichgültig wurde den Grenzen gegenüber, die sie vom Leben trennt, und dieses Paradoxon muß nun dahin erweitert werden: das Ästhetische, das alle erreichbaren Formen des Lebens durchdrungen hat, muß notwendig zu einem außerästhetischen Charakter umschlagen, wo die Formen und die Künstlichkeit, das Spiel der Inhaltslosigkeit selber als wahres Leben und reine Unschuld aufgefaßt werden. Das Rokoko hat sein eigenes ästhetisches Ideal wirklich gelebt, es hat die Kluft übersprungen, die die Sehnsucht zwischen Form und Leben gespannt hat, und es scheint mitten im Paradies der Erfüllung. Das Rokoko hat ganz die Form der paradiesischen Idylle und es wird gleich-

gültig, ob die Bilder wirklich gemalt und die Verse wirklich gedichtet werden, da ja hier die Natur selber der Künstler geworden zu sein scheint, der alles künstlich schön zubereitet hat. Das Rokoko hat die Herrschaft der Kunst so weit getrieben, daß sie Natur geworden ist, und mit dieser Auffassung ist es reif geworden und mußte an seine Grenzen stoßen. Das Rokoko stand in dem Augenblick vor seiner Revolution, wo eingesehen werden konnte, daß es eine Unform und eine Entwicklung des Lebens gibt und daß Natur erst im Geiste des Menschen zum Bilde wird. Aus der Revolution dieser Erkenntnis ist die Romantik hervorgesprungen, der nun die Aufgabe übergeben wurde von einem Prinzipe her die Trennungen wieder zu versöhnen, die durch die Selbstgerechtigkeit der Formen seit dem Mittelalter auseinanderklafften.

Friedrich Burschell.

AUS DEM ZYKLUS »LOB DES EINFACHEN LEBENS«

SONETT AN DIE GELIEBTE

(Geliebte! Kind!
Wie ist es schön,
Daß wir beisammen sind.)

Du bist nur Traum und Haut und Hauch und Pore
Und rosa Seidenglanz in deinem Ohre
Und Ewigkeit, zu Kinderspiel gewillt,
Blutkreislauf du, in warmes Fleisch gehüllt.

Du Mund in Unschuld, Nase ohne Sinn,
Du Backe, einer roten Welle gleich,
Die gleitend steigt, du rund und freudenreich
Gewundnes Kinn und Stirne, Herrscherin...

(Geliebte! Kind!
Wie ist es schön,
Daß Wolken gehn und Winde wehn.)

In diesem Reiche von Analphabeten,
Laßt mich zu euch, in euren Schatten treten!
Hier ist der einz'ge Ruheort der Welt,

Mein Pol und Stolz, der Atlas, der mich hält,
Friedhof des Denkens, Spülbad, süß und blind,
Und Ruhe wie im kühlen Wäschespind.

(Geliebte! Kind!
Wie ist es schön,
Daß wir gesund und wirklich sind.

Geliebte! Kind?
Wie ist es schön,
Daß wir einander nicht verstehn.)

AN EIN MÄDCHEN IM THEATER

Auf dem abonnierten Sitz im Theater, Mädchen, wie schön
Atmest du Regel aus, holde Gesetzlichkeit.
Nicht umschweifend wie ich, von frevler Einsamkeit gährend,
Trägst du am schaurigen Sumpf irre Fackeln dahin.
Einem Sternbild vielmehr vergleich ich dich, wenn du in Zeiten
Gleichen Abstandes hell aufgehst im nämlichen Kreis,
Stets dich der gleichen Nachbarschaft freust, wie unter Gestirnen
Göttlich ewiges Recht Platz und Gesellschaft bestimmt.
Lüsterne schielen nach Wechsel. Doch du, die immer den gleichen
Klatsch der Nachbarn erträgt, du mit schweigsamem Mund,
Die das gleiche Opernglas auch den wenig verschiednen
Kleinstadtspielen erhebt, achtsam, weil so sich's gebührt,
(So erscheint der Orion seit je unter minderen Sternen,
Blickt gelassen sie an, blickt und störet sie nicht)
Lernte ich doch an dir, du engelhaft einfache Seele,
Was mir am schwersten fällt: Walten ruhiger Pflicht,
Die das ihre in Frieden tut und ohne Erbittrung. —
Doch du, seliger Stern, glänze und tröste so fort!

AUSFLUG MIT DEN ELTERN

Der Vater, kaum der Eisenbahn entstiegen,
Vernimmt den klar und dunklen Kuckucksschall
Aus Wäldern, die in langen Mulden liegen,
Und nahe Felsen geben Widerhall.
Gleich richtet er sich auf, er möchte fliegen,
Und fragt mit Lust: »Wo ist der Wasserfall?«

Wenn Mühe abfällt, wenn das Schollenland
Die Stadtangst und den Ärger wie ein Schwamm
In seine tausend Poren nimmt und bannt,
Wenn dann im großen Forste Stamm bei Stamm
Uns kühl behütet und der fremde Rand
Des Hochgebirgs erstrahlt mit Alm und Klamm,

Dann fühlt ihr, liebe Eltern, endlich wieder:
  Was leben heißt und wie man munter ist.
O Mutter, lache nur vom Abhang nieder
  Dein Lachen, das man sonst noch ganz vergißt.
Jetzt füllt es mir wie Licht den Kopf, die Glieder
  Und dreifach spüre ich, wie gut du bist.

O möge niemand meine Rührung tadeln,
  Da ich euch schreiten sehe, da im Schwung
Der glatte Boden brauner Tannennadeln
  Unter euch hinweicht und Begeisterung
Mit allen Kräften, die das Leben adeln,
  Aus einem Quell euch anhaucht, eisig-jung.

Schon mischt sich starke schöne Wanderröte
  In eurer Runzeln schwache Zeichnung ein.
Ein Steingeröll bringt Vorsicht, Stolpernöte,
  Im Tale unten wird es besser sein.
Nun ebnet sich der Weg und nur erhöhte
  Baumwurzeln krümmen seltner sich herein.

Es dunkelt und der Mond hat seine Kühle
  Mit weißen Dünsten erdenhin gespannt.
Wie ich nun Scherze noch und Worte fühle
  Und seh dabei der Wälder dumpfen Stand
Und unter unsrem Brückchen eine Mühle,
  Mit Glitzern dran ein weites Wasserband,

Da war es nicht, wie sonst wenn ich im Freien
  Mich rege, Ahnung und erhabne Glut.
Es war nur Ruhe, ohne große Weihen
  Erdangeschmiegter Klang, beglücktes Blut,
Nun bin ich fromm bei meinen lieben Zweien
  Und reine Luft ist hier und alles gut.

ERINNERUNG AN DAS ERSTE EXIL

Da wir an Babels Wassern uns ganz glücklos meinten,
Wie nah war unser Land und unsre hellste Zeit!
Wir dachten Zions und wir weinten.
Doch jeder Muskel dieses Volkes war bereit,

Zu einem Hammer niederfallend zu erstarren.
Die jungen Männer gingen aufrecht, unverdorrt,
Ihr Sklavenmund sprach Königswort,
Und unsrer Frauen Klagen und trauerschwarzes Haar,
Das eine Wolke vor dem klarsten Himmel war,
Es machte uns vor Ungeduld zu Narren.

O eine Ungeduld riß uns, wie Jäterinnen Unkraut reißen.
Durch unsrer Seele Korn anschritt ein Zittern, streng und jung.
Und da ward nichts »schön' Blume« oder »bunter Schmuck« geheißen.
Das Böse fiel. Gott selbst hielt Musterung.

Gott war uns nah und kam in unsre Höhlen,
Da schliefen wir auf hartem Fels und Gott trat ein.
Auf unsre Wangen, blaß und kalt und rein,
Herniedertroff sein Wort gleich siedeheißen Ölen

Und macht uns laut aufheulen durch die Nacht.
O dieser Schmerz war groß, von allen Seiten
Liefen Gequälte her wie nach der Schlacht.
Einander küßte man, man mußte eng beisammen stehn,
Denn jedem war dies Gräßliche geschehn: [uns bereiten.«
»Da unser Gott des Nachts nicht ruht, wie konnten wir zur Ruhe

Nein, damals waren wir nicht elend, nein, damals noch nicht!
Wir hatten ja noch Lieder zu verstecken
Und Harfen, alle Weidenbäume längs des Stromes zu bedecken,
Und unsrer Seelen ungestüme Pflicht!

Friedloses Volk, doch damals noch nicht ganz verbannt,
Du rastest und der zweite Tempel stand.
Und was dann folgte, daß man sich nach deiner Bürde,
Nach deinem Nachtgespenst, das doch noch Gott war, sehnen würde,
Deine gottlose Zukunft war dir heiter unbekannt.

Max Brod.

BILDER AUS DEN SÜDVOGESEN

1.

WIE dieser Seee, des weißen und schwarzen, Patoisnamen: biantch mâ, nor mâ! dunkel und vokalisch heraufkommen aus der fernen Tiefe eines romanischen Dialekts, so liegen sie da, klüftig und zerrissen in der entflammten Orgel des Sturms. In den Kesseln flattert und rast das Geschiebe des Nebels, das Wasser zischt auf und dampft und die aufgesteilten Wände der Felsen bis in das Gesträhne des Fichtenmeers hinauf steigt das riesige Gejohl des Winds. Plötzlich mit überanstrengtem Gebrüll reißt der Sturm die eine Seite, frei von Nebeln, nackt auf und die Flanke des gegenüberliegenden Ufers steht steil mit ausgemeißelten und nordisch kühnen, angestrafften Linien da im leis rauchenden Wasser. Dann wirren Nebel darüber, Wolkenballen sausen brodelnd hinein und in maßlosem Aufruhr tobt die weiche Masse des Dunstes im Griff des Winds.

Über den Kamm saust der Sturm, pflückt die Worte vom Mund, rast, zischt und heult wie eine Sirene. Nimmt Nebelmassen, knetet sie zusammen, wirft sie in die Luft auf wie Fontänenstrahlen, knattert in einem endlosen Zug sie über den Kamm und klatscht sie gleich Fahnen gegen den Rand der aufsteigenden Kieferwälder, die knirschen und rauchen. Wolken fliegen wie Ballen über die Haide und schnüren die Ferne zu. Tau perlt im Gestrüpp und als zwei Hunde mit erschütterndem Gekläff hinter einem Hasen jagend Kreise über die Haide ziehen, bricht die Sonne das erste tiefblaue Loch in die Revolte.

Und nun strömt der Rauch aus den Schluchten, überall steigen aus den Altaren der Forste weiße Dampfschwaden in die ausgebreitete Wärme und Täler tauchen heraus, die schroff sind mit den Kanten der Felsen, den Kanzeln aus Granit und rotbrauner Haide.

Doch alles ist noch ohne Jahreszeit, ist so später Herbst wie es aufkommender Sommer sein könnte, ist anonyme Jahreszeit, Zeitlosigkeit im Sturm, sind Felsen, die sich beruhigen im Ansturm der Winde, Forste, die in der Sonne liegen und denen Herbst kein Blatt verfärbt und Frühling nichts bedeutet, sondern nur dieses: Sturm!

Und überall strahlend in den aufgewölbten Mittag brechen die Teiche auf und die Weiher, die tiefeingebettet in den Höhlen liegen, auf denen, leicht bewegt, die Sonne nun verzittert wie ein engmaschiges, tiefrotes Netz, oder die glasig geschliffen hochstarren gleich Jade und gedunkeltem Malachit.

Gegen die Dämmerung rast der Sturm noch einmal über den Kamm und bricht mit Nebeln ein in die Wälder des Wurzelstein, in dem die Hexen nisten. Aber der Abend wird klar und verläuft bräunlich und wie Zinnober über dem See von Retournemer. Dort steht ein Forsthaus. Vor einem halbdutzend Jahren waren wir hier, Siebenzehnjährige, und die Douaniers waren hinter uns. Aber wir vertrauten uns dem Chemin des Dames und es war ein guter Weg mit seinen Serpentinen und in einer Dachluke des Forsthauses, zwischen Gebälk und im Mond, spielten wir Karten die Nacht . . .

Spät abends in einem ziellosen Geblitz von Sternen brachen kreisende Lichter aus dem Berg und Kegel roten Lichts stachen in die Landschaft. Die Feuer brannten eine halbe Stunde und erregten den Wald und dann fuhr mit Fahnen und Geschrei ein Autobus an dem aufglühenden See vorüber.

2.

Nicht daß es ein Bad ist, Gérardmer, auch nicht daß es schön ist und köstlich und an einem See voll Zartheit liegt, will all dies bedeuten: Daß es französisch ist, gibt ihm die Lässigkeit und die Linie und läßt alles begreifen und bleibt die Mitte und das Verstehenkönnen auch der Wege, die zu ihm führen und derer, die weiterziehn. So die lange Reihe der Seee, die von Retournemer herüber bis an es heran reichen, deren Ufer weiß sind von Reif und in deren zarten Oberflächen die Röte schwimmt vom Dach eines geziegelten Hauses und die pastellhafte Kurve des gesänftigten Höhenzugs mit

dem aufflammenden Gelb der Birken. Und den bleichen Mond und die Kaskaden und den Saut des Cuves und den dunklen Farrn bei den Fichten, wie den milden Aufstieg zu den Höhen mit Kühen und den Matten nach den Gipfeln, auf denen überall mit breit-ausgeholten Formen helle Landhäuser liegen wie große Aeroplane, die in das Köstliche dieser Ebene jede Minute abzustoßen scheinen. Und gleicherweise versteht sich, noch weit von der Stadt, diese Szene am Brunnen, wo ein Schulhaus liegt im Gewirr zersplitterter Häuser: Jene Parade des Lehrers über die Sauberkeit kindlicher Nägel und die Lust der Bestätigten, der Eifer am Wasser jener, die zu leicht befunden wurden und dann jener Einzug von hundert Holzpantoffeln über die Treppe im Sang und Takt der Marseillaise.

Selbst auch da liegt noch deutlich dieser Duft und führt dieses nahe: Wo das dünne Gesträhn der Fontaine Paxion schon in ein königliches Meer von Matten weist, wo das Tal der Moselotte durch ein glänzendes lichtes Land mit hellen Wegen, vorbei am Gesang der Webereien, wie befreit und erhoben zieht und die zerstreuten Chalets mit zinkbeschlagenen Fronten wie große starke Vögel mit blitzenden und weißen Brüsten an den Bergrücken hocken und auch das Düstere des Lac des Corbeaux ein versöhnlicher Himmel, leicht gemischt aus Messing, Silbergrün und grauglänzendem Lila, lächelnd übersteigt.

Weil es noch früh ist am Tage und spät im Jahr, sieht man nicht viele Menschen in diesem Bade Gérardmer. Nur das noch dampfende Weiß straßenlanger Leinen, die gerade gewebt wurden, bleicht auf allen Wiesen um die Stadt. Aber die Promenaden laufen vornehm um den See, zärtlich wehmütig fallen Blätter über die Wege, die bereift sind. Eine klare Oktobersonne mit festlichem Orange rinnt über die verschlossenen Läden der großen und ländlichen Hotels und über den Park mit den Villen und Chalets. Die weißen Brote und Trauben leuchten aus den Läden, das Land ist voll Licht, in dem schwanke Nebel erzittern. Zwischen den Bäumen erkennt man nur leicht verschwommen einen Zug Infanteristen, deren Hosen rot brennen und die im Stechschritt den Platz umqueren. Vor der Mole liegen viele Ruderboote und ein farbig aufgetakeltes Segelschiff wiegt sich gelassen auf den blitzenden Wellen. Und indem aus dem Rauch des

Sees plötzlich und sich lösend eine Motorjacht stampfend herausbricht, tun die Uhren der Stadt, eine vornehm und mit feiner Ruhe hinter der anderen zurücktretend, einen Stundenschlag.

3.

Hier hat sich ein Komplex Historie hingelagert. Dies kleine Tal war die Kulturstätte des Oberelsaß. Unglaublich den Höhenzug dominierend, reckt Murbach seinen Torso auf. Chor und Querschiff nur sind erhalten. Und doch ist dieser Rest zusammengeballte romanische Stärke von ungeheuerer Kraft. Seitlich der Vierung laufen die hohen Türme, von einem Sattel verbunden, in die Höhe und geben der breiten Brust ein unsagbar Beschwingtes. Die Türme sind schön gesäult und diese französischen Einflüsse, die durchbrochenen Fenster, motivisch wiederkehrende Schachbrettfriese und die viele Ornamentik, die die Breite mildert und doch der Fläche das Ausgespannte nicht raubt, bewirken Eleganz in dem Athletischen der Struktur und geben der Wucht und Würde Aufstieg, Grazie und etwas Fliegendes. Im Ganzen: Gewalt — wie ein maßloses, edles Tier, ein wenig verächtlich herabschauend, steht die Kirche in dem viel zu kleinen, verlassenen Tal. Niederdrückend und hoch spannen sich innen in Chor und Querschiff die Bogen zu einem Gewölbe, das voll ist von Sonne, Erschauern und dem Sang einer Biene.

Hier wurde Pirmin, von Reichenau her verschlagen, angesiedelt — im achten Jahrhundert — das Kloster wuchs, ward Fürstabtei, reichsunmittelbar, gefürchtet, berühmt. Sie dehnten ihre Herrschaft weit aus, kolonisierten, expansierten sich, gründeten Kirchen, Filialen, besaßen über hundert Dörfer und Städte, wurden die Zentrale der Geistigkeit. Zeitweis hatten sie sogar Luzern. An den Gründungen der Umgebung läßt sich im Maß der Baustile ihre Geschichte verfolgen. Zuerst Lautenbach, dem sie eine romanische Kirche bauten, auch stiernackig, vollflankig und auch wieder gemildert und versöhnt durch anmutige Säulenbogen. Drinnen im Chor sind noch hellblitzende alte Fenster, das Gestühl ist mit expressionistischen, lüstern verrenkten Tierbildagraffen geziert, eine wundervoll geschnitzte Barockkanzel hängt im Schiff. Die alten Säulen sind barock verstuckt und das Ganze ist noch nicht jener verhängnisvollen »stilechten« Renovierung verfallen,

die mancherorts im Elsaß so sehr beliebt ist. Denn auch der Sandstein hat eine von den Jahrhunderten gezeitigte Seele und diese liegt als Stimmungsgehalt mehr und vielmals tiefer gesenkt in den Umarbeitungen der Barockzeit als in der hellgestrichenen, korrekt ursprünglich hergerichteten Formalität, die dem Auge nicht wohl tut, dem Gefühl aber lästig ist.

Dann gründeten die Murbacher St. Leodegar in Gebweiler, zu zwei Fassadentürmen einen starken Vierungsturm, mit allen Zeichen des Übergangs ins Gotische.

Und als viel später die Abtei aufgehoben und in ein weltliches Ritterstift gewandelt ward, zogen die Murbacher nach Gebweiler und bauten die klassizistische jüngere St. Leodegar, ganz im Typ der schweren Zentrale, aber im Signum einer ganz anderen Zeit. Der Altar trägt die Bundeslade, ein Sarkophag öffnet sich, aus dem ‹volles Rokoko› Wolken steigen, die Engel höher tragen bis ganz oben zu dem weiten, von gelbem Licht durchstrahlten Auge Gottes.

Und da neben diesen beiden das kleine Gebweiler noch eine große Kirche der Dominikaner hat, erschrak es ob dieses allzureichen Segens und verwandelte ihr Schiff zur Markthalle und den Chor zum Konzertsaal. Den Knaben der Stadt aber hing es viele Schilde auf, die ihnen unter großen Pönitenzen verboten, mit Steinen nach diesem Gebäude zu werfen.

Am alten Rathaus hängt neben dem Zeichen der Stadt, einer rot- und blauen Zipfelmütze, das Wappen: Der springende Hund von Murbach wie ein Protest gegen dies fabrikenstampfende Tal.

4.

Langsam gleitet die Sonne aus dem Tal in einem Streif, der die Höhen hinaufeilt, die Luft bekommt etwas Stehengebliebenes voll von tiefer Farbe und plastischer Ruhe. Keine Vögel singen mehr und wie der Abend die Dörfer zudeckt, geht selbst kein Wind. Wenige Leute, die die Straße queren, machen schlürfendes Geräusch. Nur die schweren Kirchen widerstehen mit ihrem wuchtigen Kontur der Dämmerung. Dann brechen die Lichter aus den Fenstern, hart hämmern die Glocken über die Dächer und die kleinen Städte, fern Industrie, Eisenbahn und Kultur, sind tot. Mit stillen, aus Jahrzehnten

heraufgewachsenen Gesten, beginnt dann das Leben in den Häusern, die voll Heimlichkeit sind und Gebälk.

Madame tritt in die Tür, hebt den geschwungenen Hafen anmutig und lächelnd bis schräg vor das Gesicht und meldet das Essen. Sie trägt die dampfende Suppe über die Diele hinüber in das andere Zimmer mit den großblumigen, seltsam abgedämpften und verbrauchten Tapeten und den dreieckten verblaßten Rideaux. Vom Ofen geht Wärme langsam durch das Zimmer, das Ofenrohr mit den spiralischen Windungen knistert, in der Ecke unter dem großen ovalen Spiegel steht ein Klavier, auf dem alte Notenbücher liegen, die merkwürdige Stiche haben und in denen Stücke stehen von Rameau. Das Weiß der Decke, Silber, die großen blutroten Räder Schinken, glitzgelber Wein in schlanken Karaffen atmen Schönheit und Feierlichkeit. Die Gläserkanten funkeln, der trübe Spiegel beschlägt sich mit Wärme, auf dem Ofen beginnt ein Spielzeug zu gehen und im Gestühl und dem Parterre hebt ein Knacken an. Die Scheiben der Fenster sind angelaufen, Madame bringt neuen Wein.

Über dem Tal liegt der Sternhimmel und wenige Laternen verbreiten ein seltsames Spiel von Schatten und geheimnisvollem Licht. Von den Kreuzungen fallen rotgelbe Streifen in das schräge und auf- oder absteigende Gekrümm einer Straße, und wie sie im Weiterscheinen nur noch hellere Vertiefungen des Dunkels sind, lösen sich alle Dinge zu neuen abenteuerlichen Formen in ihnen auf. Diese gespenstischen Toreinfahrten wirken mit riesigen Dimensionen, Treppen, die im Schatten liegen, reißen sich maßlos plötzlich in die Höhe. Große Fronten von Ökonomien mit mittelalterlichem Gedunkel und kopfgroßen Fenstern voll gelben Lichts ganz oben, türmen sich seitlings auf, wo die andere Breite der Straße tief und düster in Gärten und Höfe fällt. Hinter dem vorspringenden Dach eines Stalles verschwindet die schnelle Silhouette eines Liebespaares, kreuzweis die Arme verschnürt.

Später, nach dem elften Stundenschlag läuft der Mond über die Stadt. All diese kleinen Vogesenstädte haben eine place du tilleul oder wie sie immer heißt, von alten starken, selbstbewußten Häusern quer umringt, mit einem alten Baum, einem Brunnen, der immer rauschend in lange Tröge fällt, an denen das Eisenwerk schön ist

und die Form alt. Drüber kriecht der Mond, in großen Linien ziehen über die Dächer die straffen Gurten der Höhenzüge, die blau und silbern sind. Scheu weichen die Laternen zurück. Aus der Schmiede klopft noch als einziger Laut in der Nacht ein Hammer und blinkt Rotlicht. Dann spielt der Mond die ganze Nacht mit Geschnitz, Gebälk, Giebeln und Gestühl.

Ein paar Rufe, kurzes Geklirr, das ist die Sensation, die der Morgen aufjagt. Es dauert lang bis die Sonne ins Tal kommt, aber sie macht früh hell und die Schornsteine verströmen weiß und tonlos hellen Rauch in die Rosastriche am Himmel. Die Glocken hämmern die Viertelstunden herunter und die Stille wächst. Kaffee qualmt in dem Zimmer, voll von schwerem Holzwerk und kleinen Fenstern. Zwei Männer treten ein, langsam grüßen sie, Worte fallen von ihrem Mund, als wäre es Mühe, sie trinken einen Likör, stehn schwerfällig, indem ihre Blusen sich blähen, auf, grüßen und gehen. Dann schlägt es acht.

Und nun beginnt die einzige Seltsamkeit. Denn das ist die Zeit der Schule, und da diese schweren und schönen Kinder nur in der letzten zusammengerafften Minute diesen Gang tun und am Ende, oben, des Städtchens eines laufend beginnt und unterwegs alles aus aufgerissenen Toren sich anschließt, unbewegt, springend und stumm, so braust das harte Melos der Holzschuhe durch die eingeschlafene Stille als wie ein vielstimmiger Choral.

5.

Dies ist die Gegend starkgeschichteter Berge und des Herbstes.

Viele Marienfäden verspinnen sich in die Matten, und diese laufen die Abhänge hinunter und wechseln hinüber in die steile Schönheit steinerner Wege. Dies sind ganz die Vogesen: braunrote Flächen ausgespannt in die Sonne und Abhänge voll von Geröll und dem wunderbaren Spielwerk der Linien, beherrschter Kraft, Sehne, Muskel und schwerer Herbigkeit. Überall stehen Heidelbeeren, blau und solche, die noch rot sind wie Johannistrauben. Anemonen und graue Skabiosen stehen in der Waldung. Hasenlattig und Tausendguldenkraut, schwedischer Klee, Moschusmalve und Bitterich betupfen das Gebirg. Brombeeren strecken sich an sonnigen Plätzen, und ihre

Früchte erreichen ungeahnte Süße, und Tollkirschen mischen sich in sie mit ihren tiefschwarzen Fruchtknospen, glänzender als japanischer Lack. Zerzaust mit Ziegenbärten von Moos wagt sich Buchenwerk noch ein Stück höher. Dann aber ist alles Matte und Gestein, das sich breit in die Sonne legt und herrlich stark ist und einsamer als je, weil die Fermen schon seit Michael geschlossen sind und der Gesang der Kuhglocken in die Täler glitt.

Nur wenige erlauchte Gipfel geben in einer überschwenglichen Ausgestreutheit das Bunte, Viele und die Augen Verführende in geballten und durch die Distanz heroischen Zusammenhängen. Ein Konzert von Schlünden und Aufstiegen umkreist den Horizont. Die Last der Gipfel spreitet sich ausgebuchtet oder in konvexer Wölbung in die Kessel. Abhänge sausen zur Ebene. Steinige, zerhackte Klippen hemmen den Fall der Kämme und reißen sie plötzlich hinab. Und aus der strengen Herrlichkeit des Steingerölls und der Echo, den waldlos nackten, muskulösen Bergrücken, den Kesseln und dem unendlichen Gekreuz gestraffter, sich schneidender und überschlagender Linien baut sich der Wahnsinn und die Wucht eines Panoramas von niederschlagender Gewalt.

Dann aber ist alles voll Herbst.

Braunroten Schaum schlagen die Wellen der Wälder nach den Gipfeln, denen die dunklen Fichten sich entgegenstemmen und wie zerstäubter Ocker ist der Abend über ihnen. Hügel und Berge, Täler und Furchen hinan ist alles aufgeflammt und fällt glühend zurück in die Rinnen und Weiher, in denen Forellen auffunkeln und färben sie voll mit reifem Karmoisin und Inkarnat. Wie Bäche rinnen die kleinen Dörfer in die großen Täler, an denen die Rebenterrassen aufsteigen, und wie eine entrollte Fahne breitet sich der Herbst, gesammelt aus tausend kleinen Wimpeln, aus durch das Sankt Gregoriental, das trieft von dem blendenden Weiß des Käses, der Butter und des Brotes, und prescht mit Brausen über die hohen Kathedralen hinein wie ein Meer in das silbrige Gefäß des Ried.

Kasimir Edschmid.

DOSTOJEWSKI UND DIE FRAUEN

ES ist im letzten Grunde nicht wahr, daß man das Gleichgewicht zwischen Fleisch und Geist halten kann. Eines reißt das andere immer mit fort. In allen großen Dichtern ist die Materie besiegt. Je mehr sie das Fleisch lieben, um so mehr fürchten sie es. Oder mißtrauen ihm zumindest. Was wäre in Wahrheit eine Kunst, die nicht idealistisch ist? Ja was selbst ein Gedanke?

Wie er in der Liebe ist, das ist das große Geheimnis des Mannes, und ist jenes, das der Künstler am meisten verbirgt. Kennt man dieses Geheimnis, so kennt man den übrigen Charakter. Ich denke nicht nur an die Liebe des Künstlers für seinen Gott oder für seine Kunst, sondern an seine Liebe zur Frau, an alle diese Gedanken des Fleisches, welche das Bewußtsein nicht kennt und welche das Herz nährt, ohne sie immer zu benennen, nährt in einem Raume des Mystischen. Und oft ist das Geheimnis des Mannes nicht in dem, was er von sich an das Objekt seiner Liebe hingibt, sondern viel mehr in all dem, was er für sich behält, was er verbirgt, was er nie sehen läßt und niemandem anvertraut.

Von Buch zu Buch führt Dostojewski eine bizarre Menage mit den Frauen. Was für traurige und brennende Liebesnächte! Ich suche in ihm den Schlüssel zu seinen Meisterwerken. Sein Leben hat nicht alles gewagt, was seine Werke vollendet haben. Seine Werke haben nichts dunkles mehr, wenn man sie mit seinem Leben beleuchtet.

Er schloß in Sibirien eine seltsame Ehe mit der Witwe eines Arztes, einer unglücklichen und schon etwas gealterten Frau. Eine Ehe, wie man sie in seinen Romanen sieht: Nächte des Mitleids und der Wut, eine Mischung von Tränen, Hysterie, Leiden und Gewissensbissen. Dostojewski und seine Helden heiraten, wie man die längste Marter in allen Arten der Todesstrafen wählt. Es handelt sich darum, das Kreuz auf sich zu nehmen, und oft ohne alle

Hoffnung. Das Verlangen ist hier nur ein Reiz mehr des Opfers. Das Fleisch sucht, schwach sogar, nicht sein Vergnügen, sondern seinen Beweis und seine Traurigkeit.

Die Seele gibt sich ohne Freude hin, nicht wie einem Versprechen des Glückes, sondern einer Art zerreißenden Elends, einer Fatalität ihrer Wahl. Das wäre wenig, wenn man, ohne Hoffnung für das eigene Glück, die Illusion bewahrte, es einem andern zu geben. Aber so ist es nicht. Die Ehen Dostojewskis vollenden eine Glücklosigkeit, die nicht sich erfüllte, heirateten sich die Liebenden bloß nicht, sondern die sie zum Wahnsinn führte, wenn sie sich nicht entschlossen hätten, das Unglück voll zu machen. Denn dies ist das Ende: die Ehen Dostojewskis sind das vollendete Unglück. Im Grunde ist er gegen das Fleisch bis dahin, daß nichts ihm gelingen dürfe, nicht das, was es erhält, noch das, was nicht zu erreichen es so sehr gelitten hat. Es erreicht nichts als sein Elend. Und das ist alles was es verdient.

Er hat für die Frauen eine brennende und schmerzliche Zärtlichkeit. Man möchte sagen, er hat ein Bedürfnis danach, von ihnen zu leiden, und trotzdem es ihm davor graut, sie leiden zu machen, weiß er doch, daß er ihnen immer ein Anlaß zum Leiden ist. Ein Verlangen nach ihnen, grenzenlos, eine Angst, sie zu berühren, ein Grauen, sie und sich zu befriedigen. Eine Furcht vor ihnen allen ist in ihm, und gerade dadurch ziehen sie ihn an. Er konnte ganz gewiß die Gegenwart von Frauen nicht entbehren, und ohne in irgendwas das Glück einer Frau machen zu können, mußte er träumen, eine Frau würde ihn glücklich machen.

Seine erste Ehe ist schrecklich: sie stinkt nach Häßlichkeit und Schmutz des Hauses. Eine bettlägerige Liebe. Hier wollte Dostojewski sein eigenes Sakrifizium. Er hat eine Züchtigung gesucht, er hat eine Sünde abgebüßt, die ich fühle, die ich sehe und die ich nicht nennen will.

Später nimmt er, kaum Witwer von dieser Witwe, ein junges Mädchen zur Frau. Er hatte eine Leidenschaft für junge Mädchen, und niemand hat gewußt wie weit die ging. Er gehört zu jenen, für welche die Unschuld und die erste Jugend die Blüte in der Blüte ist, die Liebe der Liebe.

Der Fürst Muischkin ist, in der Liebe, Dostojewski selber. Er verlangt für die Wollust die feinste der Frauen, sucht dieses Lächeln zwischen Herz und Fleisch, das der Charme der jungen Mädchen ist, er träumt mit ihnen von den Zärtlichkeiten der Liebhaber, ob sie schmeichelnde Hände haben, ob sie Gefühl für unschuldige Liebkosungen haben, ob sie wie Kinder sein können . . .

Erschreckt sehe ich auf das Leben einer Frau mit einem solchen Mann, und auf das Leben eines solchen Mannes mit irgendeiner Frau. Er kann ihr nur seinen fleischlichen Schatten geben, mit allen Miseren, die ihm anhaften wie gleich viele blessierte Glieder an Hautfetzen hängen. Für alles andere bewahrt er ein ewiges Schweigen. Er bricht es nur, um sich in fiebrigen Peinen und Leidenschaften zu wälzen. Die Freude solcher Menschen ist immer stumm, so wenig zählt sie. Ihr Schmerz allein ist beredt.

Eine Frau muß mit ihm leiden. Muß, sage ich. Denn er weiß, daß das ihre Berufung ist, wenn sie wahrhaft Frau ist. Sie muß leiden und ihm ist es ein Müssen, daß er daran leidet, leiden zu machen. So erkennen sich die Geschlechter, und lieben sich schließlich. Die Liebe ist in diese Praxis hineingeboren. Anders maskiert das egoistische Vergnügen alles.

Welche Geduld braucht eine Frau, ist in ihr, um das Leiden zu ertragen, das aus einem solchen Manne sich gebiert! Die Geduld einer Frau ist ihre Stärke. Welcher Mut ist in ihr, um ihren Glauben an das Leben zu behalten! Für den Mann muß sie, wenn sie liebt, den Glauben haben, wenn sie ihn für sich selbst verloren hat. Sie kann den Willen eines solchen Mannes nicht betrügen, sie kann nicht die ganz einzige Lehre seines Werkes vergessen: daß der Glaube an das Leben, coûte que coûte, die unerschöpfliche Mutter der Schönheit ist.

Eines Mannes Weib sein ist hart. Aber es ist auch mehr wert als eine jener fetten Prostituierten zu sein, welche zwischen Paris und Nizza aus ihrem Mannshaß Bücher machen, indem sie sich selber im Spiegel abschlecken. Und weil sie die Schmach der Eigenliebe sind, halten sie sich für Künstlerinnen. Nicht der Lais, die ihre Pusteln kratzt, sondern ihnen verdankt man die Züchtigung, eine Ewigkeit lang in den Schlamm ihrer Geschwüre und den Brei ihrer

Exkremente zu tauchen, die Reize, die sie sich gefunden haben, die scheußlichen Vergnügen, die sie da kosten.

Di quella sozza scapigliata fante,
Che là si graffia con l'unghie merdose,
Ed or s'accoscia, ora è in piede stante.

(Inf. 28, 44).

Weil er sie leiden sah, und weil er die Frauen leiden machte, ganz mit Leidenschaft verlangend, sie zu erheben und zu heilen: deshalb kennt sie Dostojewski besser als irgendeiner.

Er sieht sie bald grausam wie den Vorwurf des Fleisches, bald süßer als die nährende Milch im Munde, aber immer alle toll: toll egoistisch oder toll sich zu geben, toll darauf den Mann zu töten, oder toll darauf, sich ihm zu opfern. Er kennt ihre einzige Leidenschaft, dieses ewige Erwarten, in dem sie fluten: immer die gleiche schlafende Eva, die darauf wartet, daß der Finger ihres Gottes ihr den Funken mitteilt und sie zum Leben ruft.

Und in dieser währenden Erwartung errät er immer ihre ewige Täuschung, ihre ewige Verzweiflung: also muß man für sie leben! Sie können das Leben geben, aber nicht haben! Man muß ihnen das Feuer einblasen, welches der Seele ganzes Leben ist, man darf nie diese unsterbliche und heikle Flamme fallen lassen. Und weil es verhängnisvoll ist, daß man nicht immer für sie die Flamme nähren kann, darum müssen sie die Duperie des ganzen Geschenkes beklagen, das sie mit sich selber dem Manne und der Liebe machen wollten.

Er ahnte ihre grausame Glut, diese eisigen Rankünen, welche den Herd der Zärtlichkeit und des Verlangens bedrohen. Er ließ ihn wie eine schwächliche Andeutung dieser sinnlichen Seele, dieser perversen Scham, dieser unschuldigen und jungfräulichen Wollust, welche im Gefühle junger Mädchen zittern und welche das leidenschaftliche Rasen der schuldigen Frau anfachen als ein unauslöschbares Bedauern.

Alles in ihnen ist passiv. Ihr Opfer hat zuweilen die Heftigkeit eines egoistischen Appells an die Gewalt, die sie aber zurückstoßen. Sie geben in das Genommenwerden etwas wie ein brennendes Wohlgefallen, um später daraus einen unbarmherzigen Vorwurf zu machen. Sie sind in ihren scharfen Düften ganz die Blüte, die den Pollen

verlangt, befruchtet zu werden verlangt, während sie doch die Illusion haben, nichts als zu resignieren. Sie sind auch die Frucht, welche sich die Sonne zum Reifwerden erhofft, und welche die Reife verfluchen wird, nach der ihr Fruchtfleisch begierig ist.

Erwarten, immer erwarten, um nie erhört zu werden, — das ist die Frau. Er ist mehr als ein Mann, dieser Dostojewski, und um das mehr, was er mehr Dostojewski ist. Mehr als ein Mann und mehr als eine Frau. Alle diese Männer und alle diese Frauen in ihm sind alle ganz er selber, jedes ganz er selber, für eine Zeit und nicht untereinander verbunden. Das Ich vervielfacht sich auf diese Weise. Der Mann, der dieses fatale Geschenk bekommen hat, trägt natürlich in das Leben und in seine Werke die Formen des Traumes.

Der so vielfache und so eine Dostojewski sinnt die Liebe mit zwei oder drei oder mehr Frauen, denn er hat in sich zwei oder drei oder mehr Männer, für jede Frau, die er liebt, einen. Sei es, daß er das Verlangen in seinem Fleische hat, sei es, daß er einem seltenen Idol oder der Jungfrau einen Kult weiht. Verschwendung der Liebe, Teilung, die einem mächtigen und mysteriösen Bedürfnis entspricht. Er muß die Seele haben, und das Fleisch. Mit der Lust muß er die Tränen haben. Und im Brande der befruchteten Frau muß er auch die Jugend haben, die Blüte oder selbst die Kindheit.

Er ist nicht weit davon, derselben Frau zwei oder drei Männer zu erlauben, weil er sie in sich selber findet, und alle drei in ihm haben Bedürfnis nach der Frau, die er liebt. Aus diesem dunklen Grunde heben sich die seltsamen Helden seiner Bücher: alle zusammen in der gleichen Liebe, geben nur einen, ihn, Dostojewski. Daher diese geduldige Analyse, welche eine Seite des Charakters nur in funktioneller Verbindung mit einer andern Seite betrachtet. Daher auch dieses Zusammenstimmen im Leben und besonders in der äußersten Liebe alles dessen, was unverstehbare Gegensätzlichkeit für den Geist ist.

Das Begehren dieses Mannes nach dem jungen Mädchen zittert, eine Feuernelke im Beet, von Blütenblättern schwer. Die Leidenschaft für die Unschuld, der Elan zur jungfräulichen Form hin, diese brennende Essenz, die so mächtig und so subtil ist, daß ein vergossener Tropfen jede andere Liebe ganz parfümiert, und merkbar

noch ist in der gemeinsten Liebe, — ihr widersteht Dostojewski nie. Übrigens ist das junge Mädchen nur in uns.

Ich glaube, er sucht die Jungfrau in jeder Frau, er kann nur sie lieben. Diese Predilektion reißt ihn fort, trägt ihn in den dritten Himmel, wo sie ihn hinabzusteigen zwingt bis zu diesem Frühlingsfuror, wo die Lüsternheit des Mannes sich an das Kind wendet. Er kommt dahin, nicht aus Laster, sondern aus Tugend der wallfahrenden Leidenschaft. Dieses Übermaß ist den Sklaven des brutalen Appetites schwer verständlich zu machen.

In dem nach Liebe unersättlichen Manne zuckt und klopft eine Leidenschaft, die über alle Begierden herrscht: eine Liebe zu haben, in der alle Lieben ineinander verschmelzen und sich verschlingen. Er ist Frau und er ist Mann, er ist Liebender und er ist Vater, er ist Fleisch für seine Seele wenn sie rast, er ist ganz Seele für das Verlangen seines Fleisches. Und er will die Unschuld, weil sie unter allen Essenzen der Liebe die unersetzlichste ist. An Wagner erinnert er mich, der mit einem Eifer gleicher Art darauf aus ist, die Liebe der Liebenden durch Verwandtschaft zu vervielfachen und der vor den verbotenen Graden nicht zurückschreckt. Der Liebende ist der Bruder seiner Geliebten. Siegfried ist fast der Sohn seiner Geliebten und so oft er an sie denkt, denkt er an seine Mutter. Kundry stiehlt einen Sohneskuß von den Lippen des keuchenden Parsival.

Man erzählt mir, Dostojewski hauste mit einem kleinen Mädchen — ich war nicht erstaunt. Und ich bin sicher, hätte er hiervon sichtbare Fakten gelassen, ich schlüge die Annalen des verborgenen Mannes auf.

Man glaube nicht, man sei in dem Maße sinnlich, in dem man leidenschaftlich ist. Es kann geschehen, daß der Furor der Sinne mit der Leidenschaft wächst. Aber die leidenschaftliche Imagination ist auch einer Art fleischlicher Idealität unterworfen. Nichts schwitzt aus ihren Räuschen, und der sinnliche Brand verbraucht sich darin, die Schwierigkeit zu suchen.

Dostojewski ist bigam: dies zumindest. Ich spreche nur von seinen Intentionen. Die Leidenschaft begegnet selten ihrem Objekt, seltener noch findet man die zwei oder drei Frauen, die man in einer begehrt.

Das Mitleid mit einer Frau, die man weniger liebt als man von

ihr geliebt wird, ist eine böse Passion. Sie führt manchmal sicherer zum Tode als die andere. So übersteigt die Wut des Selbstopfers weit jene Wut, die man darein legt, sich die andern zu opfern.

Er wollte sie alle beide: die eine für sich, und sich für die andere auch. Ein verschwiegenes Geheimnis bekennt Dostojewski: sich der Frau geben, die uns liebt und die von uns ihr Heil erwartet, und die Frau nehmen, die wir lieben, von der wir die Lust erwarten, jene welche die Leidenschaft leben macht und jene, welche sie tötet. An dem düsteren Abend im ‚Idiot' wachen die beiden Männer, der Geliebte und der Gatte, das Opfer und der Henker, bei derselben Frau, die zwiefach war und die tot ist, auch sie Opfer und Henkerin. Und am Ende: die Lust, die man verlangt und das Heil, das man austeilt, schmelzen in der unergründlichsten Pein zusammen.

Was nur ist dieses Suchen nach dem Schmerz in einem Gefühle, das dem Manne aus seiner Natur heraus das größte Glück verspricht? Ist es nicht das Verhängnis im Bewußtsein? Es scheint, daß Mann und Frau nicht für das gemeinsame Leben geschaffen sind. Die Leidenschaft währt mehr oder weniger lange, aber sie ist kein Zustand der Dauer. Die Leidenschaft lebt wie das Drama vom Kampf und löst sich im Tode. Je mehr Mann und Frau sich lieben, um so verhängnisvoller ist es für sie, vereint und vermischt zu leben. Dem Genius der Gattung, den nur der Augenblick kümmert, substituiert sich der Genius der Zärtlichkeit, welcher die konträren Elemente zusammenzustimmen und aus einem vorübergehenden Zustand einen dauernden zu machen vorgibt. Eine solche Gewalttätigkeit gegen die Natur geht nicht ohne Schmerz. Und ich sage, daß er notwendig ist. Die menschliche Liebe unterscheidet sich dadurch von der natürlichen Liebe der andern Kreaturen und selbst von der der meisten Menschen, wenn man so viele elendeste Paare bedenkt.

Damit Mann und Weib einander leiden können, müssen sie aneinander leiden. Das ist das Gesetz. Ich spreche von dem im Bewußtsein vollendeten Menschen.

Die Übereinstimmung kommt nur aus dem Opfer. Der am meisten liebt, der leidet am meisten. Gewöhnlich bekommt die Frau das schmerzhafte Teil, und oft wählt sie sich die Rolle aus. Aber der bessere Mann läßt sie ihr nicht.

Das Herz ist in der Liebe zu sehr entwürdigt, wenn es nicht leidet. Allein das Leiden gibt uns unsere menschliche Würde zurück. Wo ist der tief Liebende, den Amor nicht zur Verzeihung der schlimmsten Beleidigungen herabwürdigt? Man muß groß von der Frau leiden, um seiner selbst würdig zu bleiben in der Liebe, die man einer Frau gibt, und sogar in der Liebe, die sie uns bewilligt.

Und es ist nicht nur das Geschlechtlich-Natürliche, das sich im Manne und in der Frau entgegenstellt. Wenn die Herzen Mitschuldige sind, so ist es das Schicksal nicht. Das Elend, die Krankheit, die Trauer, alles was jeden Menschen unter einer schicksalsvollen Maske peinigt, das demaskiert sich in der Liebe und nimmt zwischen Liebenden das Gesicht des andern an.

Die Liebe ist das, was uns am meisten von den Alten trennt. Unsere Leidenschaft ist so brennend und so groß nur, damit wir in uns die Einung der beiden Welten vollziehen können: das christliche Herz bewohnt das heidnische Fleisch, und das heidnische Fleisch spukt im christlichen Herzen. Es ist unsere Liebe, die uns zeigt, daß wir nicht eine Welt in uns von der andern trennen können ohne uns vom Ganzen der Welt auszuschließen.

Das Mysterium der Liebe und das des Schmerzes sind eins. Ich glaube nur an leidende Liebe. Und der Schmerz ist nicht die Krankheit: der Schmerz ist eine Bereicherung. Psyche hätte ihren Gott nicht verloren, hätte sie ihn aus der Schlaflosigkeit des Schmerzes und nicht aus dem Schlafe des Vergnügens aufgeweckt. Ohne den Schmerz ist die Liebe nur ein Schatten ihrer selbst.

Die Alten kannten den Schmerz nicht, weil sie ihn zu besiegen glaubten. Und wir, wir müssen ihn retten. Der Schmerz ist nicht der Ort unseres Verlangens, sondern der Ort unserer Gewißheit. Die Alten sind allzu fleischlich. Ich sage nicht, daß wir aus dem Schmerz eine Auserwählung machen müssen. So viel als nötig muß man alles tun, sich von ihm zu befreien. Aber kennen muß man ihn. Der wahre Mann ist nicht der Herr seines Schmerzes, nicht dessen Flüchtling, nicht sein Sklave: er muß des Schmerzes Erlöser sein.

Auf der christlichen Passion, die dem Leben so viele Wiederhalle und Tiefe gegeben hat, darauf müssen wir ein neues Leben er-

richten. Und dessen Freude wird allein die Größe sein. Denn wo das Leben ist, ist auch die Freude, selbst in den Todesstrafen. Leben, das ist Freude haben, um welchen Preis immer. Weder die Größe noch die Schönheit sind ohne Leid wertvoll. Also wandle der Mensch nicht mehr ohne eine innere Trauer, als welche Preis gibt allem: der Tau der Tränen auf einem wunderherrlichen Antlitz. Man sollte sich nicht rühmen, den Menschen auf ein Alter zurückzubringen, das er nicht mehr hat, noch in ihm auszutilgen irgend eine der Mächte, welche die Vergangenheit in ihn gegeben hat und die ihm nötig waren, weil er sie sich gegeben hat. Der Schmerz ist eine hohe Macht.

Statt irgendwas zu zerstören, müssen wir alles in uns vollenden und zu Ende bringen.

Wenn es nötig wäre, die christliche Leidenschaft zu rechtfertigen, so sagte ich, sie hat die Liebe erschaffen durch den unendlichen Preis, den der Schmerz ihr gibt. Die Kunst ist ein Übermaß der gleichen Ordnung, wenn man sie mit dem Spiele vergleicht. Bei den Alten ist die Liebe eine junge Flamme, die leuchtet und sich verzehrt. Unsere Liebe ist ein währendes Feuer und das zu währen verlangt, ein Glutbecken, das seine Flammen in dem Maße belebt als es sie verschlingt, eine alles Leben nährende Hitze. Die Liebe der Alten ist nur die Hülle der unsern: den Sinnen ist das Herz zugegeben.

A. Suarès.

ZWECKE DER KUNST

DER bleiche Maharadja von Brama-Datta lag im Sterben.

Ein Leben lang war es stets seine einzige Sorge gewesen, wie man die träge Zeit vom Aufstehn zum Schlafengehn mit möglichst viel Zerstreuungen ausfüllt. Er hielt die schönsten Frauen in seinem Harem, die edelsten Pferde in seinem Stall — und das Küssen hat ihn gelangweilt und das Reiten ihn nur ermüdet. Wenn er gewann beim Spiel, so ließ er den Gewinnst unberührt auf dem Tisch liegen, und wenn er verlor, so tat er einfach einen Griff in den großen Geldsack, den zwei hinter ihm stehende Diener immer bereit hielten und schmiß die Gelder mit einer gleichgültigen Gebärde hin. Die Segel seiner nervösen Yacht knatterten reiselustig auf offener See, mit einer Mannschaft, den Wink des Herrn erwartend, — aber die blasse, feine Herrenhand zauderte zu winken. Da geschah es in einer schlaflosen Nacht, daß er vom launischen Wunsch erfaßt, sich in einer Sänfte zu Schiff tragen ließ, um sofort darauf loszufahren. Die gelbglühenden Ufer Asiens und Afrikas glitten vor seinem fahlen Blick, die Wolkenkratzer der amerikanischen Häfen, die aus Ruß und Rauch und Nebel und Dampf mit tausend schimmernden Fenstern hervorblitzten, konnten ihn nicht ans Ufer locken und wurden kaum eines langsamen Augenaufschlags gewürdigt, — und in Europa, wo der Maharadja das Land betrat, rollten ihn Expreßzüge und Automobile durch die Aufregung großer Städte, die ihn aber nicht mehr aufregen konnten.

Nun lag der Maharadja in seinem damastenen Bett und fühlte den Tod nahen. Die tötliche Ermattung der Glieder war ihm eine solche Freude, daß kein Arzt ihn heilen, keine Frau ihn pflegen, kein Diener ihn berühren durfte. Nur seinen Sohn, den blonden Prinzen Rosch-Ha-Kipur hielt er krampfhaft umarmt, streichelte und herzte

und küßte ihn, und die Getreuen, die im Halbkreis um ihn herumstanden, hörten, wie er sprach mit einer Stimme, die sich todesmüd aus wundem Innern hinausrang. »Die Zerstreuung zerstreut nicht, sie zerstückelt. Das Stückwerk meines jämmerlichen Daseins geriet in furchtbaren Widerspruch mit der Welt. Sie hat sich grausam an mir gerächt. Ich war unglücklich, sehr unglücklich, und mußte in meinem Jammer auch noch die Verachtung meiner Untertanen — ja, ja die Verachtung, was bedarf es vor dem Tod all' der dummen Schmeicheleien? — ich mußte eure achselzuckende Verachtung über mich ergehen lassen. Aus dem Leben meines Sohnes soll der Widerspruch verschwinden. Sein Leben hat voll und hell, im Einklang mit dem Leben des Alls zu sein. Helft mir, ratet — wem soll ich ihn anvertrauen? Wer von euch kann das Leben dieses blonden, fürstlichen Kindes zum Ausdruck alles Daseins machen und ihn so zum leuchtenden Verehrtsein unter Menschen und zum strahlenden Glück erziehen?«

Da trat aus der Reihe der Zuhörer ein heiliger Mann hervor, der all' seine Tage auf einer Säule betend verbracht hat und der nun in das königliche Haus berufen war, um für die Gesundheit seines sterbenden Herrn zu beten.

»Gib ihn mir — begann der Fakir — dein blondes, fürstliches Kind. Er wird sich jung und schlank auf eine Säule neben der Meinen stellen und, bis er grau wird und alt, seine Jahre auf der Säule stehend, in andächtiger Betrachtung des Alls verbringen. So wird dein Wunsch erfüllt und dein Sohn ein verehrtes, ruhmvolles, glücklich-ruhiges Dasein in herrlichem Einklang mit der Ruhe des Alls verbringen.«

Ein Zucken des Unmuts fuhr durch das kranke, zerwühlte Gesicht des Maharadja, und man vernahm, daß er wie ein gequältes Kind in heiserem Gestön nervöse Fragen vor sich hin murmelte: »Ruhe? Wo ist Ruhe? Was ist Ruhe? Ruht die Sonne? Ruht der Mond? Ruhen die Sterne? Ruht das Meer? Ruht die Zeit? Warum soll der Mensch ruhen? Ruh ist Tod, Leben ist Unruh! In dir, heiliger Mann, verehren die Menschen die Ruhe des heiligen Tods. Lehrt mir, sagt mir nur, wie soll mein Sohn in der unruhigen Wirrnis des Lebens verehrt und glücklich und ruhmvoll sein?«

»Gib ihn mir« — schrie ein Mann, der eben aus Europa kam, um

dort das Neueste in Ackerbau und Handel, im Fliegen und Fahren zu erlernen — »ich will dem blonden Prinzen zeigen wie man Fabriken baut, Kanäle gräbt, Eisenbahnlinien zieht, den Boden fruchtbar macht, Schulen gründet, Wege durch Felsen und Berge bricht, Städte ordnet, Gesetze macht, Handel treibt und mit teuflischen Waffen siegreiche Kriege führt. Dein blonder Fürst soll ein Mann der Tat sein, — denn nur ein nützliches und zweckmäßiges, rastlos-unruhiges Leben kann in Einklang mit der nützlichen und zweckmäßigen Unruh' alles Seins zum leuchtenden Verehrtsein unter Menschen und zum strahlenden Glück führen.«

Es war von neuem eine unmutige Geste des Fürsten, die dem Sprechenden das Schweigen gebot. Schon wieder konnte man gelispelte Fragen hören: »Zweck und Grund — Grund und Zweck! Was ist Grund? Was ist Zweck? Wer so spricht, ist ein Lügner, ein Fälscher, ein dummer Kerl, der sich selbst täuscht. Das Glück ist sonder Falsch. Das Glück ist keine Täuschung. Oder es gibt kein Glück auf dieser Welt.« »Mein armes — du mein ärmstes, gutes Kind!« seufzte der Fürst, rang seine schwachen Hände und die gebrochenen, verzweifelten Vateraugen fielen nun auf den Poeten, dessen Gedichte er sich in besseren Tagen gerne vorsingen und dessen Fabeln er gar oft erzählen ließ.

Der Dichter holte tief Atem und begann also zu sprechen:

»Dein blonder Prinz hat verträumte, schöne Augen, die blau sind wie Kornblumen im Feld. Ich will machen, daß aus seinen Träumen Kunstwerke erblühen. Er soll ein Künstler sein, nicht um die Menschen zu belehren, nein, — sie holen ja ihre Belehrung ganz anderswo, nicht um sie zu veredeln, nein, — sie lassen sich ja überhaupt nicht veredeln, nicht um ihnen den Jammer des Daseins zu erleichtern — nein! — die Leutchen unterhalten sich ja bei Spiel und Tanz und fröhlichem Gelage, — auch nicht, damit er in seiner Kunst der Natur einen Spiegel entgegenhalte, denn sie ist sich ja selbst der schönste Spiegel allüberall. Ob er nun eine Fabel sinnreich zu Ende führt, ob er auf die Suche nach einem Reim geht, ob er Figuren in Holz schnitzt oder mit einem dünnen Pinsel die Farben der starken Natur abringt, — es ist gleichgültig, was er tut, wie er tut, wieso, weshalb und warum er tut. Mir haben europäische Schiffer von einem

Manne mit langem, weißen Bart, mit wilden, rollenden Augen und mit einer zerquetschten Nase erzählt, der einst in einer Stadt, die die Leute von dort drüben, ich weiß nicht recht warum, die Ewige nennen, mit nach rückwärts gebeugtem, wehem Nacken und gekrümmt auf einem Gerüst hockend, die Wände einer großen Kapelle bemalt hat. Und die Kapelle, wo dieser Mann Jahre und Jahre verbracht, wo er gearbeitet, gerungen, geschuftet und schließlich, wie mir die Schiffer sagen, Großartiges oder doch ihrem rohen, europäischen Sinn großartig zu sein Scheinendes, fertig gebracht hat, — diese Kapelle war, denk dir, o Fürst, auch bei hellichtem Tag dunkel, wie die Stunde der Dämmerung, so daß die Gemälde sich, wie durch einen Flor, eben nur erraten, kaum sehen ließen. Daraus ist zu erkennen, wie ganz und gar hinfällig auch unser bestes Werk ist, und daß es ja gar nicht auf das Werk, allein nur auf den Trieb ankommt, diese Werke zu schaffen. So ist es auch erklärlich, daß die Menschen selbst den Künstler eines mißlungenen, unvollkommenen Werkes verehren, wenn sie nur diesen heiligen, unsinnigen Trieb zu schaffen in ihm fühlen. Dieser Kampf um einen Erfolg, der kein Erfolg ist, diese Arbeit um eine Wirkung, die nirgend wirkt, dieses fortwährende Streben, das nur einen Zweck hat, ziellos zu sein und sofort zwecklos wird, wo es sich irgendein Ziel steckt, setzt einen armen Mann wie mich, in Einklang mit der rastlosen Unruhe der Natur, die grundlos und zwecklos und nutzlos Welten aus dem Nichts für das Nichts schafft. Gib ihn mir, den Prinzen, deinen blonden Sohn, ich will ihn zu Tagen schöpferischer Unruhe, zum fiebernden Schaffen schlafloser Nächte, zum Wahn des Selbst- und Weltvergessens, zu unsrer strahlend-glücklichen Qual erziehen, auf daß die Leute in ihm den Künstler, den besten, vollsten Ausdruck der Zwecklosigkeit alles Daseins mit Ruhm verehren.«

Der Maharadja nickte mit einem leisen Nicken seines Hauptes, löste die Hand aus der Hand seines Sohnes und schob dann den blonden Prinzen sanft dem Dichter zu.

Ludwig Hatvany.

ZWISCHEN
DEN KLEINEN SEEN

ER HAT CHRISTUS GEKREUZIGT!

EIN Schlachtname — Kiew — wert, lange im Gedächtnis der europäischen Menschheit bewahrt zu werden. Nein, man soll nicht vergessen! Vergessenheit bringt falsche Stärke und schwächlichen Leichtsinn.

Wir haben, in Deutschland, Konitz gehabt, wo auch ein Ritualmordprozeß versucht wurde. Aber ein solcher Prozeß, ohne die tiefere Entsetzensmusik vorausgegangener Pogrome, ohne daß in allem Für und Wider im Gerichtssaal die Drohung neuer Massenverfolgungen zittert, grollt,.. wirkt nur lächerlich.

Sie sind von erschreckender Ernsthaftigkeit — dort drüben.

Und doch: scheint nicht schon lange Zeit verflossen, seitdem die Kosaken in Israel waren?..

Zur Hunnenzeit und später, vor hundert Jahren, ging es uns Christen ebenso. Die Hunnen waren kaum über dem Bach, da hatten sie sich schon in eine Art Sage, die Sage von einer wahrhaft höllischen Erscheinung verwandelt. Ein Albdruck war gewichen. Man rieb sich die Augen und besah den Schaden.

Denn wenn wir ihn nicht über uns haben, können wir uns nur mit größter Mühe einen Begriff von einem Kosaken machen. Es gehört eine intellektuelle Anstrengung dazu, deren einfache Leute nicht fähig sind.

•

Keine großen Gebirge, keine Wüsten trennen uns von ihnen, und selbst Meere wären kein Hindernis. Heute gibt es nur noch eins, das die Völker trennt: die Seele. Ich weiß...

Ich weiß, daß auch dieser Artikel maschinenmäßig hergestellt wird, und ich kenne das Geheimnis der Fabrikation. Gab es nicht eine Zeit, wo jeder Straßenjunge in Frankreich dem »perfiden Albion« die unangenehmsten Kehrreime ins Gesicht pfiff? Als der Kapitän Marchand, ein tapferer Kopf und überdies das Kolonialidol vieler Pariser Saisons, vor den Engländern die Trikolore niederholen und Faschoda räumen mußte? Die Regierung der Republik knirschte hörbar mit dem Tintenfaß, das französische Volk schrie auf — wie laut! wie laut!

Zuerst in den Zeitungen.

In allen Zeitungen!

Und dann in den Kaffeehäusern und den zahllosen Kneipen des Landes: diesem tausendfältigen Echo der Presse, von wo die politischen Erregungen der Stunde in die Familien verschleppt werden, bis, auf einmal, ein einziger Schrei aus allen Häusern des Landes und aus dem Boden selbst zu steigen scheint...

Perfides Albion! Und ich erinnere mich, wie dieser aufrichtige Wutschrei, mit dem ganz Frankreich das haßerfüllte Gesicht gegen England wandte, — kassiert wurde. Es dauerte etwas länger, die Regierung drückte sanfter auf den Knopf, die Leitung wurde nicht vom Schock der Empörung erschüttert: die Presse sandte ihre psychomagnetischen Wellen in Abständen und sorgfältigen Abstufungen ins Land, aber, als dann der Termin für das Verbrüderungsfest angesetzt werden konnte und die Begeisterung erst in Gang gekommen war, da regnete der heitere Himmel Frankreichs soviel Rosen auf den Nachbar und Freund, wie noch nie, seitdem der dritte Napoleon nach Italien gegangen war. Und jetzt.. Jetzt singen sie in den Kinderschulen ein Lied, worin es heißt, die Engländer seien herrliche Menschen, tapfer, klug, schön, ja, alles in allem, fast Franzosen...

Trotzdem.

Tausend Jahre Menschentum trennen uns von dem Orient, der in ozeanischen Wellen gegen die Ostmarken Europas schlägt: ein Wehr, das mit Deutschlands Macht steht und bricht (— Herrschaften!)

Rußland: das ist die — sehr flüchtige — Quarantäne für einen heranwandernden Weltteil, ..in der täglich die widernatürliche Hochzeit mit diesem Teile gefeiert wird. Ein kleiner europäischer Kopf,

ein Tierbändigerkopf, der einen ungeheuren, von Urkräften strotzenden Leib regiert, indem er ihn gewaltsam niederhält in mystischer Sklaverei. Bis er ihn eines Tages gegen Europa losläßt... Denn er ist nur stark mit ihm und durch ihn. Er nährt sich von ihm, ja, er existiert nur durch ihn. Das »europäische Rußland« ist ein geographischer, aber weder ein politischer, noch weniger ein kultureller Begriff. Rußland ist, geistig gesprochen, der klimatische Übergang vom Asiatischen ins Europäische, eine Akklimatisierungsstation, ein Training und — letzten Endes — eine Kriegsschule, wo wir unsere schlimmsten Feinde ausbilden.

Und ja, auch das:

Ein märchenhaftes Land, voll Genie, Harmonikaklängen und Melancholie.. und allen grellen Farben höchster Erdenfreudigkeit, wildester Weltverlorenheit. Ein vulkanischer Hexenkessel von Glaube und Aberwitz, zielloser Inbrunst und traumhafter Prophetie... in einer Atmosphäre von Glut und Schnee und Kerzenschein, durch die, schmale, niedre Kentauren, flink und lautlos wie Raubtiere, im blutigen Zwielicht, die Kosaken reiten.

*

Aus dem Wundersumpf strecken neue Generationen gerade, blanke Arme empor. Wie lange schon!

Wir können, von hier, nicht beobachten, wie sie wachsen. Noch wägen, was sie in die Hände der Nächstgeborenen legen, bevor die Erde sie zurücknimmt.

Manchmal hab ich sie wie im Traum gesehn. O diese Scharen großer Vögel, die sich hie und da über dem heiligen Sumpf hastig sammeln und aneinanderdrücken, den Kopf nach Westen, zum Himmel Europas gewandt!

Sind nicht auch sie ein Spuk, die Vision eines Diesseitigen?

Vielleicht werden sie doch einmal auffliegen.. und den Glanz ihrer Flügel als einen neuen Himmel über jene fernen Länder breiten,..

deren einzige Laute, die klar und deutlich zu uns dringen, Schreie von Schmerz und böser Wollust sind..

aus einem Murmeln wie von Litaneien, die unabsehbar weite Äcker beten.

STILLE BETRACHTUNG NACH DEN ZABERNER TAGEN

»Als ich noch Landrat war, Himmeldonnerwetter..« (Graf Westarp bei der Besprechung der Interpellation über die Zaberner Ereignisse im Reichstag.)

»Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann.«

(Der Reichskanzler Bethmann Hollweg in einem Brief an Professor Lamprecht, der nach der Interpellation über die Zaberner Ereignisse veröffentlicht wurde.)

»Nun ist die Reihe an euch«, sagte Schwarzhaar, als die ersten Nachrichten aus Zabern kamen.

Die Reihe an uns?

Wann haben wir denn aufgehört, an der Reihe zu sein?

Seit vierzig Jahren wohnt, bis über die Augen bewaffnet, ein rothaariger Koloß in diesem Land, er hockt auf dem Rand der Vogesen, um seine grobgestiefelten Beine in der Ebene, die Rebhügel hinauf kommen und gehn die Jahreszeiten. Er drückt auf das kleine Land wie auf die Mitte einer riesigen Schaukel — ja, und das ist denn auch das berühmte europäische Gleichgewicht. Und es geschieht wenig in der Welt und nichts wichtiges, ohne daß man hier, wo des Kolosses Stiefel stehn, ein leises oder hartes Schwanken spürte. Ein politischer Seismograph könnte die geringsten Erschütterungen der »Weltlage« verzeichnen. — Hier, wo die Absätze auf seinem Leibe drücken, schlägt das Herz Europas am unruhigsten.. und auch am schmerzhaftesten.

Ist es ein Wunder, wenn da jeder elsäßische Bauer ein Europäer wenigstens insofern ist, als er darauf schwört, mit ihm könnte zugleich Europa geholfen werden? Der Reisende kann sich in jeder Dorfkneipe sagen lassen, daß »die Deutschen und die Franzosen nur zusammenzuhalten brauchten, damit —« Nun, damit endlich Ruhe ins Land käme und, außerdem, mehr Sicherheit in die europäischen Verhältnisse. Daß sie nebenbei für die allgemeine Abrüstung schwärmen, versteht sich von selbst. Sie möchten Gewicht und Ge-

ruch jener Stiefel von märchenhaftem Umfang los sein! Aber das gilt weniger für die Bauern, als für die Bürger in den Städten. Obwohl die »wiedergewonnenen Brüder«, seitdem sie wieder »zu Hause« sind, in der deutschen Armee als »Wackes« traktiert werden, gehn die Bauern noch immer gern zu den Soldaten, und sie scheinen sich dort nicht schlechter zu bewähren, als zur Zeit des ersten Napoleon, wo sie das Hauptquartier mit den robusten Lauten ihres Dialekts erfüllten . . .

In diesem Land, das sich sehr zäh und, wenn es gereizt wird, auch sehr laut weigert, schlankweg zu vergessen, was nicht vergessen zu werden verdient, und das bißchen französische Blut, das durch seine Adern lacht, in der Umarmung einer sadistischen Germania aus den Poren zu schwitzen, in diesem Land gibt es eine Stadt, die am schnellsten, unmittelbar nach dem Krieg, wie die Geschichtsschreiber sagen: an die deutsche Vergangenheit anknüpfte und Bismarck eine »Ergebenheitsadresse« übersandte. Das ist Zabern.

Es hat lange gedauert und kostete Mühe. Aber schließlich ist es gelungen . . . Allerdings mußte schon das Militär die Sache in die Hand nehmen. Zabern wurde germanisiert . . . Mit diesem Fremdwort bezeichnet man im neuen deutschen Reich einen sehr schwierigen Handgriff der Verwaltungskunst. Er besteht darin, Sonntagsspaziergänger und Kegelschieber von Amts wegen fuchsteufelswild, ja wenn möglich, zu Rebellen zu machen. Diese Kunstübung erfreut sich in Preußen eines solchen Ansehns, daß ein Landrat, dem sie gelingt, damit das Anrecht erwirbt, bei den nächsten Wahlen als Kandidat der konservativen Partei aufgestellt zu werden. In Ermangelung eines preußischen Landrats fanden sich in Zabern ein paar blutjunge Leutnants und ein offenbar etwas ältlicher Oberst.

Während einiger Tage herrschte da, mitten im Frieden, die Militärdiktatur. Die Offiziere veranstalteten eine Razzia, der neben halbwüchsigen Gassenjungen und ehrbaren Bürgern ein Rechtsanwalt und die hohe Magistratur selbst zum Opfer fiel. Sogar der Staatsanwalt wurde festgenommen. Ein kleiner Leutnant eilte, von Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr begleitet, durch die Straßen und rief, nachdem er unter dem Schutz der Bajonette Schokolade eingekauft hatte: »Wer lacht, wird verhaftet.« Ein andrer setzte einen lahmen

Schuster außer Gefecht, indem er ihm den Degen in den Schädel trieb. Aber im Bericht las ich, daß er nach dieser Tat völlig erschöpft auf einen Stuhl gesunken sei .... Es scheint, daß der Koller, der den Wahnsinnsausbruch dieser Tage bewirkt hatte, selbst über seine zweifellos überspannten Kräfte ging. Der Junge war neunzehn Jahre alt, und er hätte vielleicht längst Abbitte geleistet, aber er durfte, er konnte nicht, des »Königs Rock« brannte vielleicht wie ein Nessushemd, aber »Tabu« schrien die Militärs und zeigten mit dem Finger auf das bunte Stück Tuch: »Tabu, Tabu«, und im Reichstag, vor dem ohnmächtigen Bürgerzorn der Abgeordneten, hob der Kriegsminister beschwörend die Hand und wiederholte, zum Säulenheiligen erstarrt, vom hohen Rednerpult: »Tabu!« ... Auf der Tribüne saß der »Hauptmann von Köpenick« und grinste sonntäglich — der Augur! »Tabu« murmelte er und nickte.

•

Unser Wein wächst an der großen europäischen Straße, die das Mittelländische Meer mit der Nordsee verbindet. Die Rebhügel sind voll und zart geschweift wie eine ruhende blonde Frau, die sich auf ihren Arm aufstützt ... Unser Wein ist leicht und von der Farbe reinen Goldes. Er verwandelt die Menschen, die in meine Heimat kommen, um dort zu bleiben, seit mehr, als einem Jahrtausend, verwandelt sie, unmerklich, ohne Gewalt, macht sie heller, leichter.

Da er rein aus der Brennerei unsrer guten Sonne fließt, ist es kein Wunder, daß er, in aller Stärke, die Seele unsrer Luft, unsrer Erde enthält und sie verschenkt. Und Menschen erobert.

Und seht, wie die, die das Land bewohnen, sich zu verteidigen verstehn, bewundert doch — statt die Hörner zu senken, weil ihr rot seht — billigt ihren, für ein kleines Volk beispiellosen, so zähen wie schmiegsamen Trieb zur Selbstbehauptung, — ihren »heimlichen Wahnsinn«, wie mir einmal ein unheimlich berührter Sachse sagte. Der hatte getan, wie die meisten unsrer (wohlwollenden) Rezensenten zu tun pflegen. Er verbrachte mutig seine Ferien hier, bereit, alles zu verstehn und alles zu verzeihen. Er verstand nichts, aber er verzieh trotzdem, weil er festgestellt hatte, daß die Elsäßer noch immer deutsch sprachen. (Was gar nicht so dumm von ihm war!)

Dieses an geschichtlichen Wechselfällen überreiche Volk scheint, wenn man näher zusieht, in Wirklichkeit gar keine Geschichte zu haben. Es bricht nicht zusammen und gibt jedem Druck nur soweit nach, wie es ihm wohl ansteht. Dafür durchdringt es die, so auf ihm lasten, mit seiner ungeduldig leichten, schwerleichten, geduldigen Seele.

Unsre alten reichsunmittelbaren Städte sind nicht »tot«, Reichenweier, Türkheim, Oberehnheim mit ihren Türmen und Wällen keine bloßen Gemütsreize wie etwa das romantische Rothenburg ob der Tauber, das sich auf Ansichtskarten vielleicht sogar besser ausnimmt. Sie leben, und wenn ich sage: sie leben, so will das nicht heißen, daß sie von der Fremdenindustrie mit Erfolg ausgebeutet werden, oder daß in ihren Straßen so und soviel mal im Jahr farbenfroher Mummenschanz getrieben wird, oder daß Sektionen des vortrefflichen Vogesenklubs die geschichtlichen Erinnerungen wachhalten. Sie wären gerade so lebendig, wenn sie sich nicht erinnerten und werden es bleiben, solange die Wesensart dieser alten freien Bürgerschaften von Vater auf Sohn übergeht und sie ihr Weißbrot backen und ihren Wein trinken und, bald tatenlustig, bald zurückhaltend, dem doppelten Echo lauschen, das sich seit undenklichen Zeiten zwischen Rhein und Vogesen verfängt.

Wer Gottfrieds Herzschlag zu hören vermag, wer die Pasquille der Straßburger Reformatoren und die lachenden, pathetisch ausbrechenden Schriften ihrer Gegner liest und von den Kämpfen der Bürgerschaft unter Jakob Sturm wie unter Dietrich, von den Plebisziten, den Verhandlungen in Bordeaux und den Septennatswahlen und heute in eine wichtige Sitzung des Landtags geht, der wird immer denselben Himmel über sich haben und immer dieselben Stimmen vernehmen.

Die neu ankommen, bilden kleine Kleckse auf unsrer Landschaft, ihre Stimmen dissonieren. Aber bald haben sie, oder, wenn nicht sie selbst, so doch ihre Kinder, ihre Enkel unsre Farbe und sprechen wie wir.

Die andern bleiben nicht.

Allerdings gibt es auch viele Soldaten, die in Kasernen leben.

Aber die bleiben erst recht nicht.

Und über Fluß und Ebene und über den Rebenhügeln schwebt

das Lächeln der Heiligen Odilia, stark und anmutig und ein ganz klein wenig spöttisch — so weit das Lächeln einer Heiligen spöttisch sein kann.

•

Ich träume weiter.
von Anmut, die sich bis zur Ekstase steigert,
von Leichtigkeit — selbst im Gewaltsamen,
von Musik, die noch immer Musik ist, auch wenn der Schlag auf die große Trommel plötzlich die Dissonanzen entfesselt und die Roheit den Belagerungszustand verhängt.
Die Musik geht weiter, — wie das Leben.

RUF

Sechzehn-, Siebzehn-, Achtzehnjährige...!
in den alten, grauen Steinkästen,
wo noch das einzige Zimmer, das nicht bis in den letzten Winkel, in seinem ganzen nackten Viereck von der wagerechten Anordnung der Folterbänke eingenommen ist,
das Physikzimmer mit der großen Bogenlampe
an die Anatomie erinnert,...
und den großen Höfen, diesen Zwingern, in denen, feucht, klebrig, schwer wie ein Albdruck, die Schreckgespenster ursprünglicher Menschennot nisten — ihr kalter Schweiß dringt durch Mauern und Holzwerk, durch das große Tor und vergiftet die Stadt —
mit den Winkeln und Verstecken jugendlichen Aufruhrs, in die sich die heisern Laute der Schulglocke wie eine Meute Jagdhunde werfen, um euch auseinander zu jagen, in die Kniee, auf den Bauch vor die Schlüsselgewalt völlig unmystischer Altphilologen, in die Kniee, auf den Bauch, in die Kniee, auf den Bauch,...
besonders ihr aus den Germanisierungskasernen der Grenzländer, wo Wagner als ein rabiater Militärkapellmeister und Kant als der Verfasser grundlegender Artillerieschießvorschriften weiterleben und der blaßrote Tinte blutende Schatten Goethes von Kaisergeburtstagsrednern mit weltpolitischem Blick aus dem Orkus geschleift und

zwischen die »Spitzen der militärischen und Zivilbehörden« unsanft an den Tisch gesetzt wird,...

und die ihr endlich, der Schule entronnen, zwischen zwanzig und dreißig, eines Tages, ahnungsvoll, zum erstenmal,

die große, barbarische Sonne Deutschlands aufgehn seht, die weißglühende Stahlscheibe in Rauchschwaden über den Schloten,

und die Musik vernehmt der Wälder und Flüsse und des nördlichen Meeres:

wir schlagen euch Brücken!

wir bereiten euch den Weg!

René Schickele.

DER GOLEM

ROMAN

(Fortsetzung)

IV

PRAG

Neben mir stand der Student Charousek, den Kragen seines dünnen fadenscheinigen Überziehers aufgeschlagen, und ich hörte, wie ihm vor Kälte die Zähne aufeinanderschlugen.

Er kann sich den Tod holen in diesem zugigen, eisigen Torbogen, sagte ich mir, und ich forderte ihn auf, mit hinüber in meine Wohnung zu kommen. —

Er aber lehnte ab. —

»Ich danke Ihnen, Meister Pernath,« murmelte er fröstelnd, »leider habe ich nicht mehr soviel Zeit übrig, — ich muß eilends in die Stadt. — Auch würden wir bis auf die Haut naß, wenn wir jetzt auf die Gasse treten wollten. — Schon nach wenigen Schritten! — — Der Platzregen will nicht schwächer werden!« —

Die Wasserschauer fegten über die Dächer hin und liefen an den Gesichtern der Häuser herunter wie ein Tränenstrom.

Wenn ich den Kopf ein wenig vorbog, konnte ich da drüben im vierten Stock mein Fenster sehen, das vom Regen überrieselt aussah, als seien seine Scheiben aufgeweicht, — undurchsichtig und höckerig geworden wie Hausenblase.

Ein gelber Schmutzbach floß die Gasse herab und der Torbogen füllte sich mit Vorübergehenden, die alle das Nachlassen des Unwetters abwarten wollten.

»Dort schwimmt ein Brautbukett«, sagte plötzlich Charousek und deutete auf einen Strauß aus welken Myrten, der in dem Schmutzwasser vorbeigetrieben kam.

Darüber lachte jemand hinter uns laut auf.

Als ich mich umdrehte, sah ich, daß es ein alter vornehm gekleideter Herr mit weißem Haar und einem aufgedunsenen krötenartigen Gesicht gewesen war.

Charousek blickte ebenfalls einen Augenblick zurück und brummte etwas vor sich hin.

Unangenehmes ging von dem Alten aus, — ich wandte meine Aufmerksamkeit von ihm ab und musterte die mißfarbigen Häuser, die da vor meinen Augen wie verdrossene alte Tiere im Regen nebeneinander hockten.

Wie unheimlich und verkommen sie alle aussahen!

Ohne Überlegung hingebaut standen sie da, wie Unkraut, das aus dem Boden dringt. —

An eine niedrige gelbe Steinmauer, den einzigen standhaltenden Überrest eines früheren langgestreckten Gebäudes hat man sie angelehnt — vor zwei, drei Jahrhunderten — wie es eben kam, ohne Rücksicht auf die übrigen zu nehmen. — Dort ein halbes, schiefwinkliges Haus mit zurückspringender Stirn, — ein andres daneben vorstehend wie ein Eckzahn.

Unter dem trüben Himmel sahen sie aus, als lägen sie im Schlaf, und man spürte nichts von dem tückischen feindseligen Leben, das zuweilen von ihnen ausstrahlt, wenn der Nebel der Herbstabende in den Gassen liegt und ihr leises, kaum merkliches Mienenspiel verbergen hilft.

In dem Menschenalter, das ich nun hier wohne, hat sich der Eindruck in mir festgesetzt, den ich nicht loswerden kann, als ob es gewisse Stunden des Nachts und im frühesten Morgengrauen für sie gäbe, wo sie erregt eine lautlose geheimnisvolle Beratung pflegen. Und manchmal fährt da ein schwaches Beben durch ihre Mauern, das sich nicht erklären läßt, Geräusche laufen über ihre Dächer und und fallen in den Regenrinnen nieder, — und wir nehmen sie mit stumpfen Sinnen achtlos hin, ohne nach ihrer Ursache zu forschen.

Oft träumte mir, ich hätte diese Häuser belauscht in ihrem spukhaften Treiben und mit angstvollem Staunen erfahren, daß sie die heimlichen, eigentlichen Herren der Gasse seien, sich ihres Lebens und Fühlens entäußern und es wieder an sich ziehen können, — es

tagsüber den Bewohnern, die hier hausen, borgen, um es in kommender Nacht mit Wucherzinsen wieder zurückzufordern.

Und lasse ich die seltsamen Menschen, die in ihnen wohnen wie Schemen, wie Wesen — nicht von Müttern geboren — die in ihrem Denken und Tun wie aus Stücken wahllos zusammengefügt scheinen, im Geiste an mir vorüberziehen, so bin ich mehr denn je geneigt zu glauben, daß solche Träume in sich dunkle Wahrheiten bergen, die mir im Wachsein nur noch wie Eindrücke von farbigen Märchen in der Seele fortglimmen.

Dann wacht in mir heimlich die Sage von dem gespenstischen Golem, jenem künstlichen Menschen, wieder auf, den einst hier im Ghetto ein kabbalakundiger Rabbiner aus dem Elemente formte und ihn zu einem gedankenlosen automatischen Dasein berief, indem er ihm ein magisches Zahlenwort hinter die Zähne schob.

Und wie jener Golem zu einem Lehmbild in derselben Sekunde erstarrte, in der die geheime Silbe des Lebens aus seinem Munde genommen ward, so müßten auch, dünkt mir, alle diese M e n s c h e n entseelt in einem Augenblick zusammenfallen, löschte man irgendeinen winzigen Begriff, ein nebensächliches Streben, vielleicht eine zwecklose Gewohnheit bei dem einen, bei einem andern gar nur ein dumpfes Warten auf etwas gänzlich Unbestimmtes, Haltloses — in ihrem Hirn aus.

Was ist dabei für ein immerwährendes schreckhaftes Lauern in diesen Geschöpfen!

Niemals sieht man sie arbeiten — diese Menschen, und dennoch sind sie früh beim ersten Leuchten des Morgens wach und warten mit angehaltenem Atem — wie auf ein Opfer, das doch nie kommt.

Und hat es wirklich einmal den Anschein, als trete jemand in ihr Bereich, irgendein Wehrloser, an dem sie sich bereichern könnten, dann fällt plötzlich eine lähmende Angst über sie her, scheucht sie in ihre Winkel zurück und läßt sie von jeglichem Vorhaben zitternd abstehen.

Niemand scheint schwach genug, daß ihnen noch so viel Mut bliebe, sich seiner zu bemächtigen.

»Entartete, zahnlose Raubtiere, von denen die Kraft und die Waffe genommen ist«, sagte Charousek zögernd und sah mich an. —

Wie konnte er wissen, woran ich dachte? —

So stark facht man zuweilen seine Gedanken an, daß sie imstande sind auf das Gehirn des Nebenstehenden überzuspringen wie sprühende Funken, fühlte ich. —

»— — — wovon sie nur leben mögen!« sagte ich nach einer Weile.

»Leben? — Wovon? — Mancher unter ihnen ist ein Millionär!«

Ich blickte Charousek an. Was konnte er damit meinen! —

Der Student aber schwieg und sah nach den Wolken.

Für einen Augenblick hatte das Stimmengemurmel in dem Torbogen gestockt und man hörte bloß das Zischen des Regens.

Was er nur damit sagen will: »Mancher unter ihnen ist ein Millionär!?«

Wieder war es, als hätte Charousek meine Gedanken erraten.

Er wies nach dem Trödlerladen neben uns, an dem das Wasser den Rost des Eisengerümpels in fließenden braunroten Pfützen vorbeispülte.

»Aaron Wassertrum! Er zum Beispiel ist Millionär, — fast ein Drittel der Judenstadt ist sein Besitz. Wissen sie es denn nicht, Herr Pernath?!«

Mir blieb förmlich der Atem im Mund stecken. »Aaron Wassertrum! Der Trödler Aaron Wassertrum Millionär?!«

»Oh, ich kenne ihn genau«, fuhr Charousek verbissen fort und als hätte er nur darauf gewartet, daß ich ihn frage. »Ich kannte auch seinen Sohn, den Dr. Wassory. Haben Sie nie von ihm gehört? Von Dr. Wassory dem — berühmten — Augenarzt? — Vor einem Jahr noch hat die ganze Stadt begeistert von ihm gesprochen, — von dem großen — — Gelehrten. Niemand wußte damals, daß er seinen Namen abgelegt und früher Wassertrum geheißen. — Er spielte sich gerne auf den weltabgewandten Mann der Wissenschaft und wenn einmal auf Herkunft die Rede kam, warf er bescheiden und tiefbewegt so mit halben Worten hin, daß sein Vater noch aus dem Ghetto stamme, — sich aus den niedrigsten Anfängen heraus unter Kummer aller Art und unsäglichen Sorgen empor ans Licht habe arbeiten müssen.

Ja! Unter Kummer und Sorgen!

Unter w e s s e n Kummer und unsäglichen Sorgen aber und mit welchen Mitteln, das hat er nicht dazu gesagt!

Ich, aber weiß, — was es mit dem Ghetto für eine Bewandtnis hat!« Charousek faßte meinen Arm und schüttelte ihn heftig.

»Meister Pernath, ich bin so arm, daß ich es selbst kaum mehr begreife, ich muß halb nackt gehen wie ein Vagabund, sehen Sie her, und ich bin doch Student der Medizin, — bin doch ein gebildeter Mensch!«

Er riß seinen Überzieher auf und ich sah zu meinem Entsetzen, daß er weder Hemd noch Rock an hatte und den Mantel über der nackten Haut trug.

»Und so arm war ich bereits, als ich diese Bestie, diesen allmächtigen, angesehenen Dr. Wassory zu Fall brachte, — und noch heute ahnt keiner, daß ich — ich der eigentliche Urheber war.

Man meint in der Stadt, ein gewisser Dr. Savioli sei es gewesen, der seine Praktiken ans Tageslicht gezogen und ihn dann zum Selbstmord getrieben hat.

Dr. Savioli war nichts als mein Werkzeug! sage ich Ihnen. Ich allein habe den Plan erdacht und das Material zusammengetragen, habe die Beweise geliefert und leise und unmerklich Stein um Stein in dem Gebäude Dr. Wassorys gelockert, bis der Zustand erreicht war, wo kein Geld der Erde, keine List des Ghetto mehr vermocht hätten den Zusammenbruch, zu dem es nur noch eines unmerklichen Anstoßes bedurfte, abzuwenden.

Wissen Sie, so — so wie man Schach spielt.

Gerade so wie man Schach spielt.

Und niemand weiß, daß ich es war! —

Den Trödler Aaron Wassertrum, den läßt wohl manchmal eine furchtbare Ahnung nicht schlafen, daß einer, den er nicht kennt, der immer in seiner Nähe ist und den er doch nicht fassen kann, — ein anderer als Dr. Savioli — die Hand im Spiele gehabt haben müsse.

Wiewohl er einer von jenen ist, deren Augen durch Mauern zu schauen vermögen, so faßt er es doch nicht, daß es Gehirne gibt, die auszurechnen imstande sind, wie man mit langen unsichtbaren vergifteten Nadeln durch solche Mauern stechen kann, an Quadern, an Gold und Edelsteinen vorbei, um die verborgene Lebensader zu treffen.«

Und Charousek schlug sich vor die Stirn und lachte wild.

»Aaron Wassertrum wird es bald erfahren, genau an dem Tage, an dem er Dr. Savioli an den Hals will! Genau an demselben Tage!

Auch diese Schachpartie habe ich ausgerechnet bis zum letzten Zug. — Diesmal wird es ein Königsläufergambit sein. Da gibt es keinen einzigen Zug bis zum bittern Ende, gegen den ich nicht eine verderbliche Entgegnung wüßte.

Wer sich mit mir in ein solches Königsläufergambit einläßt, der hängt in der Luft sage ich Ihnen, wie eine hilflose Marionette an feinen Fäden, — an Fäden, die ich zupfe, — hören Sie wohl, die ich zupfe, und mit dessen freiem Willen ist's dahin.«

Der Student redete wie im Fieber und ich sah ihm entsetzt ins Gesicht.

»Was haben Ihnen Wassertrum und sein Sohn denn getan, daß Sie so voll Haß sind?«

Charousek wehrte heftig ab:

»Lassen wir das — fragen Sie lieber, was Dr. Wassory den Hals gebrochen hat! — Oder wünschen Sie, daß wir ein andres Mal darüber sprechen? — Der Regen hat nachgelassen. — Vielleicht wollen Sie nach Hause gehen?«

Er senkte seine Stimme, wie jemand, der plötzlich ganz ruhig wird. Ich schüttelte den Kopf.

»Haben Sie jemals gehört, wie man heutzutage den grünen Star heilt? — Nicht? — So muß ich Ihnen das deutlich machen, damit Sie alles genau verstehen, Meister Pernath!

Hören Sie zu: Der ‚grüne Star' also ist eine bösartige Erkrankung des Augeninnern, die mit Erblinden endet, und es gibt nur ein Mittel dem Fortschreiten des Übels Einhalt zu tun, nämlich die sogenannte Iridektomie, die darin besteht, daß man aus der Regenbogenhaut des Auges ein keilförmiges Stückchen herauszwickt.

Die unvermeidlichen Folgen davon sind wohl greuliche Blendungserscheinungen, die fürs ganze Leben bleiben, der Prozeß des Erblindens jedoch ist meistens aufgehalten.

Mit der Diagnose des grünen Stars hat es aber eine eigene Bewandtnis.

Es gibt nämlich Zeiten, besonders bei Beginn der Krankheit, wo die deutlichsten Symptome scheinbar ganz zurücktreten, und in sol-

chen Fällen darf ein Arzt, trotzdem er keine Spur einer Krankheit finden kann, dennoch niemals mit Bestimmtheit sagen, daß sein Vorgänger, der andrer Meinung gewesen, sich notwendigerweise geirrt haben müsse.

Hat aber einmal die erwähnte Iridektomie — die sich natürlich genau so an einem gesunden Auge wie an einem kranken ausführen läßt, stattgefunden, so kann man unmöglich mehr feststellen, ob früher wirklich grüner Star vorgelegen hat oder nicht.

Und auf diese und noch andere Umstände hatte Dr. Wassory seinen scheußlichen Plan aufgebaut.

Unzählige Male — besonders an Frauen — konstatierte er grünen Star, wo harmlose Sehstörungen vorlagen, nur um zu einer Operation zu kommen, die ihm keine Mühe machte und viel Geld eintrug.

Da endlich hatte er vollkommen Wehrlose in der Hand, da gehörte zur Ausplünderung auch keine Spur von Mut mehr!

Sehen Sie, Meister Pernath, da war das degenerierte Raubtier in jene Lebensbedingungen versetzt, wo es auch ohne Waffe und Kraft sein Opfer zerfleischen konnte.

Ohne etwas aufs Spiel zu setzen! — Begreifen Sie?! Ohne das geringste wagen zu müssen!

Durch eine Menge fauler Veröffentlichungen in Fachblättern hatte sich Dr. Wassory in den Ruf eines hervorragenden Spezialisten zu setzen verstanden und sogar seinen Kollegen, die viel zu arglos und anständig waren, um ihn zu durchschauen, Sand in die Augen zu streuen gewußt.

Ein Strom von Patienten, die alle bei ihm Hilfe suchten, war die natürliche Folge.

Kam nun jemand mit geringfügigen Sehstörungen zu ihm und ließ sich untersuchen, so ging Dr. Wassory sofort mit tückischer Planmäßigkeit zu Werke.

Zuerst stellte er das übliche Krankenverhör an, notierte aber geschickt immer nur, um für alle Fälle später gedeckt zu sein, jene Antworten, die eine Deutung auf grünen Star zuließen.

Und vorsichtig sondierte er, ob nicht schon eine frühere Diagnose vorläge.

Gesprächsweise ließ er einfließen, daß ein dringender Ruf aus dem Auslande behufs wichtiger wissenschaftlicher Maßnahmen an ihn ergangen sei und er daher schon morgen verreisen müsse. —

Bei der Augenspiegelung mit elektrischen Lichtstrahlen, die er sodann vornahm, bereitete er dem Kranken absichtlich soviel Schmerzen wie möglich.

Alles mit Vorbedacht! Alles mit Vorbedacht!

Wenn das Verhör vorüber und die übliche bange Frage des Patienten, ob Grund zur Befürchtung vorhanden sei, erfolgt war, da tat er seinen ersten Schachzug.

Er setzte sich ihm gegenüber, ließ eine Minute verstreichen und sprach dann gemessen und mit sonorer Stimme den Satz:

»Erblindung beider Augen ist bereits in der allernächsten Zeit wohl unvermeidlich!«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Szene, die naturgemäß folgte, war entsetzlich.

Oft fielen die Leute in Ohnmacht, weinten und schrien und warfen sich in wilder Verzweiflung zu Boden.

Das Augenlicht verlieren heißt alles verlieren.

Und wenn der wiederum übliche Moment eintrat, wo das arme Opfer die Knie Dr. Wassory's umklammerte und flehte, ob es denn auf Gottes Erde gar keine Hilfe mehr gäbe, da tat die Bestie den zweiten Schachzug und verwandelte sich selbst in jenen — Gott, der helfen konnte!

Alles, alles in der Welt ist wie ein Schachspiel, Meister Pernath! —

Schleunigste Operation, sagte Dr. Wassory dann nachdenklich, sei das einzige, was vielleicht Rettung bringen könne, und mit einer wilden, gierigen Eitelkeit, die plötzlich über ihn kam, erging er sich mit einem Redeschwall in weitschweifigem Ausmalen dieses und jenes Falles, die alle mit dem vorliegenden eine ungemein große Ähnlichkeit gehabt hätten, — wie unzählige Kranke ihm allein die Erhaltung des Augenlichts verdankten und dergleichen mehr.

Er schwelgte förmlich in dem Gefühl, für eine Art höheren Wesens gehalten zu werden, in dessen Hände das Wohl und Wehe seines Mitmenschen gelegt ist.

Das hilflose Opfer aber saß, das Herz voll brennender Fragen,

gebrochen vor ihm, Angstschweiß auf der Stirne, und wagte ihm nicht einmal in die Rede zu fallen, aus Furcht: ihn — den einzigen, der noch Hilfe bringen konnte — zu erzürnen. —

Und mit den Worten, daß er zur Operation leider erst in einigen Monaten schreiten könne, wenn er von seiner Reise wieder zurück sei, — schloß Dr. Wassory seine Rede. —

Hoffentlich — man solle in solchen Fällen immer das beste hoffen — sei es da nicht zu spät: sagte er.

Natürlich sprangen dann jedesmal die Kranken entsetzt auf, erklärten, daß sie unter gar keinen Umständen auch nur einen Tag länger warten wollten, und baten flehentlich um Rat, wer von den andern Augenärzten in der Stadt sonst wohl als Operateur in Betracht käme. —

Da war der Augenblick gekommen, wo Dr. Wassory den entscheidenden Schlag führte.

Er ging in tiefem Nachdenken auf und ab, legte seine Stirn in Falten des Grams und lispelte schließlich bekümmert, ein Eingriff seitens eines andern Arztes bedinge dann leider eine abermalige Bespiegelung des Auges mit elektrischem Licht, und das müsse — der Patient wisse ja selbst wie schmerzhaft es sei — wegen der blendenden Strahlen geradezu verhängnisvoll wirken.

Ein andrer Arzt, also ganz abgesehen davon, daß so manchem von ihnen gerade in der Iridektomie die nötige Übung fehle — dürfe, eben weil er wiederum von neuem untersuchen müsse, gar nicht vor Ablauf längerer Zeit, bis sich die Sehnerven wieder erholt hätten, zu einem chirurgischen Eingriff schreiten.«

Charousek ballte die Fäuste.

»Das nennen wir in der Schachsprache Zugzwang, lieber Meister Pernath! — — Was weiter folgte, war wiederum Zugzwang, — ein erzwungener Zug nach dem andern.

Halb wahnsinnig vor Verzweiflung beschwor nun der Patient den Dr. Wassory, er möge doch Erbarmen haben, einen Tag nur seine Abreise verschieben und die Operation selber vornehmen. — Es handle sich doch um mehr noch als um schnellen Tod, die grauenhafte, folternde Angst, jeden Augenblick erblinden zu müssen, sei ja das Schrecklichste, was es geben könne. —

Und je mehr das Scheusal sich sträubte und jammerte: ein Auf-

schub seiner Reise könne ihm unabsehbaren Schaden bringen, desto höhere Summen boten freiwillig die Kranken.

Schien schließlich die Summe Dr. Wassory hoch genug, gab er nach und fügte bereits am selben Tage, ehe noch ein Zufall seinen Plan aufdecken konnte, den Bedauernswerten an beiden gesunden Augen jenen unheilbaren Schaden zu, jenes immerwährende Gefühl des Geblendetseins, das das Leben zu stetiger Qual gestalten mußte, — die Spuren des Schurkenstreiches aber ein für allemal verwischte.

Durch solche Operationen an gesunden Augen vermehrte Dr. Wassory nicht nur seinen Ruhm und seinen Ruf als unvergleichlicher Arzt, dem es noch jedesmal gelungen sei die drohende Erblindung aufzuhalten, — es befriedigte gleichzeitig seine maßlose Geldgier und fröhnte seiner Eitelkeit, wenn die ahnungslosen, an Körper und Vermögen geschädigten Opfer zu ihm wie zu einem Helfer aufsahen und ihn als Retter priesen.

Nur ein Mensch — der mit allen Fasern im Ghetto und seinen zahllosen, unscheinbaren — jedoch unüberwindlichen Hilfsquellen wurzelte und von Kindheit an gelernt hat auf der Lauer zu liegen wie eine Spinne, der jeden Menschen in der Stadt kannte und bis ins kleinste seine Beziehungen und Vermögensverhältnisse erriet und durchschaute, — nur ein solcher — halb-hellsehender möchte man es beinahe nennen, konnte jahrelang derartige Scheußlichkeiten verüben.

Und wäre ich nicht gewesen, bis heute triebe er sein Handwerk noch, würde es ins hohe Alter weiter betrieben haben, um schließlich als ehrwürdiger Patriarch im Kreise seiner Lieben, angetan mit hohen Ehren, künftigen Geschlechtern ein leuchtendes Vorbild, seinen Lebensabend zu genießen, bis — bis endlich auch über ihn das große Verrecken hinweggezogen wäre.

Ich aber wuchs ebenfalls im Ghetto auf und auch mein Blut ist mit jener Atmosphäre höllischer List gesättigt, und so vermochte ich ihn zu Fall zu bringen, — so wie die Unsichtbaren einen Menschen zu Fall bringen, — wie aus heiterm Himmel heraus ein Blitz trifft.

Dr. Savioli, ein junger deutscher Arzt, hat das Verdienst der Entlarvung, — ihn schob ich vor und häufte Beweis auf Beweis, bis der Tag anbrach, wo der Staatsanwalt seine Hand nach Dr. Wassory ausstreckte.

Da beging die Bestie Selbstmord! — Gesegnet sei die Stunde!

Als hätte mein Doppelgänger neben ihm gestanden und ihm die Hand geführt, nahm er sich das Leben mit jener Phiole Amylnitrit, die ich absichtlich in seinem Ordinationszimmer bei der Gelegenheit hatte stehen lassen, als ich selbst ihn einmal verleitet, auch an mir die falsche Diagnose des grünen Stars zu stellen, — absichtlich und mit dem glühenden Wunsche, daß es dieses Amylnitrit sein möchte, das ihm den letzten Stoß geben sollte.

Der Gehirnschlag hätte ihn getroffen, hieß es in der Stadt! —

Amylnitrit tötet, eingeatmet wie Gehirnschlag — aber lange konnte das Gerücht nicht aufrecht erhalten werden.«

— —

Charousek starrte plötzlich geistesabwesend, als habe er sich in ein tiefes Problem verloren, vor sich hin, dann zuckte er mit der Achsel nach der Richtung, wo Aaron Wassertrums Trödlerladen lag.

»Jetzt ist er allein,« murmelte er, »ganz allein mit seiner Gier und — und — und — mit der Wachspuppe!«

— —

Mir schlug das Herz bis zum Hals.

Ich sah Charousek voll Entsetzen an.

War er wahnsinnig? Es mußten Fieberphantasien sein, die ihn diese Dinge erfinden ließen.

Gewiß, gewiß! Er hat alles erfunden, geträumt.

Es kann nicht wahr sein, was er da über den Augenarzt grauenhaftes erzählt hat. Er ist schwindsüchtig und die Fieber des Todes kreisen in seinem Hirn.

Und ich wollte ihn mit ein paar scherzenden Worten beruhigen. — Seine Gedanken in eine freundliche Richtung lenken.

Da fuhr, noch ehe ich die Worte fand, wie ein Blitz in meine Erinnerung das Gesicht Wassertrums mit der gespaltenen Oberlippe, wie es damals in mein Zimmer mit runden Fischaugen durch die aufgerissene Tür hereingeschaut hatte.

Dr. Savioli! Dr. Savioli! — ja, ja, so war auch der Name des jungen Herrn gewesen, den mir der Marionettenspieler Zwakh flüsternd anvertraut als den des vornehmen Mieters, der von ihm das Atelier gemietet hatte. —

Dr. Savioli! — Wie ein Schrei tauchte es in meinem Innern auf. Eine Reihe nebelhafter Bilder zuckte durch meinen Geist, jagte sich mit schreckhaften Vermutungen, die auf mich einstürmten.

Ich wollte Charousek fragen, ihm voll Angst rasch alles erzählen, was ich damals erlebt, da sah ich, daß ein heftiger Hustenanfall sich seiner bemächtigt hatte und ihn fast umwarf. Ich konnte nur noch unterscheiden, wie er sich mühsam mit den Händen an der Mauer stützend in den Regen hinaustappte und mir einen flüchtigen Gruß zunickte.

Ja, ja, er hat recht, er sprach nicht im Fieber, — fühlte ich, — das unfaßbare Gespenst des Verbrechens ist es, das durch diese Gassen schleicht, Tag und Nacht, und sich zu verkörpern sucht. —

Es liegt in der Luft und wir sehen es nicht. Plötzlich schlägt es sich nieder in einer Menschenseele, — wir ahnen es nicht, — da, dort, — und ehe wir es fassen können, ist es gestaltlos geworden und alles ist längst vorüber.

Und nur noch dunkle Worte über irgend ein entsetzliches Geschehnis kommen an uns heran.

Mit einem Schlage begriff ich diese rätselhaften Geschöpfe, die rings um mich wohnten, in ihrem innersten Wesen: sie trieben willenlos durchs Dasein von einem unsichtbaren magnetischen Strom belebt — — so wie vorhin das Brautbukett in dem schmutzigen Rinnsal vorüberschwamm.

Mir war, als starrten die Häuser alle mit tückischen Gesichtern voll namenloser Bosheit auf mich herüber, — die Tore aufgerissene schwarze Mäuler, aus denen die Zungen ausgefault waren, — Rachen, die jeden Augenblick einen gellenden Schrei ausstoßen konnten, so gellend und haßerfüllt, daß es uns bis ins Innerste erschrecken müßte.

Was hatte zum Schluß noch der Student über den Trödler gesagt? — ich flüsterte mir seine Worte vor: — Aaron Wassertrum sei jetzt allein mit seiner Gier und — — seiner Wachspuppe.

Was kann er nur mit der Wachspuppe gemeint haben?

Es muß ein Gleichnis gewesen sein, beschwichtigte ich mich, eines jener krankhaften Gleichnisse, mit denen er einen zu überfallen pflegt, die man nicht versteht und die einen, wenn sie später unerwartet sichtbarlich werden, so tief erschrecken können wie Dinge von ungewohnter Form, auf die plötzlich ein greller Lichtstreif fällt.

Ich holte tief Atem um mich zu beruhigen und den furchtbaren Eindruck, den mir Charouseks Erzählung verursacht hatte, abzuschütteln.

Ich sah die Leute genauer an, die mit mir in dem Hausflur warteten: — Neben mir stand jetzt der dicke Alte. Derselbe, der vorhin so widerlich gelacht hatte.

Er hatte einen schwarzen Gehrock an und Handschuhe und starrte mit vorquellenden Augen unverwandt auf den Torbogen des Hauses gegenüber.

Sein glattrasiertes Gesicht mit den breiten gemeinen Zügen zuckte vor Erregung.

Unwillkürlich folgte ich seinen Blicken und bemerkte, daß sie wie gebannt an der rothaarigen Rosina hingen, die drüben jenseits der Gasse stand, ihr immerwährendes Lächeln um die Lippen.

Der Alte war bemüht ihr Zeichen zu geben und ich sah, daß sie es wohl wußte, aber sich benahm, als verstünde sie nicht.

Endlich hielt es der Alte nicht länger aus, watete auf den Fußspitzen hinüber und hüpfte mit lächerlicher Elastizität wie ein großer schwarzer Gummiball über die Pfützen.

Man schien ihn zu kennen, denn ich hörte allerhand Glossen fallen, die darauf hinzielten. Ein Strolch hinter mir, ein rotes gestricktes Tuch um den Hals, mit blauer Militärmütze, die Virginia hinter dem Ohr, — machte mit grinsendem Mund Anspielungen, die ich nicht verstand.

Ich begriff nur, daß sie den Alten in der Judenstadt den »Freimaurer« nannten und in ihrer Sprache mit diesem Spitznamen jemanden bezeichnen wollten, der sich an halbwüchsigen Mädchen zu vergehen pflegt, aber durch intime Beziehungen zur Polizei vor jeder Strafe sicher ist. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann waren das Gesicht Rosinas und der Alte drüben im Dunkel des Hausflures verschwunden.

V.

PUNSCH

Wir hatten das Fenster geöffnet um den Tabakrauch aus meinem kleinen Zimmer strömen zu lassen.

Der kalte Nachtwind blies herein und wehte an die zottigen Mäntel, die an der Türe hingen, daß sie leise hin und her schwankten.

»Prokops würdige Haupteszierde möchte am liebsten davonfliegen«, sagte Zwakh und deutete auf des Musikers großen Schlapphut, der die breite Krempe bewegte wie schwarze Flügel.

Josua Prokop zwinkerte lustig mit den Augenlidern.

»Er will,« sagte er, »er will wahrscheinlich — — —«

»Er will zum ‚Loisitschek' zur Tanzmusik«, nahm ihm Vrieslander das Wort vorweg.

Prokop lachte und schlug mit der Hand den Takt zu den Klängen, die die dünne Winterluft her über die Dächer trug.

Dann nahm er meine alte zerbrochene Guitarre von der Wand, tat als zupfe er die zerbrochenen Saiten und sang mit kreischendem Falsett und gespreizter Betonung in Rotwelsch ein wunderliches Lied:

»An Bein-del von Ei-sen
recht alt
»An Stran-zen net gar
a so kalt
»Messinung, a' Räucherl
und Rohn
»und immerrr nurr putz-en — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Wie großartig er mit einemmal die Gaunersprache beherrscht!« Und Vrieslander lachte laut auf und brummte mit:

»Und stok-en sich Aufzug
und Pfiff
»Und schmallern an eisernes
G'süff.
»Juch, —
Und Handschuhkren, Harom net san — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Dieses kuriose Lied schnarrt jeden Abend beim ‚Loisitschek' der meschuggene Nephtali Schaffraneck mit dem grünen Augenschirm, und ein geschminktes Weibsbild spielt Harmonika und gröhlt den Text dazu«, erklärte mir Zwakh. »Sie sollten auch einmal mit uns in diese Schenke gehen, Meister Pernath. — Später vielleicht, bis wir mit dem Punsch zu Ende sind, — was meinen Sie? — Zur Feier Ihres heutigen Geburtstages?«

»Ja, ja kommen Sie nachher mit uns,« sagte Prokop und klinkte das Fenster zu, — »man muß so etwas gesehen haben.«

Dann tranken wir den heißen Punsch und hingen unsern Gedanken nach.

Vrieslander schnitzte an einer Marionette.

»Sie haben uns förmlich von der Außenwelt abgeschnitten, Josua,« unterbrach Zwakh die Stille, »seit Sie das Fenster geschlossen haben hat niemand mehr ein Wort gesprochen.«

»Ich dachte nur darüber nach, als vorhin die Mäntel so flogen, wie seltsam es ist, wenn der Wind leblose Dinge bewegt«, antwortete Prokop schnell wie um sich wegen seines Schweigens zu entschuldigen: »es sieht gar so wunderlich aus, wenn Gegenstände plötzlich zu flattern anheben, die sonst immer tot daliegen. Nicht? — Ich sah einmal auf einem menschenleeren Platz zu, wie große Papierfetzen, — ohne daß ich vom Winde etwas spürte, denn ich stand durch ein Haus gedeckt, — in toller Wut im Kreise herumjagten und einander verfolgten, als hätten sie sich den Tod geschworen. — Einen Augenblick lang schienen sie sich dann beruhigt zu haben, aber plötzlich kam wieder eine wahnwitzige Erbitterung über sie und in sinnlosem Grimm rasten sie umher, — drängten sich in einen Winkel zusammen, um von neuem besessen auseinander zu stieben und schließlich hinter einer Ecke zu verschwinden.

Nur eine dicke Zeitung konnte nicht mitkommen, sie blieb auf dem Pflaster liegen und klappte haßerfüllt auf und zu, als sei ihr der Atem ausgegangen und als schnappe sie nach Luft.

Ein dunkler Verdacht stieg damals in mir auf: was — wenn am Ende wir Lebewesen auch so etwas Ähnliches wären, wie solche Papierfetzen? — Ob nicht vielleicht ein unsichtbarer unbegreiflicher »Wind« auch uns hin und her treibt und unsre Handlungen bestimmt,

während wir in unserer Einfalt glauben unter eigenem freien Willen zu stehen?

Was, wenn das Leben in uns nichts anderes wäre, als ein rätselhafter Wirbelwind?! — Jener Wind, von dem die Bibel sagt: weißt du von wannen er kommt und wohin er geht? — — — Träumen wir nicht auch zuweilen, wir griffen in tiefes Wasser und fingen silberne Fische, und nichts anderes ist geschehen, als daß ein kalter Luftzug unsere Hände traf?« —

»Prokop, Sie sprechen in Worten wie Pernath, was ists mit Ihnen?« sagte Zwakh und sah den Musiker mißtrauisch an. —

»Die Geschichte vom Buch Ibbur, die vorhin erzählt wurde, — schade, daß Sie so spät kamen und sie nicht mit anhörten, — hat ihn so nachdenklich gestimmt«, meinte Vrieslander.

»Eine Geschichte von einem Buche?«

»Eigentlich von einem Menschen, der ein Buch brachte und seltsam aussah. — Pernath weiß nicht, wie er heißt, wo er wohnt, was er wollte, und trotzdem sein Aussehen sehr auffallend gewesen sein soll, lasse es sich doch nicht recht schildern«.

Zwakh horchte auf.

»Das ist sehr merkwürdig,« sagte er nach einer Pause, »war der Fremde vielleicht bartlos und hatte er schrägstehende Augen?«

»Ich glaube,« antwortete ich, »das heißt, ich — ich — weiß es ganz bestimmt. Kennen Sie ihn denn?«

Der Marionettenspieler schüttelte den Kopf: »Er erinnert mich nur an den ‚Golem'«.

Der Maler Vrieslander ließ sein Schnitzmesser sinken:

»Golem? — Ich habe schon so viel davon reden hören. Wissen Sie etwas über den Golem, Zwakh?«

»Wer kann sagen, daß er über den Golem etwas wisse«, antwortete Zwakh und zuckte die Achseln. »Man verweist ihn ins Reich der Sage, bis sich eines Tages in den Gassen ein Ereignis vollzieht, das ihn plötzlich wieder aufleben läßt. Und eine Zeitlang spricht dann jeder von ihm und die Gerüchte wachsen ins Ungeheuerliche. Werden so übertrieben und aufgebauscht, daß sie schließlich an der eigenen Unglaubwürdigkeit zugrunde gehen. — — — Der Ursprung der Geschichte reicht wohl ins XVII. Jahrhundert zurück,

sagt man. Nach verloren gegangenen Vorschriften der Kabbala soll ein Rabbiner da einen künstlichen Menschen — den sogenannten Golem — verfertigt haben, damit er ihm als Diener helfe, die Glocken in der Synagoge läuten, und allerhand grobe Arbeit tue.

Es sei aber doch kein richtiger Mensch daraus geworden und nur ein dumpfes halbbewußtes Vegetieren habe ihn belebt. Wie es heißt, auch das nur tagsüber und kraft des Einflusses eines magischen Zettels, der ihm hinter den Zähnen stak und die freien siderischen Kräfte des Weltalls herabzog.

Und als eines Abends vor dem Nachtgebet der Rabbiner das Siegel aus dem Munde des Golem zu nehmen versäumt, da wäre dieser in Tobsucht verfallen, in der Dunkelheit durch die Gassen gerast und hätte zerschlagen, was ihm in den Weg gekommen.

Bis der Rabbi sich ihm entgegengeworfen und den Zettel vernichtet habe.

Und da sei das Geschöpf leblos niedergestürzt. Nichts blieb von ihm übrig als die zwerghafte Lehmfigur, die heute noch drüben in der Altneusynagoge gezeigt wird.«

— — — — — — — — — — —

»Derselbe Rabbiner soll einmal auch zum Kaiser auf die Burg berufen worden sein und die Schemen der Toten beschworen und sichtbar gemacht haben,« — warf Prokop ein, — »moderne Forscher behaupten, er habe sich dazu einer Laterna magica bedient.«

»Jawohl, keine Erklärung ist abgeschmackt genug, daß sie bei den Heutigen nicht Beifall fände«, — fuhr Zwakh unbeirrt fort. — »Eine Laterna magica! — Als ob Kaiser Rudolf, der sein ganzes Leben solchen Dingen nach ging, einen so plumpen Schwindel nicht auf den ersten Blick hätte durchschauen müssen. Ich kann freilich nicht wissen, worauf sich die Golemsage zurückführen läßt, daß aber irgend etwas, was nicht sterben kann, in diesem Stadtviertel sein Wesen treibt und damit zusammenhängt, dessen bin ich sicher. Von Geschlecht zu Geschlecht haben meine Vorfahren hier gewohnt und niemand kann wohl auf mehr erlebte und ererbte Erinnerungen an das periodische Auftauchen des Golem zurückblicken, als gerade ich!«

Zwakh hatte plötzlich aufgehört zu reden, und man fühlte mit ihm, wie seine Gedanken in vergangene Zeiten zurückwanderten.

Wie er den Kopf aufgestützt dort am Tische saß und beim Scheine der Lampe seine roten jugendlichen Bäckchen fremdartig von dem weißen Haar abstachen, verglich ich unwillkürlich im Geiste seine Züge mit den maskenhaften Gesichtern seiner Marionetten, die er mir so oft gezeigt.

Seltsam, wie ähnlich ihnen der alte Mann doch sah! —

Derselbe Ausdruck und derselbe Gesichtsschnitt!

Manche Dinge der Erde können nicht loskommen von einander, fühlte ich, und wie ich Zwakhs einfaches Schicksal an mir vorüberziehen ließ, da schien es mir mit einemmal gespenstisch und ungeheuerlich, daß ein Mensch wie er, trotzdem er eine bessere Erziehung als seine Vorfahren genossen und Schauspieler hätte werden sollen, plötzlich wieder zu dem schäbigen Marionettenkasten hatte zurückkehren können um nun abermals auf die Jahrmärkte zu ziehen und dieselben Puppen, die schon seiner Vorväter kümmerliches Erwerbsmittel gewesen, von neuem ihre ungelenken Verbeugungen machen und schläfrigen Erlebnisse vorführen zu lassen.

Er vermag es nicht, sich von ihnen zu trennen, begriff ich, sie leben mit von seinem Leben, und als er fern von ihnen war, da haben sie sich in Gedanken verwandelt, haben in seinem Hirn gewohnt und ihn rast- und ruhelos gemacht, bis er wieder heimkehrte. Darum hält er sie jetzt so liebevoll und kleidet sie stolz in Flitter.

»Zwakh, wollen Sie uns nicht weitererzählen?« forderte Prokop den Alten auf und sah fragend nach Vrieslander und mir hin, ob auch wir gleichen Wunsches seien.

»Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll,« meinte der Alte zögernd, »die Geschichte mit dem Golem läßt sich schwer fassen. So wie Pernath vorhin sagte: er wisse genau wie jener Unbekannte ausgesehen habe und doch könne er ihn nicht schildern. Ungefähr alle dreiunddreißig Jahre wiederholt sich ein Ereignis in unsern Gassen, das gar nichts besonders aufregendes an sich trägt und dennoch ein Entsetzen verbreitet, für das weder eine Erklärung noch eine Rechtfertigung ausreicht:

Immer wieder begibt es sich nämlich, daß ein vollkommen fremder Mensch, bartlos, von gelber Gesichtsfarbe und mongolischem Typus aus der Richtung der Altschulgasse her, — in altmodische verschossene

Kleider gehüllt, gleichmäßigen und eigentümlich stolpernden Ganges, so, als wolle er jeden Augenblick vornüber fallen, durch die Judenstadt schreitet und plötzlich — — unsichtbar wird.

Gewöhnlich biegt er in eine Gasse und ist dann verschwunden.

Ein andermal heißt es, er habe auf seinem Wege einen Kreis beschrieben und sei zu dem Punkte zurückgekehrt, von dem er ausgegangen: einem uralten Hause in der Nähe der Synagoge.

Einige Aufgeregte wiederum behaupten, sie hätten ihn um eine Ecke auf sich zukommen sehen. Trotzdem er ihnen aber ganz deutlich entgegengeschritten, sei er dennoch, genau wie jemand, dessen Gestalt sich in weiter Ferne verliert, immer kleiner und kleiner geworden — und schließlich ganz verschwunden.

Vor sechsundsechzig Jahren nun muß der Eindruck, den er hervorgebracht, besonders tief gegangen sein, denn ich erinnere mich, — ich war noch ein ganz kleiner Junge — daß man das Gebäude in der Altschulgasse damals von oben bis unten durchsuchte.

Es wurde auch festgestellt, daß wirklich in diesem Hause ein Gitterfenster vorhanden ist, zu dem es keinen Zugang gibt.

Aus allen Fenstern hatte man Wäsche gehängt, um von der Gasse aus einen Augenschein zu gewinnen, und war auf diese Weise der Tatsache auf die Spur gekommen.

Da es anders nicht zu erreichen gewesen, hatte sich ein Mann an einem Strick zum Dache herabgelassen, um hineinzusehen. Kaum aber war er in die Nähe des Fensters gelangt, da riß das Seil und der Unglückliche zerschmetterte sich auf dem Pflaster den Schädel. Und als später der Versuch nochmals wiederholt werden sollte, gingen die Ansichten über die Lage des Fensters derart auseinander, daß man davon abstand.

Ich selber begegnete dem »Golem« das erstemal in meinem Leben vor ungefähr dreiunddreißig Jahren.

Er kam in einem sogenannten Durchhause auf mich zu und wir rannten fast aneinander.

Es ist mir heute noch unbegreiflich, was damals in mir vorgegangen sein muß. Man trägt doch um Gotteswillen nicht immerwährend, tagaus tagein die Erwartung mit sich herum, man werde dem Golem begegnen.

In jenem Augenblick aber, bestimmt — ganz bestimmt noch ehe ich seiner ansichtig werden konnte, schrie etwas in mir gellend auf: der Golem! Und im selben Moment stolperte jemand aus dem Dunkel des Torflures hervor und jener Unbekannte ging an mir vorüber. Eine Sekunde später drang eine Flut bleicher aufgeregter Gesichter mir entgegen, die mich mit Fragen bestürmten, ob ich ihn gesehen hätte.

Und als ich antwortete, da fühlte ich, daß sich meine Zunge wie aus einem Krampfe löste, von dem ich vorher nichts gespürt hatte.

Ich war förmlich überrascht, daß ich mich bewegen konnte, und deutlich kam mir zum Bewußtsein, daß ich mich, wenn auch nur den Bruchteil eines Herzschlags lang — in einer Art Starrkrampf befunden haben mußte.

Über all das habe ich oft und lang nachgedacht und mir dünkt, ich komme der Wahrheit am nächsten, wenn ich sage: immer einmal in der Zeit eines Menschenalters geht blitzschnell eine geistige Epidemie durch die Judenstadt, befällt die Seelen der Lebenden zu irgend einem Zweck, der uns verhüllt bleibt, und läßt wie eine Luftspiegelung die Umrisse eines charakteristischen Wesens erstehen, das vielleicht vor Jahrhunderten hier gelebt hat und nach Form und Gestaltung dürstet.

Vielleicht ist es mitten unter uns, Stunde für Stunde, und wir nehmen es nicht wahr. Hören wir doch auch den Ton einer schwirrenden Stimmgabel nicht, bevor sie das Holz berührt und es mitschwingen macht.

Vielleicht ist es nur so etwas wie ein seelisches Kunstwerk, ohne innewohnendes Bewußtsein — ein Kunstwerk, das entsteht, wie ein Kristall nach stets sich gleichbleibendem Gesetz aus dem Gestaltlosen herauswächst. —

Wer weiß das?

Wie in schwülen Tagen die elektrische Spannung sich bis zur Unerträglichkeit steigert und endlich den Blitz gebiert, könnte es da nicht sein, daß auch auf die stetige Anhäufung jener niemals wechselnden Gedanken, die hier im Ghetto die Luft vergiften, eine plötzliche ruckweise Entladung folgen muß? — Eine seelische Explosion, die

unser Traumbewußtsein ans Tageslicht peitscht, um — dort den Blitz der Natur — hier ein Gespenst zu schaffen, das in Mienen, Gang und Gehaben, in allem und jedem das Symbol der Massenseele unfehlbar offenbaren müßte, wenn man die geheime Sprache der Formen nur richtig zu deuten verstünde?

Und wie mancherlei Erscheinungen das Einschlagen des Blitzes ankünden, so verraten auch hier gewisse grauenhafte Vorzeichen das drohende Hereinbrechen jenes Phantoms ins Reich der Tat. Der abblätternde Bewurf einer alten Mauer nimmt eine Gestalt an, die einem schreitenden Menschen gleicht: und in Eisblumen am Fenster bilden sich die Züge starrer Gesichter. — Der Sand vom Dache scheint anders zu fallen als sonst und drängt dem argwöhnischen Beobachter den Verdacht auf, eine unsichtbare Intelligenz, die sich lichtscheu verborgen hält, werfe ihn herab und übe sich in heimlichen Versuchen, allerlei seltsame Umrisse hervorzubringen. — Ruht das Auge auf eintönigem Geflecht oder den Unebenheiten der Haut, bemächtigt sich unser die unerfreuliche Gabe überall mahnende bedeutsame Formen zu sehen, die in unsern Träumen ins Riesengroße auswachsen. Und immer zieht sich durch solche schemenhafte Versuche der angesammelten Gedankenherden die Wälle der Alltäglichkeit zu durchnagen, für uns wie ein roter Faden die qualvolle Gewißheit, daß unser eigenstes Inneres mit Vorbedacht und gegen unsern Willen ausgesogen wird, nur damit die Gestalt des Phantoms plastisch werden könne.

Wie ich nun vorhin Pernath bestätigen hörte, daß ihm ein Mensch begegnet sei, bartlos, mit schief gestellten Augen, da stand der »Golem« vor mir, wie ich ihn damals gesehen.

Wie aus dem Boden gewachsen stand er vor mir.

Und eine gewisse dumpfe Furcht, es stehe wieder etwas Unerklärliches nahe bevor, befiel mich einen Augenblick lang, dieselbe Angst, die ich schon einmal in meinen Kinderjahren verspürt, als die ersten spukhaften Äußerungen des Golem ihre Schatten voraus warfen.

Sechsundsechzig Jahre ist das wohl jetzt her und knüpft sich an einen Abend, an dem der Bräutigam meiner Schwester zu Besuch gekommen war und in der Familie der Tag der Hochzeit festgesetzt werden sollte.

Es wurde damals Blei gegossen — zum Scherz — und ich stand mit offenem Munde dabei und begriff nicht, was das zu bedeuten habe, — in meiner wirren kindlichen Vorstellung brachte ich es in Zusammenhang mit dem Golem, von dem ich meinen Großvater oft hatte erzählen hören, und bildete mir ein, jeden Augenblick müsse die Türe aufgehen und der Unbekannte eintreten.

Meine Schwester leerte dann den Löffel mit dem flüssigen Metall in das Wasserschaff und lachte mich, der ich aufgeregt zusah, lustig an.

Mit welken zitternden Händen holte mein Großvater den blitzenden Bleiklumpen heraus und hielt ihn ans Licht. Gleich darauf entstand eine allgemeine Erregung. Man redete laut durcheinander, — ich wollte mich hinzudrängen, aber man wehrte mich ab.

Später, als ich älter geworden, erzählte mir mein Vater, es wäre damals das geschmolzene Metall zu einem kleinen ganz deutlichen Kopf erstarrt gewesen, — glatt und rund, wie nach einer Form gegossen, und von solch unheimlicher Ähnlichkeit mit den Zügen des »Golem«, daß sich alle entsetzt hätten.

Oft sprach ich mit dem Archivar Schemajah Hillel, der die Requisiten der Altneusynagoge in Verwahrung hat und auch die gewisse Lehmfigur aus Kaiser Rudolfs Zeiten, darüber. Er hat sich mit Kabbala befaßt und meint, jener Erdklumpen mit den menschlichen Gliedmaßen sei vielleicht nichts anderes als ein ehemaliges Vorzeichen, ganz so wie in meinem Fall der bleierne Kopf. Und der Unbekannte, der da umgehe, müsse das Phantasie- oder Gedankenbild sein, das jener mittelalterliche Rabbiner zuerst lebendig gedacht habe, ehe er es mit Materie bekleiden konnte, und das nun in regelmäßigen Zeitabschnitten, bei den gleichen astrologischen Sternstellungen, unter denen es erschaffen worden — wiederkehre, vom Triebe nach stofflichem Leben gequält.

Auch Hillels verstorbene Frau hat den »Golem« von Angesicht zu Angesicht erblickt und ebenso wie ich gefühlt, daß man sich im Starrkrampf befindet, solange das rätselhafte Wesen in der Nähe weilt.

Sie sagte, sie sei felsenfest überzeugt gewesen, daß es damals nur ihre eigne Seele habe sein können, die — aus dem Körper getreten

— ihr einen Augenblick gegenüber gestanden und mit den Zügen eines fremden Geschöpfes ins Gesicht gestarrt hätte.

Trotz eines furchtbaren Grauens, das sich ihrer damals bemächtigt, habe sie doch keine Sekunde die Gewißheit verlassen, daß jener Andere nur ein Stück ihres eignen Innern sein konnte. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Es ist unglaublich«, murmelte Prokop in Gedanken verloren.

Auch der Maler Vrieslander schien ganz in Grübeln versunken.

Da klopfte es an die Türe und das alte Weib, das mir des Abends Wasser bringt, und was ich sonst noch nötig habe, trat ein, stellte den tönernen Krug auf den Boden und ging stillschweigend wieder hinaus.

Wir alle hatten aufgeblickt und sahen wie erwacht im Zimmer umher, aber noch lange Zeit sprach niemand ein Wort.

Als sei ein neuer Einfluß mit der Alten zur Tür hereingeschlüpft, an den man sich erst gewöhnen mußte.

»Ja! Die rothaarige Rosina, das ist auch so ein Gesicht, das man nicht loswerden kann und aus den Winkeln und Ecken immer wieder auftauchen sieht«, sagte plötzlich Zwakh ganz unvermittelt. »Dieses erstarrte grinsende Lächeln kenne ich nun schon ein ganzes Menschenleben. Erst die Großmutter, dann die Mutter! — Und stets das gleiche Gesicht, — kein Zug anders! Derselbe Name Rosina, — — es ist immer eine die Auferstehung der andern.«

»Ist Rosina nicht die Tochter des Trödlers Aaron Wassertrum?«, fragte ich.

»Man spricht so«, meinte Zwakh, — — »Aaron Wassertrum aber hat manchen Sohn und manche Tochter, von denen man nicht weiß. Auch bei Rosinas Mutter wußte man nicht wer ihr Vater gewesen, — auch nicht was aus ihr geworden ist. — Mit fünfzehn Jahren hatte sie ein Kind geboren und war seitdem nicht mehr aufgetaucht. Ihr Verschwinden hing mit einem Mord zusammen, soweit ich mich dunkel entsinne, — der ihretwegen in diesem Hause begangen wurde.

Wie jetzt ihre Tochter spukte damals sie den halbwüchsigen Jungen im Kopfe. Einer von ihnen lebt noch, — ich sehe ihn öfter, — doch sein Name ist mir entfallen. Die andern sind bald gestorben und ich

meine, sie hat sie alle frühzeitig unter die Erde gebracht. Ich erinnere mich aus jener Zeit überhaupt nur noch an kurze Episoden, die wie verblichene Bilder durch mein Gedächtnis treiben. So hat es damals einen halb blödsinnigen Menschen gegeben, der nachts von Schenke zu Schenke zog und den Gästen gegen ein paar Kreuzer Silhouetten aus schwarzem Papier schnitt. Und wenn man ihn betrunken machte, geriet er in eine unsägliche Traurigkeit, und unter Tränen und Schluchzen schnitzelte er ohne aufzuhören immer das gleiche scharfe Mädchenprofil, bis sein ganzer Papiervorrat verbraucht war.

Aus Zusammenhängen zu schließen, die ich längst vergessen, hatte er — fast als Kind noch — eine gewisse Rosina, wohl die Großmutter der heutigen, so heftig geliebt, daß er den Verstand darüber verlor. —

Wenn ich die Jahre zurückzähle, kann es keine andere als die Großmutter der jetzigen Rosina gewesen sein.« — — — — — —

Zwakh schwieg und lehnte sich zurück. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Schicksal in diesem Haus irrt im Kreise umher und kehrt immer wieder zum selben Punkt zurück, fuhr es mir durch den Sinn und ein häßliches Bild, das ich einmal mit angesehen: — eine Katze mit verletzter Gehirnhälfte im Kreise herumtaumelnd — trat vor mein Auge. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Jetzt kommt der Kopf«, hörte ich plötzlich den Maler Vrieslander mit geller Stimme sagen.

Und er nahm einen runden Holzklotz aus der Tasche und begann an ihm zu schnitzen.

Eine schwere Müdigkeit legte sich mir über die Augen, und ich rückte meinen Lehnstuhl aus dem Lichtschein in den Hintergrund.

Das Wasser für den Punsch brodelte im Kessel und Josua Prokop füllte wiederum die Gläser. Leise, ganz leise klangen die Klänge der Tanzmusik durch das geschlossene Fenster, — manchmal verstummten sie vollends, dann wiederum wachten sie ein wenig auf, — wie sie der Wind unterwegs verlor oder zu uns von der Gasse emportrug.

Ob ich denn nicht mit anstoßen wolle, fragte mich nach einer Weile der Musiker.

Ich aber gab keine Antwort. — So vollkommen war mir der Wille mich zu bewegen abhanden gekommen, daß ich gar nicht auf den Gedanken den Mund zu öffnen verfiel. —

Ich dachte ich schliefe, so steinern war die innere Ruhe, die sich meiner bemächtigt hatte. Und ich mußte hinüber auf Vrieslanders funkelndes Messer blinzeln, — das ruhelos aus dem Holze kleine Späne biß, — um die Gewißheit zu erlangen, daß ich wach sei.

In weiter Ferne brummte Zwakhs Stimme und erzählte wieder allerlei wunderliche Geschichten über Marionetten — und krause Märchen, die er für seine Puppenspiele erdacht.

Auch von Dr. Savioli war die Rede und von der vornehmen Dame, der Gattin eines Adligen, — die in das versteckte Atelier heimlich zu Savioli zu Besuch komme.

Und wiederum sah ich im Geiste Aaron Wassertrums höhnische, triumphierende Miene. —

Ob ich Zwakh nicht mitteilen sollte, überlegte ich, was sich damals ereignet hatte, — dann hielt ich es nicht für der Mühe wert und für belanglos. — Auch wußte ich, daß mein Wille versagen würde, wollte ich jetzt den Versuch machen zu sprechen.

Plötzlich sahen die drei am Tische aufmerksam zu mir herüber und Prokop sagte ganz laut: »Er ist eingeschlafen«, — — so laut, daß es fast klang, als ob es eine Frage sein sollte.

Sie redeten mit gedämpfter Stimme weiter und ich erkannte, daß sie von mir sprachen.

Vrieslanders Schnitzmesser tanzte hin und her und fing das Licht auf, das von der Lampe niederfloß, und der spiegelnde Schein brannte mir in den Augen. —

Es fiel ein Wort — wie — »irr sein« — und ich horchte auf die Rede, die in der Runde ging.

»Gebiete, wie das vom ‚Golem' sollte man vor Pernath nie berühren,« sagte Josua Prokop vorwurfsvoll, — »als er vorhin von dem Buche Ibbur erzählte, schwiegen wir still und fragten nicht weiter. — Ich möchte wetten, er hat alles nur geträumt.«

Zwakh nickte: »Sie haben ganz recht. Es ist, wie wenn man mit offenem Lichte eine verstaubte Kammer betreten wollte, in der morsche

Tücher Decke und Wände bespannen und der dürre Zunder der Vergangenheit fußhoch den Boden bedeckt, ein flüchtiges Berühren nur und schon schlägt das Feuer aus allen Ecken.«

»War Pernath lange im Irrenhaus? Schade um ihn, er kann doch erst vierzig sein«, sagte Vrieslander.

— — »Ich weiß es nicht, ich habe auch keine Vorstellung woher er stammen mag und was früher sein Beruf gewesen ist. Aussehen tut er ja wie ein altfranzösischer Edelmann mit seiner schlanken Gestalt und dem Spitzbart. Vor vielen vielen Jahren hat mich ein befreundeter alter Arzt gebeten, ich möge mich seiner ein wenig annehmen und ihm eine kleine Wohnung hier in diesen Gassen, wo sich niemand um ihn kümmern und mit Fragen nach früheren Zeiten beunruhigen würde, aussuchen.« — — — — — Wieder sah Zwakh bewegt zu mir herüber.

— »Seit jener Zeit lebt er hier, bessert Antiquitäten aus und schneidet Gemmen und hat sich damit einen kleinen Wohlstand gegründet. — Es ist ein Glück für ihn, daß er alles, was mit seinem Wahnsinn zusammenhängt, vergessen zu haben scheint. — Fragen Sie ihn beileibe nur niemals nach Dingen, die die Vergangenheit in seiner Erinnerung wachrufen könnten, — wie oft hat mir das der alte Arzt ans Herz gelegt! — Wissen Sie, Zwakh, sagte er immer, wir haben so eine gewisse Methode, — — — wir haben seine Krankheit mit vieler Mühe eingemauert, — möchte ich's nennen, — so wie man eine Unglücksstätte einfriedet, weil sich an sie eine traurige Erinnerung knüpft.« — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Die Rede des Marionettenspielers war auf mich zugekommen wie ein Schlächter auf ein wehrloses Tier und preßte mir mit rohen, grausamen Händen das Herz zusammen.

Von jeher hatte eine dumpfe Qual an mir genagt, ein Ahnen, — als wäre mir etwas genommen worden und als hätte ich in meinem Leben eine lange Strecke Wegs an einem Abgrunde hin durchschritten wie ein Schlafwandler. Und nie war es mir gelungen, die Ursache zu ergründen.

Jetzt lag des Rätsels Lösung offen vor mir und brannte mich — unerträglich — wie eine bloßgelegte Wunde.

Mein krankhafter Widerwillen, der Erinnerung an verflossene Ereignisse nachzuhängen, — dann der seltsame von Zeit zu Zeit immer wiederkehrende Traum, ich sei in ein Haus mit einer Flucht mir unzugänglicher Gemächer gesperrt, — das beängstigende Versagen meines Gedächtnisses in Dingen, die meine Jugendzeit betrafen, alles das fand mit einem Male seine furchtbare Erklärung. Ich war wahnsinnig gewesen und man hatte Hypnose angewandt, — hatte das — »Zimmer« verschlossen, das die Verbindung zu jenen Gemächern meines Gehirns bildete — und mich zum Heimatlosen inmitten des mich umgebenden Lebens gemacht.

Und keine Aussicht, das verlorene je wieder zu gewinnen!

Die Triebfedern meines Denkens und Handelns liegen in einem andern vergessenen Dasein verborgen, — begriff ich, — nie würde ich sie erkennen können: — eine verschnittne Pflanze bin ich, — ein Reis, das aus einer fremden Wurzel sproßt. Gelänge es mir auch, den Eingang in jenes verschlossene »Zimmer« zu erzwingen, müßte ich nicht abermals den Gespenstern, die man darein gebannt in die Hände fallen?!

Die Geschichte von dem Golem, die Zwakh vor einer Stunde erzählte, zog mir durch den Sinn und plötzlich erkannte ich einen riesengroßen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen dem sagenhaften Gemach ohne Zugang, in dem jener Unbekannte wohnen sollte, und meinem bedeutungsvollen Traum.

Ja! auch in meinem Falle würde der Strick reißen, wollte ich versuchen in das vergitterte Fenster meines Innern zu blicken.

Der seltsame Zusammenhang wurde mir immer deutlicher und nahm etwas unbeschreiblich erschreckendes für mich an.

Ich fühlte: es sind da Dinge — unfaßbare — zusammengeschmiedet und laufen wie blinde Pferde, die nicht wissen wohin der Weg führt, nebeneinander her.

Auch im Ghetto: ein Zimmer, ein Raum, dessen Eingang niemand finden kann, — ein schattenhaftes Wesen, das darin wohnt und nur zuweilen durch die Gassen tappt, um Grauen und Entsetzen unter die Menschen zu tragen!! — — — — — — — — — — — —

Immer noch schnitzte Vrieslander an dem Kopfe und das Holz knirschte unter der Klinge des Messers.

Es tat mir fast weh, wie ich es hörte, und ich sah hin, ob es denn nicht bald zu Ende sei.

Wie der Kopf sich in des Malers Hand hin und her wandte, war es, als habe er Bewußtsein und spähe von Winkel zu Winkel. Dann ruhten seine Augen lange auf mir, — befriedigt, daß sie mich endlich gefunden.

Auch ich vermochte meine Blicke nicht mehr abzuwenden und starrte unverwandt auf das hölzerne Antlitz.

Eine Weile schien das Messer des Malers zögernd etwas zu suchen, dann ritzte es entschlossen eine Linie ein und plötzlich gewannen die Züge des Holzkopfes schreckhaftes Leben.

Ich erkannte das gelbe Gesicht des Fremden, der mir damals das Buch gebracht.

Dann konnte ich nichts mehr unterscheiden, der Anblick hatte nur eine Sekunde gedauert, und ich spürte, daß mein Herz zu schlagen aufhörte und ängstlich flatterte.

Dennoch blieb ich mir — wie damals — des Gesichtes bewußt.

Ich w a r e s s e l b e r g e w o r d e n u n d l a g a u f V r i e s l a n d e r s S c h o ß u n d s p ä h t e u m h e r.

Meine Augen wanderten im Zimmer umher und eine fremde Hand bewegte meinen Schädel.

Dann sah ich mit einem Male Zwakhs aufgeregte Mienen und hörte seine Worte: um Gotteswillen, das ist ja der Golem.

Und ein kurzes Ringen entstand und man wollte Vrieslander mit Gewalt das Schnitzwerk entreißen, doch der wehrte sich und rief lachend:

»Was wollt Ihr, — es ist doch ganz und gar mißlungen« Und er wand sich los, öffnete das Fenster und warf den Kopf auf die Gasse hinunter.

Da schwand mein Bewußtsein und ich tauchte in eine tiefe Finsternis, die von schimmernden Goldfäden durchzogen war, und als ich, wie es mir schien, nach einer langen langen Zeit erwachte, da erst hörte ich das Holz klappernd auf das Pflaster fallen. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Sie haben so fest geschlafen, daß Sie nicht merkten, wie wir Sie schüttelten,« — sagte Josua Prokop zu mir, »der Punsch ist aus und Sie haben alles versäumt.«

Der heiße Schmerz, über das, was ich vorhin mitangehört, übermannte mich wieder und ich wollte aufschreien, daß ich nicht geträumt habe, als ich Ihnen von dem Buche Ibbur erzählte — — und es aus der Kassette nehmen und ihnen zeigen könne.

Aber diese Gedanken kamen nicht zu Wort und konnten die Stimmung allgemeinen Aufbruches, die meine Gäste ergriffen hatte, nicht durchdringen.

Zwakh hängte mir mit Gewalt den Mantel um und lachte:

»Kommen Sie nur mit zum Loisitschek, Meister Pernath, es wird Ihre Lebensgeister erfrischen.«

Gustav Meyrink.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich:
Erik-Ernst Schwabach — Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, Kreuzstraße 3b.
Für Österreich-Ungarn verantwortlich: *Hugo Heller,* Wien I, Bauernmarkt 3.
Gedruckt in der Offizin von *Poeschel & Trepte* in Leipzig.
Papier von *Edm. Obst* in Leipzig.
Alle die Weißen Blätter betreffenden Zusendungen sind zu richten an die Redaktion der Weißen Blätter, Charlottenburg, Sybelstraße 22.

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT
ERSTER JAHRGANG

NR. 6 FEBRUAR 1914

BESUCH BEI DUCHESNE

I.

SEIT ich über die heilige Katharina und die heilige Walburga schrieb, sind nur wenige Jahre verflossen und doch ist es schon nicht mehr dieselbe Zeit. Jetzt erst realisiere ich, wie reizvoll es war, religiösen Problemen nachzuhängen, während sie so ziemlich niemand interessierten. Ich sage dies nicht aus Hochmut. Es sind Beleuchtungsfragen, und jeder kennt ja ihren Belang. Wir wissen, daß eine zu offene Helle die Dinge schlagen und ihrer Intimität berauben kann, wie sehr dagegen jenes andere gehemmte und entkräftete Licht alles verstärkt und verdeutlicht, was es bestrahlt, — Mitsommer vielleicht, während das voll entfaltete Laub regungslos unter dem bedeckten Himmel hängt.

Eine frühe, noch ungewohnte Christenheit sah alles so grell, daß sie verwirrten Sinnes die Geschichte ihres Kultus wob. Aber seit Dezennien, ja seit Jahrhunderten schon hat sich ein stetig wachsender Indifferentismus wie Wolkenbänke aufgeschichtet. Die Dinge der Religion ließ man links liegen, hörte auf, sich zu ereifern. Immer weiter glitten sie wie Abgeschiedene von uns weg, und immer weniger »gehörten sie her«.

Merkwürdigerweise gärte dabei das christliche Agens wie ein Sauerteig in unserer entfrommten Welt unbeschadet weiter, fand andere Ventile, pflanzte sich in unserer Philantropie wie zu einem blühenden Stabe auf und modifizierte von Grund auf unsere Kriegsführung und unsere Sitten. Es war erstaunlich zu sehen, wie gut gerade der Katholizismus es vertrug, daß man ihn in Ruhe ließ, und abgewandten Sinnes lieber fliegen, forschen und entdecken lernte. Ja, es schien, als

atme er indessen von den Strapazen unserer tausendjährigen Mißverständnisse aus, sachte begann er schon der bitteren, unleidlichen Rinde sich zu entziehen, in die Menschenhände ihn verbaut hatten, glitt einer neuen Kurve zu und evoluierte wie ein Planet. Ja, man kann sagen: seine Idee evoluierte in dem Maße, als seine Dogmen an Presenz und Deutlichkeit verloren. Nichts gleicht ja so vollkommen einer Kugel als diese Idee. Und so drehte sie sich nur um ihre Achse, als sie, ohne doch von uns abzurücken, wie der Neumond unserem Gesichtskreis entschwand . . . Aber leider sind wir daran, ihn auf seiner Bahn noch einmal störend aufzuhalten. Aus der Penombra unserer Gleichgültigkeit soll er noch einmal vorschnell ans Licht, und wenn nicht alles trügt, so kommt wahrhaftigen Gottes der Katholizismus jetzt in Mode.

Auf irgend einen Umschwung mußte man ja gefaßt sein. Mit der Liebe als »Topik« ist es bekanntlich vorbei, sie muß sich erst von der Publizität erholen, die wir ihr ein Jahrzehnt lang angedeihen ließen, so daß wir eine Zeitlang lieber nichts mehr von ihr hören. Wer hinzukommt, wie ein Rad ausläuft, der harrt der neuen Schwingung: so sind heute die Unerfahrensten blasiert. Und daran ist ja nichts auszusetzen. Wohl aber, daß man darauf verfiel, nunmehr das Religiöse gewissermaßen als Novität auf seine Zugkraft hin zu erproben! Auch der laueste Katholik sieht heute entsetzt eine Menge Leute deutlich Miene machen, den Katholizismus zu »entdecken«. Nicht als ausübende Katholiken versteht sich, nur als imaginäre, die allen Ernstes glauben, aus Sport, und wie man Wagnerianer und später Antiwagnerianer war, so könne man auch katholisch sein. Ein grotesker Wahn, wenn man bedenkt, daß der Begriff Amateur-Katholik so wenig wie der des Amateur-Soldaten existiert. Und zöge einer in Helmbusch und Epauletten einher, und würfe sich gar in eine Generalsuniform, weil sie ihm so gut gefällt, so hätte er doch erst recht mit militärischen Dingen nichts zu schaffen, es sei denn, daß er dem Stande beitritt und sich dem Drill unterzieht. So frägt der Katholizismus nicht nach Velleitäten, er frägt nicht, wer für den Pomp seiner Zeremonien und Gewänder, auch nicht, wer für den suggestiven Zauber des Meßopfers schwärmt, sondern er frägt nur, wer eingeht durch das kaudinische Joch, das

bis auf weiteres den einzigen Zugang bildet zu einer ehrwürdigen und wetterfesten, aber der Umgestaltung so dringend benötigenden Feste, daß nur mehr die ganz Einfältigen, die freiwillig Gedankenlosen oder Leute von sehr merkwürdiger Abstraktionsfähigkeit ihre Besatzung bilden. Und er fordert von diesen wenigen, daß sie es über sich bringen, die wankende Burg um ihres ewigen Grundrisses willen nicht zu verlassen. Er fordert, daß sie, wenn auch ohne Illusion und des Einsturzes gewärtig, den täglich unleidlicheren Verhältnissen sich fügen. Er frägt nicht, welche Grimassen sie dabei schneiden. Es genügt ihm, daß sie nicht ausziehen. Denn er bedarf ihrer als Pfeiler für den kommenden Umbau.

In Rom, bei einem Kardinal, der ein sehr heiliges Leben führte, war eines Tages im engsten Zirkel von der letzten Papstwahl die Rede, und auch von den politischen Intrigen, die damals in allen Kanzleien so üppig und offenkundig in Blüte kamen, daß am Tage der Entscheidung einer der Botschafter mit der Prognose: »Ce sera un petit pape« — im Gegensatz zu Leo XIII. — unumwunden herausrücken durfte. Der Neffe des Kardinals wagte zu bemerken, daß sich der hl. Geist während dieses letzten Konklaves sehr passiv verhalten habe. »Et vous croyez«, sagte der Kardinal, nicht etwa ironisch, sondern mit der Fassung und erfahrenen Gelassenheit des Veteranen: »Et vous croyez que dans cent ans nous aurons encore ces chinoiseries-là?« Mögen manche Katholiken ungläubig die Köpfe schütteln, mögen sie den Neokatholiken unbegreiflich dünken: dies waren seine Worte. Und hier möchte ich etwas über Konvertiten einschalten, was nur scheinbar nicht hierher gehört.

Zwischen ihnen und den angestammten Katholiken herrscht so oft eine merkwürdige Fremdheit, als wären sie gar keine richtigen Glaubensgenossen. Der alte Bau, der für uns die edle Patina der Jahrhunderte trägt, steht wie frisch getüncht und so hart und plötzlich — und so neuartig vor ihren Augen. Nichts von seinen Herrlichkeiten ist ihnen noch geläufig. Als nouveaus riches sind sie über Nacht zu dem gelangt, was den Erbangesessenen selbstverständlicher Besitz ist, und dies je inniger sie sich damit verwachsen wissen. Daher nichts vornehmeres, aber auch nichts selteneres als ein Konvertit dem man's nicht anmerkt.

In richtiger Distanz zu dem ewig fluktuierenden Katholizismus zu bleiben, ist ja eine so schwere und immerwährende Aufgabe, daß eine ganze Anzahl Katholiken, und gerade die sympathische Sorte, da sie sich nicht lossagen wollen, lieber Scheuklappen anlegen, als über ein so gefährliches und verwirrendes Thema nachdenken. Und ich begreife sie sehr wohl. Seinem Geiste nach ist der Katholizismus etwas in seiner Vollgültigkeit wirklich zu insgeheimes und zu irisierendes. Für die Armen da, gewiß, aber wie ein König für die Armen da ist, so ist er in seinem unantastbaren Adel denen sogleich entzogen, die in ihn hinein geheimnissen oder ihm mit Anachronismen zu nahe treten. Denn er kennt kein Zurück, und durchschrittene Bahnen umkreist er kein zweites Mal. O wüßte Claudel, wie weit dieser Geist seiner versteinerten Muse entschwebt ist, wie wenig ihr erledigtes Mittelalter den Unaufhaltsamen betrifft!

Wenn mir vorhin die Konvertiten einfielen, so geschah es, weil mir bei der Äußerung des Kardinals, die ich zitierte, unwillkürlich ihre erschrockenen Mienen vorschwebten. Der junge Diakon hingegen, an den sich die Worte richteten, vernahm sie mit einem beschaulichen Lächeln. Er sollte sich bald darauf durch einen zu fürwitzigen Modernismus seinem Seminar mißliebig machen, auch sollte ihm — gerade nach Torschluß — dünken, daß er für die Aviatik oder die Armee — er stammte aus einer französischen Offiziersfamilie — prädestinierter gewesen wäre, als für den Priesterstand, den er offenbar ein wenig vorschnell erwählt hatte. In dieser Verfassung kam er nach München und besuchte mich hin und wieder. Bei seinem skeptischen Naturell konnte von einem Glauben, der »Berge versetzt«, nicht die Rede sein. Intelligent und rege, aber der Wissenschaft, der Technik zugewandt und ohne jede Einstellung für das Religiöse, läßt sich denken, wie ihm heutzutage in seinem Stande zumute sein mußte. Seine Ironie war zu wenig gespielt, sein Achselzucken zu vielsagend, seine Munterkeit zu sehr die eines gefangenen Eichhorns, kurz, sein Stichwort war die Qual, — man brauchte es gar nicht lange zu suchen.

Eines Tages erschien er plötzlich zu ungewohnter Stunde, sich zu verabschieden. Es habe sich eine Vikarstelle für ihn geboten, ob er die annähme, wisse er noch nicht, und er zuckte die Achseln, doch jedenfalls kehre er nach Frankreich zurück.

Die Fenster standen groß offen und es war ein Frühlingstag, daß ihn die Gestorbenen unter ihren Erdhügeln spüren mußten. Als eine verwegene Negation des Todes rauschte er mit allen Schauern herein, sein Licht hing sich wie ein Lockruf an den blassen und eleganten Abbé und hob mit so weher Schärfe die Tragik seines Daseins hervor, daß ich aufatmete, als er wieder ging. Doch gleich darauf hielt ich es selber im Hause nicht mehr aus. Draußen, unter freiem Himmel, angesichts der Straßen, der blühenden Anlagen, da gab es die vieljährigen Bäume, die oft erstorbenen und nun wieder ergrünten, und Menschen aller Art, erst da ließ sich das Schicksal des jungen Abbés wieder einreihen und erdrückte nicht mehr. Da erst konnte man sich ein Herz fassen, kalte Dinge in den Tag hineinzudenken.

Zwei Jahre waren vergangen, als ich ihn unvermutet wieder traf. Er hatte sich in einem Lyzeum ganz der Erziehung junger Knaben gewidmet, seine Hoffnungslosigkeit schien glücklich eingedämmt, ich fand ihn »zusammengerissen« und gefestigt, ohne daß er doch im Stillen von seiner Skepsis das geringste eingebüßt hatte, er zuckte die Achseln womöglich noch höher als zuvor, und nie war Einer seines Zeichens der Dogmen so ungewiß.

»Warum gehen Sie nicht weg?« fragte ich starr.

»O nein,« sagte er sehr ernst, »es ist keine Sache, die man desertiert.« Dabei kam ein so anderer Ausdruck in sein Gesicht, daß ich vor Ehrfurcht erschrak, und ich begriff, daß eine Weihe wie die, welche er empfangen hatte, dem Flüchtling zum Brandmal werden müßte. Ja, für den Augenblick wollte mir alles andere gering scheinen im Vergleich zu dem Leben dieses im eigenen Lager mißkreditierten und verdächtigten Abbés, der mit so großer Selbstverleugnung auf seinem Posten blieb. Weil hinter diesem Katholizismus, dem wir doch sonst lieber heute als morgen davonliefen, das Rätsel steht, das wie eine noch ungehobene Monstranz weit hinaus über unser Dasein schimmert. Weil hier ein Seiendes inmitten der ewig zusammenstürzenden Gestalten seinen Bann ausstrahlt.

Wird mich der Leser verstehen, wenn ich ihm das Bild nenne, das da plötzlich vor mir aufstieg? Ein kleiner Reitertroß, welcher dem vorsichtig nachziehenden Heere voransprengt, verwehrte Grenz-

linien erkundend, ohne Deckung, verfallen, namenlos, und dennoch vom Sturm seiner Gesinnung sich zu opfern hingerissen, weil dort einige Helden liegen müssen, wo die kommenden Vielen freien Durchzug über neue Brücken finden sollen. Und auch jene Kundschafter schwebten mir vor, die sich als erste in die mörderische Luft erhoben, um sie für andere zu besiegen. Von dem mystischen Generalissimus aber, der heute eine solche verschwindend kleine Schar durch seinen Geist beseelt und vielleicht ohne es zu wissen, auf ihren gefährlichen Vorposten zurückhält, von Duchesne will ich nun sprechen.

II.

Ich wäre glücklich, wenn es mir gelänge, das Bild des Mannes zu umreißen, der sich aus dem unmöglichen Kompromiß zwischen Skepsis und Gläubigkeit seine gedankliche Würde und Unabhängigkeit rettete, und — klug wie eine Schlange — die Desinvoltura seines Geistes bis in ihre kleinsten, spöttischesten Züge vorbehielt, während er sich doch als ein Gebundener aller Waffen begab, — der heute mit einer Selbstverleugnung ohnegleichen als Trumpf einer Partei steht, die nur darauf sinnt ihn auszustoßen, während er durch sein geistiges Prestige ihre Wagschale hält, — der über die obskuren Tage, durch welche sich der Katholizismus durchringen muß, wie ein blühender Ast hinausreicht, und dessen Schatten so beseelt eine Schwelle überhängt, die er nicht beschreiten wird. Es gibt heute auf der Welt keine stolzere Gestalt, und keine, die so einsam steht, wie Duchesne. Nicht mit den Unbedachten und den Fanatikern, die blindlings ein zerfallendes Gemäuer verteidigen, sondern weil er dessen unerschütterliche Basis ergründete, nur deshalb verharrt er standhaften Fußes inmitten des immer hastigeren Gerölles. Gar manche Werte, als unvergängliche ausgegeben, wird es ja als vergangene vor sich hintreiben. Aber keine Kunst wird es dann sein und keines Scharfblickes wird es mehr bedürfen, sich zu einem Katholizismus zu bekennen, von dem die düstere, unziemliche und abgenützte Wörtlichkeit sich endlich löste!

Ich war zum erstenmal nach Rom gekommen und wußte noch

nichts von Duchesne, als mich eines Tages Barrère auf die Gäste aufmerksam machte, die er für den Abend erwartete: er hob den soeben zum Monseigneur ernannten Abbé Duchesne vor allen anderen hervor und bestimmte mich in seiner impulsiven und gütigen Art zu seiner Nachbarin. Nun war ich aber noch übertrieben jung, wenn man so sagen darf und eine viel zu unwichtige Person, um von dem neuen Würdenträger geführt zu werden. Man beförderte mich also an seine Linke. Es war alles was sich machen ließ. Zu seiner Rechten saß — zart und pariserisch — die sehr reizvolle junge Gattin eines französischen Deputierten. Sie verstand es sogleich, sich mit einer huldigenden kleinen Phrase Duchesne zuzuwenden, und ich beneidete sie um ihre Sicherheit, erschrak jedoch, als sie ihn dann fast unverweilt auf religiöse Themen hin unternahm. Allein sie trug sich als strenggläubige Katholikin und ohne Furcht. Leo XIII., obwohl schon ein Sterbender, hatte sie noch empfangen, und ihr seinen Segen gewährt . . . sie war so glücklich . . . dieser unvergeßliche Eindruck . . . »Und werden Sie sich einige Zeit in Rom aufhalten?« fragte Duchesne. »Ach nein, leider nicht.« Sie müsse wegen der ersten Kommunion ihres ältesten Kindes zurück.

»Schade«, sagte er.

Es entstand eine kleine Pause, man reichte ihr eben den Fisch, aber dann erklärte sie eifrig, sie wolle jedenfalls den Ablaß gewinnen, bevor sie Rom verließ. Hatte Monseigneur ihn schon gewonnen? »Non,« gab er zur Antwort, »j'attends qu'il y ait un rabais.« Und ohne aufzusehen, ließ er ihr ruhig Zeit sich zu sammeln. Ihr Gatte fing die bestürzte, fast hilfesuchende Miene nicht auf, mit der sie über den Tisch zu ihm hinsah, indes ich mich schnell zurücklehnte, um Duchesne mit einem unauffälligen Blick zu überfliegen. Mein Herz tat einen großen Ruck und stand horchend still. O diese hohe wie in kühner Abwehr geschwungene Braue! dies aufblitzende, bedrohliche Feuer des Auges! und welcher Ernst hinter dieser grimmigen Maske! Jene unverbriefte augenblickliche Sicherheit, zu der eine intuitive Erkenntnis hinreißen kann, trug mich da, — des Pfeils nicht achtend, wo er lag — schnurgerade zu dessen Ausgangspunkt hin. Nein, bei Burgunder und Salmi gab dieser Mann nichts zum Besten von dem, was der Brennpunkt seines Lebens war. Be-

dachte sie es nicht und zog sie keine Schlüsse, die anmutige Frau, die sich die Dinge zugute hielt, deren letzte Konsequenzen er trug? Sein zierlicher violetter Mantel, als seidenes Nichts über den Sessel zurückgeschlagen, hing er ihm nicht wie mit eisernen Schließen am Halse an? und entnahm sie nichts der so wenig klerikalen, der so priesterlichen Prägung dieser tragisch in sich gekehrten Züge? —

Ach! so neu war dies! wie wenn Berge zurücktretend ein Tal einlassen. Ich war so entzückt, daß sich mir alles festlich erhöhte: das Silberzeug wie neu gehäuft, als spende es seine Pracht zum ersten Male, und auch die Blumen!

Aber leider ist hier zu viel von mir selbst die Rede, denn ich muß zur Erklärung manches einschalten, so wenig es sonst hergehört. Mit sechs Jahren steckte ich schon in einem Kloster, das ich erst mit zwölf, beflügelten Schrittes, auf immer verließ. Der Begriff und das Hochgefühl, ja die Würde der Freiheit bestand für mich darin, daß ich nunmehr mit Klosterfrauen, spitzenbesetzten Heiligenbildern auf Tortenpapier und den frommen, aber so faden Öldrucken, vor welchen es in keinem Saale, keinem Korridor, keinem Vorplatz ein Entrinnen gab, auf immer außer Kontakt treten durfte. Dies hatte der furchtbare Klosterjargon bewirkt, in dem das Erhabene und Unbegreifliche, als wäre es so gegenständlich wie Reis oder Kaffee, ohne Unterlaß hereingezogen wurde. Kein Anlaß war zu gering, um uns von Gott zu sprechen. Schneller als man glaubt hat aber die geheimnislose Aufmachung des Geheimnisvollen das religiöse Bewußtsein eines Kindes zerstört und es wendet sich so bald als möglich von einer Sache ab, die man ihm mit beschämend albernen Reminiszenzen behing. Ich war mit so mächtigen Aversionen aus meinem Kloster ausgetreten, daß ich mich fortan allen religiösen Erörterungen und dem Umgang kirchlicher Personen mit anstößiger Deutlichkeit entzog und meiner Abneigung für sie auch dann, ja dann erst recht mit wahrem Behagen treu blieb, als ich angefangen hatte, dem Problem des Katholizismus still für mich allein mit gespanntem, ja leidenschaftlichem Interesse nachzuhängen.

Und nun zurück zu jener Tafel: aber ich glaube, es werden einige schon begriffen haben, warum da mein Herz so plötzlich aufschlug und zu jubilieren anfing, und warum es da wie eine

Lerche immer wieder zum blauen Ziel emporstieg und sich nicht halten ließ.

Tags darauf bestürmte ich Barrère, mir zu einer Unterredung unter vier Augen mit Duchesne zu verhelfen. Ihnen kann er's nicht verweigern, und mich machen Sie für den Rest meiner Tage glücklich, beteuerte ich.

Aber Barrère ließ sich durch meine melodramatische Geste nicht beirren. Er dachte nicht, was ein jeder an seiner Stelle gedacht hätte: die Kleine wird mich blamieren, wenn ich ihr willfahre. Er zögerte nur einen Augenblick lang, dann schickte er eine Zeile zu Duchesne hinauf: dieser wohnte nämlich im selben Hause, wenn auch nach einer anderen Himmelsrichtung und fast eine Viertel Meile Weges entfernt. Denn das Dach des Palais Farnese ist weitläufig wie ein Stadtviertel und birgt einen ganzen Komplex verschiedenster Wohnungen. Es hat sogar seine Slums sozusagen, unkontrollierbare Schlupfwinkel, aus welchen allerlei lichtscheues Volk sich nicht mehr vertreiben läßt.

Duchesne schickte den Boten mit der Antwort zurück, daß er mich am folgenden Morgen empfangen könne. Als Leiter des Archäologischen Institutes hatte er eine hochgelegene, aber stattliche Flucht von Zimmern inne. Beklommen erstieg ich die vielen Stufen und begriff den Ansturm nicht mehr, der mich mit solcher Macht zu diesem Schritt getrieben hatte: er erschien mir plötzlich so anmaßlich und ungenügend motiviert. Worüber hatte ich mich nur gestern so aufgeregt? Wegen des Kleides, nicht wahr, das ich mir von Hause nachschicken ließ und dessen Überhang man vergaß, so daß ich es nicht tragen konnte. Lag mir denn auch wirklich so übermenschlich viel an solchen Fragen? welchen Fragen? . . . ich wußte auf der Welt nicht mehr, was ich Duchesne sagen wollte, und angsterfüllt zog ich die Klingel.

Der Diener verneigte sich stumm, zum Zeichen, daß ich erwartet sei, und aus dem Halbdunkel trat eine Katze hervor, die sich ohne Zögern meiner annahm und mir voranschritt. Zwar hätte nichts farbloser sein können als Duchesnes Empfang. Mir jedoch, da ich vor ihm stand, verscholl alles Alltägliche, und alles Zufällige stürzte mir zusammen wie Kulissen, die aus dem Wege müssen, und mein

wahres Leben umgab mich wie ein Paradies. Kindheit und Jugend von mir fortgeweht und selbst die Jahre, die noch vor mir lagen, im voraus abgesponnen, gehörten mir nicht mehr an, keine Zeit, nur diese eine denkwürdige Stunde, kaum ein Geschöpf, nur ein Gedanke, so stand ich vor ihm, nicht von dem Zimmer wahrnehmend, in dem ich stand, nur den Himmel, der durch die Scheiben sah: rosige Wolkenstreifen über den Janiculus. Es ist Abend, dachte ich.

»Guten Morgen«, sagte Duchesne.

Doch ich blieb unter dem vagen Eindruck eines Abendhimmels und sah so klar, wie ohne diese unverhoffte Begegnung mein Weg sich verengte und ich abstürzte. Aber im magischen Schein dieses sinkenden Tages, der ein aufziehender war, dünkte es mir mit nichten wunderbar, daß der ausgerechnet einzige Mensch auf dieser Erde, vor dem ich mir — wie ich nun einmal beschaffen war — die Bestätigung, das »Geländer« dessen holen würde, was ich mir nun schon lange — Sprosse für Sprosse — trotzig aufbaute, hier vor mir stünde mich zu vernehmen. Die Tatsache war schon vergessen, daß sich mein Leben bisher zu einer Mosaik heftiger, stets unerfüllter Wünsche mit erstaunlichem Tempo zusammensetzte. Stand doch auch mein Umgang mit Menschen damals im Zeichen des erbitterten, weil unstillbaren Wunsches auf einen Stuhl zu steigen, und was ich gerade meinte oder dachte furchtbar hinauszuschreien, um die Nichtachtung zu übertönen, die meine aperçus samt und sonders erfuhren. Die sogenannten reifen Leute pflegen ja den Werdenden jeden Kredit auf eigene Gedanken um so systematischer zu verweigern, je gedankenloser sie selber sind. Und doch trägt Einer seine paar Ideen, wenn überhaupt, schon sehr früh ungeklärt mit sich herum, und sich selbst überlassen kommt vielleicht nichts seiner Bedrängnis gleich.

Aber hier stand der gewaltige Duchesne und ihm bekannte ich da in hastigen Umrissen die ganze Not meiner geistigen Existenz: wie ich auf meiner Flucht von all denjenigen Dingen, die mir so früh verleidet wurden, dem menschlichen Geiste auf allen mir zugänglichen Gebieten, nur nicht den religiösen, nachzuspüren begann, wie aber alle diese der Religion entfremdeten, oder sie ignorierenden,

ja sie scheinbar negierenden Pfade, sich mir zu guter Letzt als Umschreibungen jener selben Mysterien bekundeten, deren Sinn, ja deren Wahrheit mir eine zu unumwundene und plumpe Wörtlichkeit so früh raubte, wieso ich die Leute nicht verstünde, die es sich untersagten, den Dogmen nachzuhängen aus insgeheimer Furcht, sie dann bezweifeln zu müssen, und wie feig, wie träge, wie wenig menschenwürdig mir dies erschiene, um so mehr als sie den spekulativen Gedanken auf das äußerste anzuspornen vermöchten, und es eine Art gab sie zu jagen und zu verfolgen, bis sich ihre Fassetten zu einer vieldeutigen Einheit blitzend zusammenballten, daran sich von neuem Alles erproben, die kühnsten, fürwitzigsten Spiele treiben ließe, die selbst mit dem schwindligen Kosmos bemessen, ihre Schwingung behielt ... die vielen Wohnungen auch wirklich birgt, von welchen geschrieben steht, und also auch Hürden den Einfältigen gewährt, daß sich der Freie aber nur deshalb zufrieden gibt, weil hier ein Geheimnis hinter dem anderen lauert, und Unerforschliches hinter dem Erforschlichen wie im Sternenraume immer neue Kreise einbezieht. Eine solche Einsicht, meinte ich, in einem Zuge fortredend, hatte so sehr den Charakter des einreißenden Affektes, daß man wohl scheuen könne ihn vor sich selber auszuplaudern .... daher das so sehr fakultative dessen, was man Frömmigkeit nennt und für einen Bestandteil des Religiösen hielt, während es ein vielfach sich lösendes Abzeichen sei.

Duchesne unterbrach mich mit keinem Wort. Am Fenster stehend, und halb mir zugekehrt, hörte er mich an. Ich meine, wir sind so empfindlich geworden, gerade in solchen Dingen, fuhr ich fort, denn wir neigen so stetig vom Sichtlichen weg! Wem der Katholizismus seit Generationen, wem er sehr tief im Blute sitzt, der scheint heute Nichtkennern unverständlich, fast hostil. Schon fordert er den Altar als Hintergrund für Priestergewande. Mönchstrachten und Klosterschwestern im Straßenbild sind nicht glücklich — — — —

Die Sonne senkte Streifen goldenen Staubes herein. Bald wird sie sinken, dachte ich, und meine Worte fingen an sich zu überstürzen: durch das überdauernde und grenzenlose der Konnexe war eine Sache groß. Alle Künste aber strebten seit vielen tausenden von Jahren an den Schleiern unseres Kultes zu weben und waren von

jeher durch den Pulsschlag oder den Gedanken eminent katholisch. Aber ein so flutendes Meer wurde zum ungespeisten Gewässer verdrängt, das universalste zum einschichtigen, die Sache, deren Schlagwort unbegrenzte Elastizität ist, zur verdrießlichen Enge. So kehrt fast jeder um, wo dennoch ein Weg über jene Himmelsbrücke bis zum alten Hellas hinüberreicht, das sich als gewaltiger Aufruf, als elementarer Auftakt der Messianischen Zeit aus der Versenkung hebt. Und die Gestalt des Erlösers ... Hier brach ich ab. War es denn nötig etwas hinzuzufügen? Mußte der Mann, zu dem ich mit geweiteten Augen hinübersah, nicht mit einem Blick erraten, wie sich auf dem eingeschlagenen Wege die Prinzipien, die man mir als Gegensätze gelehrt hatte, ins Unabsehbare versöhnten und wie brennend ein solcher Verdacht mich innerlich einschloß und umzüngelte? Vielleicht hatten ihn schon viele geschöpft, ich konnte es nicht wissen, da ich ihn noch von niemand vernommen und zu niemand geäußert hatte. Unter den geistvollen und mir unendlich überlegenen Menschen, die ich schon kannte, war mir doch keiner vorgekommen, dem ich gerade in solchen Dingen die Autorität zugestanden hätte, mir diesen Verdacht zu bestätigen oder zu bestreiten, keiner, dessen Widerspruch mich nicht unbeschreiblich gereizt hätte, um dann anzunehmen, daß ich es besser wüßte ...

Wozu hatte ich jetzt gesprochen, wenn dieser hier alle diese Dinge nicht erriet?

Monseigneur, schloß ich unvermittelt, täusche ich mich oder habe ich recht?

Und Duchesne antwortete mir ohne zu zögern.

Aber mein Gehirn war plötzlich wie ausgelöscht und leer und ein Büschel Fräsien, deren Duft ich bisher nicht wahrgenommen hatte, ward überwältigend. Ihre archaische Seele ausatmend — diesem ewigen Echo von Hoffnung, Frühling, unglücklicher Liebe — bestimmten sie den Klang dieser Stunde und trugen ihre schwere und doch so beschwingte römische Luft ins Unermessene hin.

Duchesne saß mir jetzt gegenüber und sprach unter anderem von den Katholiken Deutschlands.

»En Allemagne on aurait fait de moi un Döllinger,« sagte er, »ici on m'a fait Monseigneur.«

Und es fiel mir ein, daß Barrère sich fast ein wenig verwundert über die Befriedigung geäußert hatte, welche ihm diese Ernennung bereitete. Ich begriff die Genugtuung so wohl. —

Aber ich fühle, wie ungeduldig der Leser auf mich wird. Duchesnes Antwort ist es, die er wissen möchte, und ich kann sie ihm nicht sagen, denn mein Besuch ist kein Interview gewesen.

Genug, daß dieser wegen seines Liberalismus so viel angefeindete Mann der beißenden Sarkasmen, der bitter-frivolen Witze, sich als ein heiliger Priester entlarvte. Die Entdeckung, obwohl gleich bei der ersten Begegnung so vorschnell geahnt, war so wichtig, daß ich sogleich wußte, bevor ich es erfahren lernte: daß mein Leben, was immer es mir bringen oder verwehren würde, dennoch in dieser Unterredung mit Duchesne seinen eigentlichen Abschnitt fand und in ein vor oder nach ihr zerfiel. Ja ich verließ ihn so ganz von diesem Bewußtsein eingenommen, daß ich wie im Traum die vielen Stufen hinabging, die ich so bang erstiegen hatte. Vor dem kühlen Palast lag jetzt der Campo di Fiore in der Mittagsglut. Wo sich träge und lau, und doch nachhaltig wie ein Lied, sanfte Levkojen häuften, nahm ich meinen Stand, zu glücklich um mich von der Stelle zu rühren. Nichts war ja sinnlos und alles hing zusammen.

Ein paar Tage später traf es sich, daß ich infolge einer Konfusion, in Duchesnes Wagen von einer Gesellschaft mit ihm zurückfuhr. Wir sprachen dabei über das holperige Pflaster, die zunehmende Hitze und die mangelhafte Beleuchtung des nächtlichen Rom.

Als bald darauf bei ihm selbst ein Empfang stattfand, kam ich ihm nicht in die Nähe und als ich mich in der Folge wieder nach Rom begab, suchte ich ihn nicht mehr auf.

Die Jahre verstrichen, ohne daß ich ihn wiedersah. Von dem neuen Kurs begünstigt, hatte einstweilen in den klerikalen Blättern des halben Kontinents jene berühmte Hetzjagd auf ihn eingesetzt, bei welcher er nicht besser als ein Ketzer behandelt und seiner Ernennung zum Mitglied der französischen Akademie mit täglich neuen Insulten entgegengetreten wurde. Ein Buch, das unter Leo XIII. niemand zu rügen wagte, stand plötzlich auf dem Index, und der Augenblick schien endlich gekommen, wo er, der ungerechtfertigten Angriffe müde, durch einen offenen Bruch entgegnen würde. Wenn

die Nichtkatholiken darauf wetteten, so konnten ihn seine feindlichen Glaubensbrüder kaum erwarten. Aber ich wußte zu genau, daß er diesen den Gefallen nicht tun würde, um mich auch nur zu erkundigen, welchen Entschluß er getroffen hatte.

Es wurde Mittsommer über die häßliche Kampagne, ich war gerade in London und wollte nach Deutschland zurück, als ich durch eine Zeitungsnotiz erfuhr, daß Duchesne sich in Paris befand. Plötzlich lebte da übermächtig der Wunsch in mir auf, ihn wiederzusehen. Seine Adresse war schnell ermittelt, ich schrieb ihm, daß ich über Paris führe und fragte an, ob er mich empfangen wolle. Die Antwort war ein kleines Billett, mit sorglicher Angabe der Untergrundbahn und der Stationen, wo ich ein- und umsteigen müsse, um am schnellsten vom rechten Ufer zu ihm hinüberzukommen. Möglichst bald, denn er sei im Begriff in die Bretagne zu fahren! Ich reiste sogleich, war abends in Paris, und kündete mich für den nächsten Morgen bei ihm an. An der Hand seiner Vermerke legte ich, bald über, bald unter der Erde, dem komplizierten Weg zu seiner verlorenen kleinen Sackgasse zurück, in der sich zweistöckige Häuser altmodisch aneinanderreihten. Ich eilte eine Stiege hinauf, trat rasch durch eine Türe — wie damals stand er am Fenster — kein Janiculum mehr — gesenkte Jalousien, um das Sonnenlicht zu dämpfen, wie damals wußte ich nichts von dem Raum um mich her. Ich hatte mich verschleiert, wie man das unwillkürlich tut, wenn man jemand nach acht Jahren wiedersieht, sein verändertes Aussehen aber war es, das ich mit Bestürzung wahrnahm. Nicht, daß er krank oder stark gealtert schien, es war noch das schnell bereite, fast bedrohliche Aufblitzen des Auges, die kühne und gebieterische Abwehr, aber es war auch die Furche des Kummers, etwas so bitteres, ein so wühlender Gram, daß mir — ich muß gestehen — einen Augenblick König Lear durch den Kopf schoß, wie er in seiner Verlassenheit die sturmgepeitschte Natur zum Zeugen erlittenen Unrechts anruft. Es war nur eine andere Zügelung, aber es war dieselbe Gehetztheit.

»Sie wissen,« sagte er, »auf welche Weise man mich zur Strecke zu bringen sucht«.

»Aber so vergebens«, meinte ich achselzuckend.

»Keine Waffe scheint dafür zu schlecht«, und er deutete auf die Blätter und Zeitschriften, die ihm offenbar soeben zugekommen waren. Vor ihm lag eine Revue aufgeschlagen.

»Ist Ihnen das schon bekannt?« fragte er, und er nannte die Beschuldigungen, die in heuchlerischen und perfiden Protesten gegen ihn erhoben wurden.

»Warum in aller Welt lesen Sie dieses Zeug«, rief ich und starrte ihn verwundert hinter den verschnörkelten Gittern meines Schleiers an. Aber er machte kein Hehl daraus, wie sehr es ihm zu Herzen ging. Ich war aufgesprungen.

»Monseigneur«, rief ich, »Sie müssen doch wissen, daß Sie der Halt einer verstreuten kleinen Gemeinde sind, die einfach durch die Tatsache, daß Sie da sind, lediglich durch den Eindruck Ihrer Existenz beherrscht, verankert, durch Sie allein gehalten ist.«

»Es freut mich«, sagte er, doch ohne daß seine Züge sich erhellten. »Aber sehen Sie — es können doch auch Rechtdenkende an mir irre werden, wenn sie alle diese Schmähungen lesen.« Und er deutete wieder auf die Blätter hin.

»Das ist mir zu viel Bescheidenheit«, gestand ich.

Wir sprachen dann von anderen Dingen, aber auch sonst war eine Unfreude und Entmutigung an ihm, die ich nicht kannte.

Brütend lag die Straße vor mir, als ich wieder aus dem Hause trat, aber ich ging zu Fuß meinen langen flimmernden Weg.

Ist uns nicht, als wollten wir immerzu gehen, ungestört unser Lebtag lang, wenn infolge eines starken Kontaktes ein geistiger Pendel in uns schwingt? Es kann sein, daß dann unsere Füße ganz mechanisch einsetzen, nicht wahr, oder wie eingewurzelt stehen. Zwar hatte ich Duchesne gegenüber die richtige Note wohl nicht getroffen. Schnell fertig hatte ich unüberlegt geglaubt, er würde sich mit ein paar schlechten Witzen und einem ironischen Achselzucken über den obskuren Tumult hinwegsetzen, der ihn verfolgte, und während er meinen Besuch als eine Sympathiekundgebung erwartete, hatte ich ihm nur Lebhaftigkeit bezeigt. Es war gewiß schade, dennoch konnte mich das Bedauern darüber nur flüchtig stören. So leicht wog da alles Persönliche! So unnachhaltig erwies es sich!

Ich erinnere mich keines heißeren Tages wie jenes 14. Juli in Paris.

Die Häuser waren beflaggt, aber die Straßen schienen zu trauern, da keine Fahne sich regte. Erst nachts, als ich zur Bahn fuhr, belebte sich das Bild. Singendes Volk schwärmte durch die Straßen, und alle Leierkästen der Stadt orgelten durch die Luft. Ein Mädchen tanzte, hoch erhobenen Kopfes, unter dem dunklen Himmel, von gaffenden Zuschauern umringt.

Doch welch barscher Novemberwind wirbelte die Blätter von der feuchten Erde auf, als ich wiederkam! Alles Laub dahingerafft und schon vergessen. Aber ich will nur den einen Moment herausgreifen, da ich im Flur von Professor Bergsons Hause der Ausgangstüre zuschritt und er mich geleitete. Ich weiß nicht wie es kam, daß vor seiner offenen Schwelle und dem niedrigen Himmel, der seinen erstorbenen und verwehten Garten überhing, Duchesnes Name zwischen uns fiel, und wir seiner einzigartigen Stellung in der geistigen Welt gedachten. Und Bergson sprach von dem Katholizismus im Lichte dieses größten Katholiken, der, so klug, so wohl beraten und durch den Irrtum anderer gewitzigt, lautlos jenen treibenden und lang ersehnten Schritt voranging, der den Schismatikern mißlang.

So klar entstand jetzt zwischen uns sein undeutliches, von den Nebeln des Tages verhülltes Bild, als sei er schon entseelt und als hätte sich sein Schatten zu uns gesellt. Bergson drückte die Klinke wieder zu. Wir mußten lächeln. So ohnmächtig also verhielt sich hier der Tod, so wenig würde es für ihn zu holen geben, wenn er da rufen würde! — — —

Annette Kolb.

ZUR CHRONIK DER ZEIT

STADT UND LAND

DER Städter ist ein ärgerlicher Mensch. Entweder schlendert er nachlässig durch die Straßen oder er zeigt eine Eile, die an Schlangen erinnert: entweder ist er unendlich geschäftig oder gleichgültig und gönnerhaft, wie wenn ihn nichts betreffe. Sein Wesen ist Eleganz, modische Kleidung, verbindliche Bewegungen. Sein Gespräch kurz, telegraphisch oder liebenswürdig glatt. Diese Städter sehen sich nicht nur in den Kleidern ähnlich, die die Männer aus London und die Frauen, mondänenhaft ohne Ausnahme, aus Paris beziehen, sondern auch in den Bewegungen, ja Gesichtern. Sie sind modisch und sozusagen charakterlos. Die Mode ist ja ein Wechsel in der Uniform. Diese Städter tragen keine Kleider sondern Uniformen.

Auch die Stadt trägt eine Uniform. Die Stadt früherer Zeiten war keine Stadt in unserm Sinn. Sie war etwas eng begrenztes, in sich Abgeschlossenes, mit engen Beziehungen von Nachbar zu Nachbar, von Viertel zu Viertel. Daher das Stadtbild und seine Kennzeichen: Krumme Gassen, hohe Giebel, Buntes und Mannigfaltiges. Unsere Stadt dagegen ist nichts Abgeschlossenes, sondern etwas Aufgeschlossenes, frei daliegendes, mit Verkehr übers Land und übers Ausland. Kein nachbarlicher Verkehr, keine Bekanntschaft von Viertel zu Viertel. Fremde bewegen sich schnell durch Straßen, die gerade sind, damit die Schnelligkeit befördert wird. Und eine namenlose äußere Gleichheit erleichtert dem einzelnen das äußere Leben, das er selbst nun nicht mehr zu gestalten braucht. Auch die Stadt trägt Uniform. Die Häuser gleichen einander, die Straßen und Plätze gleichen einander. Und kommt man in die nächste Stadt, so erlebt man nur eine Wiederholung.

Wo solche Uniform vorhanden ist, wie sollte da das Innere anders sein! Man hat etwas Glattes, Handliches nötig, um der Schnelligkeit des Lebens gewachsen zu sein. So innerlich wie äußerlich. Das Glatte, Handliche ist längst gefunden. Es ist auch hier die Eleganz. Auch innerlich sind diese Städter nur elegant. Das heißt: sie haben gewisse verbindliche, den Nachbar möglichst schonende, nämlich liberale Gedanken. Sie empfinden mit einem gewissen, niemand verpflichtenden, glatten Gefühl, das sich aus Sentimentalität, Sinnlichkeit und ein wenig Musik zusammensetzt. Im übrigen ist man kühl und verpflichtet sich nicht. Erscheinungen, die darüber hinausgehen, staunt man an wie merkwürdige Tiere. Die Kunst ist zwar in Mode, aber als Gegenstand intellektueller Betrachtung. Als Sache des Herzens wird sie belächelt. Das heiße Herz stellt bloß. So findet man in diesen Städten entweder glatte oder, wie sie sagen, interessante Kunst. Desgleichen Literatur und Musik. Namentlich aber das »Interessante« ist bevorzugt. Man versteht darunter eine gewisse Neuigkeit der Problemstellung, der Aufmachung, Reichtum an »geistreichen« Wendungen und dergleichen Dinge mehr, die den kurzen Verstand als neu reizen. Während der andere Verstand weiß, daß alle diese »interessanten Details« aus zweiter Hand sind und nur dazu dienen, über den Mangel an Gestalt hinweg zu täuschen. Weiß, daß vor allen andern Künsten eine »interessante« Musik das Komischste und Tollste ist, was einem unterkommen kann.

Da man nun, wenn man nicht auf Kopf und Hand gefallen ist, alles lernen kann, nur nicht die Kunst des heißen Herzens, so sind denn Tausende von Buchschreibern, Bildermalern, Holz-, Stein- und Erzhauern, Erbauern und Musikanten am Werk, auf eine »interessante« Art Buchstaben, Farben, Hölzer, Steine, Metalle und Noten zu häufen und damit ein kaufmännisches Geschäft zu betreiben.

Der Kaufmann überhaupt ist das Zeichen dieser Stadt. Nach und nach dringt sein Kalkül in alle Kreise. Selbst der Beamte mit allen seinen zugeknöpften Taschen erschließt sich ihm. Die kühle, gelassene, mit Geld und Geldeswert rechnende Art, nicht verpflichtet durch eine Idee des Kopfes oder Herzens, das ist die Art, die als Ideal dem Städter vorgaukelt. Das ist sein Heiligtum.

Was ist da natürlicher, als daß Geld und äußerliche Güter lächer-

lich überschätzt werden? Daher denn auch bei denen, die nicht soviel haben, die Sucht, zu tun, als ob sie soviel haben. Die Lust am Schein. Man muß reich sein oder reich scheinen. Ein Drittes gibt es nicht. Und der Luxus, von Jahr zu Jahr gestiegen zu ekelerregender Höhe, reizt zur Luxusimitation. Da sieht man prächtig Gekleidete: zu Hause aber hocken sie schäbig in Winkeln und durch die Gassen irrt frierend der Geist. Da sieht man auch solche, die ängstlich sind, nicht »vornehm« zu erscheinen. Sie sind ja keine Bürger mehr und müssen Herren von Adel sein. Sie verrufen die bürgerliche Kost und alle 14 Tage kommen sie zum Sekt zusammen. Ihre Dichter, mit dem Einglas spielend, skandieren nach Geschäftsschluß die Verse großer Welt. Und Augen, ach so trostlose Augen, stieren auf lauter Verödetes. Snob ist nicht Berlin-West, Snob ist diese Erdkugel, die doch immer noch Gott in Händen hält.

Geht auf dieser Erde nun einer aus und sucht und findet wirklich noch eine einfache Frau, die da spricht, da ihr Sohn sich einen Namen gemacht hat: »wenn es nur auch recht ist, was er schreibt!« — da wird es Licht um den, der gesucht hat. Wenn es nur auch recht ist, was sie denken, reden und handeln! Aber wer von diesen Städtern fragt danach! Und fragt nicht vielmehr: wenn was wir tun und reden nur modisch ist! Ihr alle, Ihr guten Idealisten, die Ihr von den Errungenschaften dieser Jahre redet, von dem Streben nach Einfachheit und Schlichtheit, Klarheit und Echtheit, nach Natürlichkeit und Anschluß an die Tradition, auf Gebieten, auf welchen es auch sei, die Ihr etwa hinweist auf Ausgaben alter Schriften und Denkmäler jeder Art, wie sie wieder gemacht und gekauft werden, auf Gestaltungen vieler Kreise, die das Verlangen deutlich werden lassen, an Vergangenes wieder anzuknüpfen, — Ihr alle lauft in den Wolken spazieren. Der Sport ist Mode, die Natur ist Mode, die Kunst ist Mode, die Literatur ist Mode. Es gibt gar nichts, das nicht, kaum geboren, zur Mode würde. Es liegen auf den Tischen der Reichen die teuren Bücher, weils Mode ist. Es liegen aber auch auf den Tischen der Armen die billigen Bücher, weils Mode ist. Diese Stadt und ihre Kultur, so sehr sie nach der Einfachheit der Natur strebt, so sehr ist sie nur bequem und glatt, nur gefällig und geleckt.

Und nun zu sehen, wie dieser Städter ansteckend wirkt, wie er

das Land betört, daß es ihn nachäfft, so gut es kann, wie der ganze geleckte, platte und hartherzige Kram hinaustransportiert und mitten auf den Wiesen aufgestellt wird, in den fernsten Winkeln, auf den höchsten Bergen, wie die ganze Welt mit der Bronze der Eleganz überzogen wird! Die Eleganz aber schlägt nach innen wie ein Gift und macht das Blut des Herzens kalt und gerinnen. Ein Tummelplatz arbeitender und nicht arbeitender Elegants: das wird die Welt werden, wenn der Städter sie besiegt haben wird.

Indessen, ich preise den Bauer nicht. Der zu preisende Bauer, das ist ein Thema von ehemals. Es gibt keine Bauern mehr. Man wird sie vergebens suchen. Die Stadtseuche hat sie alle vertilgt. Selbst dort sind sie gestorben, wo die Stadt fern lag, im Schwarzwald, in der Schweiz. Nur noch Mischlinge gibt es, Zwitter von Stadt und Land. Und diese sind schlimmer als alles andere. Denn sie haben zwar das Hohle, Kalte, Anmaßende des Städters, aber nicht, was Liebenswürdiges an ihm war. Wenn's hochkommt, ist der Schweizer Wirt, der Schwarzwälder Handelsmann.

Wo ist das, was den Bauer festband an die Erde, den Boden? Ihm die Gestalt dessen gab, das aus dem Boden gekommen ist, verwachsen mit Wald, Baum, Feld und Matte, stehend gegen den Horizont gleich Pflanzen und Tieren (und so, wie man, tiefen Sinnes voll, von Menschen nur noch Irre stehen sieht)? So steht der Bauer nicht mehr da. Er hat ja schon die Unsicherheit des Städters, der, wenn er »draußen« ist, nicht mehr weiß, wie er seine Gliedmaßen gebrauchen, wie er die Hände regen und die Füße stellen soll. So schon ist der Bauer.

Wie sollte es auch anders sein! Seine Gedanken sind ja beim Geld, beim Handel. Was ist der Wald ihm? Futter für eine Papierfabrik. Das Feld? Ein Bauplatz. Sein Haus? Eine Wohnung für Fremde. Die Fabriken fressen Löcher in seine Äcker und Wiesen, in seine Berge und Forsten. Ja, sie fressen seine Heimat an und verzehren sie wie eine scheußliche Krankheit, wie ein zehrendes Gift. Es gibt Gegenden in Deutschland, wo die Werkstätten der Industrie mit der grandiosen Kraft des Symbols als Geschwüre am Körper der Natur dem Auge sich darbieten. Der Bauer aber sieht es und sieht es nicht. Er kennt seine Welt nicht mehr, er kennt die Stimme

des Waldes nicht mehr, das Rauschen der Felder nicht mehr. Sonst müßte er ja inne werden, was Unheimliches hier geschieht. Er wird es aber nicht inne.

Er kann es auch nicht mehr inne werden. Außer in der Mode, die freilich kommen wird oder schon da ist. Aber dann hat es ja keinen Sinn. — Sind Köpfe nicht Zeichen der Kraft? Wie wenig Bauernköpfe sieht man noch! Wie soll da Bauernart wieder zu Kräften kommen! Trifft man in deutschen Städten noch Köpfe von 1500? Sie sind alle abgestorben. Und da sie abgestorben waren, konnte die Stadt werden. Dem Schädel des deutschen Bauern aber ist die Stadt schon eingeschrieben. Auch dort, wo weder Stadt noch Fabrik ihn je gesehen hat. Der Bauer hört und liest und spricht davon und das merkt man ihm an. Seine Züge beginnen schon zu verlaufen wie die jener Bauern, die abends aus der Fabrik heimhasten, um schnell noch das Feld zu bestellen. Man hat diesen Typus gepriesen. Man hat gesagt, er stelle den glücklichen Mittelweg, ja geradezu den Ausweg dar. Er habe das Verdienst der Stadt und auch den Segen des Landes. Aber immer noch gilt, daß niemand zween Herren dienen kann. Und immer noch rächt sich furchtbar solcher Dienst. Diese Fabrik- oder Stadtbauern sind arm, verhetzte Zwitter, Taumelnde zwischen Stadt und Land, krank an übergroßem Verbrauch des Körpers und ganz wirbelig in Herz und Hirn. Ihre Gesichter sind blaß und ihre Züge welk und abgespannt. Nur die Hände noch scheinen die alten. Und wenn die Väter es noch tragen, die Söhne tragen es nicht mehr und die Enkel werden als Kinder sterben, wenn man sie nicht vollends zu Städtern macht. Es gibt keine Mittelwege, es gibt nur Entweder — Oder. Es gibt nur Stadt oder Land, kein Stadt-Land und keine Landstadt. — Komm Stadt und unterjoche dein Land. Mache aus Wiesen und Äckern Fabriken und Kiesgruben. Überziehe die Häuser und Straßen mit deinem Glanz und spritze in die Adern das Serum deines Geistes. Und da es schon sein muß, so sei es schnell. Schneide auch unsere fleischernen Herzen heraus und gib uns steinerne dafür. Wir wollen sie tragen, gekleidet, wie die letzte Mode es befiehlt.

DER BALLETTMEISTER DIESER ZEIT

Welchen Wert man wieder auf den Tanz legt! Es begann mit der Duncan. Aber ihr Grundsatz des Zurückgreifens auf die Echtheit der Antike mußte an dem Mangel musikalischer Befähigung scheitern. Die unzähligen emanzipierten Tänze, die nun folgten, waren, so verschieden sie sich auch orientierten, doch eben nur emanzipiert. Die Russen warfen dagegen die Frage auf, ob nicht etwa bei der Verdammung des traditionellen Balletts Mängel der Technik mit Mängeln des Instituts verwechselt worden seien. Bis endlich die Schule Dalcroze einen gewissen Ausgleich suchte, den Rhythmus mystisch-realistisch deutend.

So war in tausend Mannigfaltigkeiten eine Fertigkeit wieder auferstanden, die vordem nur noch dem Operettenhaften des Daseins zu dienen schien oder doch in tote Formen zu erstarren gedroht hatte. Der Tanz ward ernster Männer wieder würdig, die Hoftheater öffneten wieder ihre Türen und nichts mehr ließ man sich entgehen. Es wurden dazu Bücher geschrieben, es wurden Bilder gemalt und Statuen gemeißelt. Ja auch die deutsche Musik, sonst in hohem Ernste solchem Treiben abhold, machte sich zu Zugeständnissen bereit. Schon in Straußens Zarathustra schielten einige Takte bedenklich nach Wien hinüber. In der Salome wurde eine exotisch-naturalistische Tanzesraserei serviert. Im Rosenkavalier vergessenste Formen bis zum neuesten Wiener Walzer neu hergerichtet.

Die Situation war immerhin kritisch. Die Duncan dachte an eine Rückkehr zur Natur der Kunst aus der Künstlichkeit des Lebens. Dalcroze baute auf der seelisch-leiblichen Mystik des Rhythmischen eine ganze Schule auf. Das russische Ballett konnte als Atavismus aufgefaßt werden. Strauß aber nahm die Aufgabe frisch von außen, von der Seite des Effekts. Ein Walzer wirkt, es lebe der Walzer! Die verrückte Form der Oper wird auch diesen tollsten Naturalismus gestatten. Die Illusion der Bühne wird — so hofft man — nachher schon wieder aufleben. Und der Anachronismus? Er gehört ja in die Rumpelkammer der Natürlichkeit. — Wo aber wollte das alles hinaus?

In dieser Krisis schrieb Max Reger, äußerst beunruhigt, daß er

zu spät komme, eine Ballettsuite für großes Orchester: Entrée, Colombine, Harlequin, Pierrot und Pierrette, Valse d'amour, Finale. Da ihm die Plastik des Dramatischen völlig fehlt, er sich aber gleichwohl auf die Seite der liberalen Natürlichkeit schlagen möchte, bestellt er sich und seinen Hörern eine ideelle Bühne, ein imaginäres Ballett, und verfertigt dazu eine naturalistisch schildernde Musik, — soweit dies im Gebiet des Imaginären möglich ist. In der Valse d'amour zwar fällt die Idee untern Tisch. Die imaginäre Bühne wird zur realen, der Musiker lüpft das Bein und gibt — die Kopie des neuesten Dreivierteltaktes der Wiener Schule. Naturalisten werden das naturalistisch finden. Sonst aber ist der Schein des Imaginären gewahrt: Die Musik will den Vorgang illustrieren, den der Hörer aufgefordert wird, sich selber darzustellen.

Daß sie es nicht kann, hat mit der Richtung nichts zu tun, sondern liegt in der Person Regers begründet, der wie jeder heutige Künstler über seine Grenzen sich von Jahr zu Jahr weniger unterrichtet zeigt. Denn das, was seiner Musik das Fratzenhafte gibt, ist die namenlose Diskrepanz zwischen Wollen und Können, zwischen musikalisch-absoluter, kontrapunktisch gelehrter Veranlagung und der Sucht, Naturalismen nach Strauß, Debussy, Schönberg zur Schau zu tragen. Diese Floskeln sind das Wirkende. Und Reger ist mit der Einverleibung des modernen Barocks so weit gediehen, daß er ganze Sätze aus Floskeln und sentimentalen Phrasen zusammenstückelt. Seine Anlage dringt nur noch im Finale und in der Entrée bis zum Ton durch. Und auch sie zeigt sich verändert. Sie ist noch händelscher geworden als sie schon war, noch gemachter. Wie Entrée und Finale gegen Ende mühselig mit Hilfe des Blechs heraufgetrieben werden, das ist unerhört rohe Mache. Es ist auch völliges Aus-der-Rolle-fallen.

Aus welcher Rolle? Schlimme Frage! Sicherlich aus der Illustration: Das vorgestellte Ballett ist ganz und gar abhanden gekommen. Aber auch aus jeder ideellen. Denn bei solchen Partien denkt man nicht einmal mehr an eine Kategorie des Balletts. An alles andere. Ein Kritiker freilich meinte, es sei wirkliche Fastnachtsmusik. Möglich, daß irgendeine verrückte oder widerlich sinnlich-süße Oboenfigur karnevalistisch wirkt. Damit ist doch aber nicht gesagt . . . Regers

Talent liegt so unbedingt auf dem Gebiet absolutester Musik, daß es durch jede Zweckbestimmung zur Karrikatur werden muß. Es ist, als ob er etwa selbst, der Koloß, im Röckchen auf den Brettern hüpfte. Wie aber, wenn er sich dann plötzlich, so wie er ist, am Klavier niederläßt und händelsch anhebt?

Indessen Reger will, daß man ihn irgendwie mit dem Ballett in Beziehung bringt. Und das ist dann freilich der zweite Punkt des Interesses. Man ist dankbar dafür. Reger hat sich nun gewissermaßen aufgedeckt. Man erfährt nun und hat es schwarz auf weiß vom Urheber selbst, daß diese tiefen und empfindungsreichen Adagios, die wir bisher bewundert haben, nur Duette sind zwischen Pierrot und Pierrette. Daß aller Weltschmerz bei Kolombinen landet. Daß die Gottesnähe des hundertsten Psalms in einer Entrée erscheint, in einem Finale wieder schwindet. Bisher waren da immer noch Zweifel erlaubt. Das Ungesunde, das man spürte, als Sentimentalität, als Sinnlichkeit, als Verweichlichung und gleichzeitige Verrohung, als viehische Kraft und weibische Ohnmacht: Das alles konnte immer noch irgendwie gedeutet werden. Nun wissen wir, daß es haltloser, ohnmächtigster Zynismus ist. Und wenn alle Musik, auch der erhabenste Gesang Beethovens, aus dem Geschlechte kommt, so tritt doch das Geschlecht ins Blut und die Hand schreibt es nieder. Hier aber gibt es keinen Umweg, keinen Geist, keine Seele, kein Herz und kein Hirn. Hier ist ein Mensch so ohne Zentrum, daß alles ganz unmittelbar vor sich geht. Hier schreibt nicht mehr die Hand, sondern . . .

Furchtbarste Verwüstung einer Kunst, wenn selbst absolute Musik zu solchem Ende kommt! Man sitzt da, rot vor Scham, daß in Deutschland solches möglich ist, daß es angenommen und gebilligt — was sage ich? gepriesen wird. Der Anstand verlangt, daß man's in Ruhe anhört. Und man kann das schließlich nur, weil man sich damit tröstet, daß solches Musizieren im Grunde eine völlig belanglose Sache, etwas Gleichgültiges, eine Null ist. Daß immer schon alles Langweilige und Widerwärtige heute in die Mode gekommen und morgen wieder vergessen worden ist. Jemand sagt: »Ich hatte mir das viel schlimmer vorgestellt.« Ein anderer erwidert: »Wäre es doch schlimmer gewesen!« Aber welches Gespräch! Was ist das für

eine Kunst, die dem einen besser als geglaubt, dem andern nicht schlimm genug dahergekommen ist!

Der Harlequin konnte der Heiterkeit nicht entgehen. Die Floskeln wirkten und das Publikum lachte. Doch war die Heiterkeit nicht die über den Harlequin (an den gewiß niemand mehr dachte), sondern darüber, daß ein Musiker schamlos genug ist, solches anzubieten. Instinktiv empfanden die Hörer das Perverse dieser imaginierten Bühne, die immer wieder sich vergißt, dieser schildernden Musik, die immer wieder zum Absoluten strebt, dieser Sprache, deren Geilheit sich immer wieder humorisch maskieren möchte. In der glücklichen Reaktion des Volkes erwiderten sie mit Heiterkeit und streng genommen war Reger damit abgetan und ausgelacht. Das geheime heilige Fluidum hatte von Seele zu Seele gewirkt und wieder einmal war die tiefe Gerechtigkeit des Volksurteils erprobt worden.

Doch wirkungslos verhallte der lachende Spruch in den musikalischen Räumen der Welt. Die Sachverständigen schritten ans Werk, zogen die Fahne des Witzes, Humor genannt, als des Wirkenden unsrer Tage: Das Ballett aus der Ecke des Komischen gesehen, das war Regers musikalischer Blick. Und so ward er ernannt zum Ballettmeister dieser Zeit.

REINHARD WUCHNER

Am zweiundzwanzigsten Januar 19.. schritt Reinhard Wuchner über die Grenzen seines Verstandes. Schon abends hatte er zu Leuten aus dem Dorfe gesagt, heute nacht werde es hell werden, er habe einen rostigen Schlüssel, er müsse den Himmel aufschließen und den Petrus ablösen. Gegen dreiviertel zwölf Uhr bemerkte man in dem Zimmer des Gasthauses, in dem er wohnte, einen Feuerschein. Als man, da die Tür verschlossen war, zum angelehnten Fenster einsteigen wollte, drückte Wuchner das Fenster zu. Nun brach man die Tür auf. Da sah man denn auf dem Nachttisch lichterloh Tücher und Papiere brennen. Wuchner aber stand ruhig davor, und als man ihn mit Gewalt entfernte, sagte er, er habe kein Feuer gesehen, sondern nur die Muttergottes.

Was kettet uns an diesen Vorgang? Ist es die Logik des Fünfzigjährigen, dessen Sinnlichkeit in Trunk, Feuer und Frommsein einen Ausweg sucht? Oder vielmehr der Wahnsinn, der den Geist die Formen dieser Welt nicht mehr finden läßt? Oder etwa gar die Einheit aus beidem, der Charakter der Handlung, die Tat selbst?

Es ist wohl etwas anderes. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß ein seltsames Aufmerken sich unserer bemächtigt hat. Man denkt nicht: der arme Kerl! Oder: um Gotteswillen, was hätte da passieren können! Sondern etwa: Welch reicher Mensch in all seiner grenzenlosen Unbedingtheit! Wie arm dagegen wir an das Leben Gebundenen! Wir gehen ein durch die Türen und blicken aus den Fenstern nach dem Mond. Wir hüten das Feuer im Herd und in der Ampel. Wir schauen auf zu den Bildern Petri und Mariä. Er aber läßt die rasende Flamme ihn umhüllen und schließt den Himmel auf und siehe, die Glorie der Muttergottes ist vor ihm. Welch ungeheure Freiheit, Unbedingtheit, Hemmungslosigkeit! Wo ist da Erde und Welt, Zeit und Raum? Entschlossen durchschreitet er die Grenzen und steht leibhaftig vor dem Gotte, von dem wir nicht einmal den Namen wissen. Doch nur entschlossen? Er weiß ja vorher, was geschehen wird, was er tun wird. Wenn aller Kräfte in tiefster Nacht auseinanderliegen, wird das Licht ihn umleuchten, der da wach und rüstig ist.

Eine Ahnung von der Herrlichkeit des Ich, das in den Wahnsinn eingeht: das ist es, was am Beispiel dieses armen Teufels und Narren uns hinreißt, uns Freie jeder Richtung, die wir spüren, wie hier einer einfach das tut, was wir andern tun möchten. Bewegt stehen wir da. Aber dann sehen wir, wie die Geschichte schließlich ausgeht. Wie Wuchner von Gendarmen abgeführt und vor den Richter gestellt wird, wie er hier kleinmütig sich entschuldigt, daß das Feuer an der Kerze sich entzündet habe und daß er's habe brennen lassen, weil es so kalt gewesen sei. Dann wird er ins Irrenhaus gebracht. Das Ideal der äußersten Freiheit ins Narrenhaus! Aber die Klugen haben es ja vorausgewußt. Darum sind sie auch unbewegt geblieben und haben nur bedauert, daß Alkohol und erbliche Anlage den Fall hinreichend erkläre, der im übrigen wieder einmal zeige, welcher Anteil an der Zerrüttung der katholischen Kirche zukomme.

Die Vernunft — das ist das Schlimme an den freien Geistern, die leere Nützlichkeit, deren Hirn noch immer Gedanken ausschwitzt. Diese Herrn, die in ihrer Scheu vor dem Wunderbaren so schön alles beieinander haben und jede Regung des Geistes »auf die natürlichste Art« zu erklären wissen, haben irgendwann einmal einen Altar errichtet, darauf geschrieben steht: »Dem Menschenverstand«. Nun suchen sie ihn und finden ihn doch nicht mehr. Mit all ihren großartigen Werkzeugen geht es ihnen nicht anders als den Tieren, die der Instinkt verläßt, wenn die Umwelt sich ändert, wie den Wespen, die ihre eigenen Larven nicht wiedererkennen, da man den unterirdischen Gang inzwischen verändert hat. Sie finden den Altar zwar noch, aber sie erkennen ihn nicht mehr. Sie begreifen nicht mehr, was das heißt »dem Menschenverstand«, sie rütteln an dem Stein, weil er ihnen den Weg versperrt.

Voll tiefen Sinns. Denn der Menschenverstand ist nicht der, den sie geglaubt haben. Weder scheut er das Wunderbare noch ist er frei nach ihrem Sinn. Sondern, sofern er wahrhaft gesund ist, hat er eine uralte Kraft, zu erkennen das Wahre und das Falsche, das Rechte und das Unrechte, die Kraft, dem Leib zu geben, was des Leibes ist, und dem Geist, was des Geistes ist. Er hat den Geist wieder frei gemacht von der Freiheit der Freien jeder Richtung.

Was ist dem armen Narren denn geschehen? Vielleicht ist sein Geist nicht einmal krank? Vielleicht ist das Geistige immer gesund und vermag gar nicht zu erkranken? Denn auch die denken, die wir geisteskrank nennen, und oft ist die Schärfe ihres Denkens eine solche, daß es uns graut. Aber sie denken wie Träumende. Und da viele Arten von Versen wie die Gedanken Träumender sind, so werden oftmals ihre Gedanken zu Gedichten. Wie wir denn das Zarteste aus Hölderlins Zeit des Irrsinns haben. Sie denken wie die Träumenden und die Dinge erscheinen ihnen schief und fremd und weder fest noch rund. Es schwindelt sie. Und wie ein Wolf überfällt sie das Gedächtnis früherer Zeit und raubt ihnen das Gegenwärtige. Krank ist nicht ihr Geist. Aber ihr Hirn als die Form, durch die der Geist in Zeit und Raum eintritt, als das Werkzeug, das ihm den Weg in unsere Welt bahnt, als das Sieb, das alles zurückhält, was auf dieser Welt nichts nütze ist. Nun hat er kein

Mittel mehr, sich verständlich zu machen. Nun bricht er mit allem durch, was Sieb und Zaun, durchlöchert wie sie sind, nicht halten können: mit der steinschweren Vergangenheit und mit den Fetzen von Gedanken, die sich um Dinge mühen, die wir Irdischen, Leibeigenen nicht wissen. Vielleicht schauen sie Gott. Aber die Trümmer des Bildes müssen wie Fratzen uns erschrecken. Und nur wenn das Sieb des Hirns völlig vernichtet wäre, könnten sie uns sagen, was sie sehen. In diesem heiligen Augenblick aber haben sie keine Form mehr für uns und sterben.

Wo bleibt die katholische Schuld? Sind nicht das Fegefeuer und die Muttergottes und Petrus und der Schlüssel die schwachen Krücken, an denen der arme Narr sich noch vor unsre Tür geschleppt hat? Man sage denn, sie hätten ihn gehindert, Gott zu schauen.

Walther Krug.

SIEBEN STÜCKE

DAS EISENBAHN-ABENTEUER

EINMAL machte ich eine Eisenbahnfahrt, wobei ich ganz allein in einem Wagenabteil saß wie der gedankenreiche Eremit in seiner schweigsamen, weltabgelegenen Klause. Auf irgendeiner Station hielt der Zug an, die Türe wurde mit beamtenhafter Schroffheit aufgerissen, und zu mir hinein in das sonderbare, auf Rädern gestellte Zimmer stieg eine Frau. Es war mir nicht anders, als wenn der Sonnenschein ins nächtlich-schwärzliche Kupé einstiege, so hell mutete mich die liebe frauliche Erscheinung an, die wie auf Besuch zu mir kam. Freundlich sagte sie guten Abend. Wer als ich war glücklicher darüber? Der Zug setzte sich alsbald wieder in Bewegung und hinaus in die Nacht und ins unbekannte Land wurde die Kammer getragen, in welcher nun zwei Personen saßen, die sich gegenseitig freundlich anschauten. Ein Lächeln ergab ein Wort und indeß die Räder fleißig fort und fortrasselten, hatte ich wie ein Schelm und Dieb die passende Gelegenheit wahrgenommen, saß schon an ihrer Seite und legte den Arm um ihre reizende Figur. Emsig arbeiteten die Räder, und Gegenden, die ich nicht kannte, flogen draußen in der stillen Mitternacht an uns beiden glücklichen Leuten vorüber. Emsig arbeitete ich mit meinen Lippen auf den ihrigen, die köstlich waren, wie Lippen eines Kindes. Ein Kuß lockte den andern hervor, ein Kuß folgte auf den andern. Ich ließ mir bei dem süßen Geschäft so recht Zeit, und da wurde ich zum Künstler im Küssen, zum Künstler in der Liebkosung. O wie die Liebe, die Süße lächelte mit dem schönen Mund und mit den schönen dunklen Augen, welche, indem sie in die meinigen schauten, mich küßten. Paradiseslüsternheit lag auf ihren Lippen und Paradieseslust glänzte ihr aus den Augen. Ich unterdessen hatte es so recht schön gelernt, wie man es anstellen

muß, um dem Kuß den höchsten Reiz abzugewinnen und ihm die tiefste Wonne mitzugeben. Unter unserem lusterfüllten Liebesgemach rasselten immerfort die Räder und der Zug sauste durch die Länder und wir zwei hielten uns umschlungen wie die Seligen in den überirdischen Gefilden, Wange an Wange gedrückt und Körper an Körper, als seien wir vorher zwei verschiedene Gedanken gewesen, doch jetzt nur noch ein einziger. Wie beglückte es mich, daß sich das süße Geschöpf durch das, was ich tat, glücklich fühlte. Ihren wonnigen Liebesdurst zu stillen machte mich zum Glücklichsten der Sterblichen, machte mich zum Gott. Doch jetzt blieb der Eisenbahnzug wieder stehen, die reizendste der Frauen stieg aus, während ich weiterfahren mußte.

DIE STADT

Es war an einem sonnigen Wintertag, als der Reisende mit der Eisenbahn in der Stadt anlangte. Eine einzige zusammenhängende Freundlichkeit war die ganze Welt. Die Häuser waren so hell, und der Himmel war so blau. Zwar war das Essen im Bahnhofsrestaurant herzlich schlecht mit hartem Schafsbraten und lieblosem Gemüse. Aber das Herz des Reisenden war mit einer eigentümlichen Freude erfüllt. Er konnte es sich selber nicht erklären. Die Bahnhofshalle war so groß, so licht, der arme alte Dienstmann, der ihm den Koffer trug, war so dienstfertig mit seinen alten Gliedmaßen und so artig mit seinem alten zerriebenen Gesicht. Alles war schön, alles, alles. Selbst das Geldwechseln am Schalter des Wechselbureaus hatte einen eigenen undefinierbaren Zauber. Der Reisende mußte nur immer über alle die wehmütig-warmen Erscheinungen lächeln, und weil er alles, was er sah, schön fand, fühlte er sich auch wieder von allem angelächelt. Er hatte sein Mittagessen verzehrt, seinen schwarzen Kaffee mit Kirschwasser ausgetrunken und ging jetzt mit eleganten, leichten, scherzenden Schritten, so recht reisendenmäßig, in die wundervolle uralte Stadt hinein, die da blendete im gelblich-hellen Mittagssonnenlicht. Menschen jeglichen Schlages, Mädchen, Knaben und erwachsene Leute gingen eilig an dem Gemächlichen und Vergnüglichen vorüber. Der Reisende konnte sich so recht Zeit nehmen. Die Leute aber mußten an ihre täglichen Arbeitsplätze eilen, daß es nur so an ihm vorüberglitt, wie deutliche

und doch wieder undeutliche und unverständliche Geistererscheinungen. Wie kam dem schauenden und denkenden Fremdling der Anblick des täglichen Lebens so rätselhaft und fremdartig vor. Da kam er über eine hohe, breite, freie Brücke, unter welcher ein großer blauer Strom herrlich-tiefsinnig vorüberfloß. Er stand still, es überwältigte ihn. Zu beiden Seiten des Stromes war die alte Stadt aufgebaut, graziös und kühn. Leichten, milden Schwunges ragten die Dächer in die helle heitere Luft. Es glich einer romantischen Musik, einem unvergänglichen, reizenden Gedicht. Er ging langsamen, sorgfältigen Schrittes weiter. Mit jedem neuen Schritt ward er aufmerksam auf eine neue Schönheit. Alles kam ihm wie altbekannt vor und doch war ihm alles neu. Alles überraschte ihn und indem es das tat, beglückte es ihn. Auf hoher Plattform stand ein uralter wunderbarer Dom, der mit seinem dunkelroten Stein in der blauen Luft stand wie ein Held aus undenklich alten Zeiten. In der Sonne, auf den Fensterbänken lagen wohlig ausgestreckt die Katzen und alte Mütterchen schauten zu den Fenstern hinaus, als seien die alten schönen Zeiten wieder lebendig geworden. O, es war so schön für den Reisenden, daß er in der gassenreichen, halbdunklen, warmen Stadt so angenehm und leicht umherspazieren konnte. Burgen und Kirchen und vornehme Patrizierhäuser wechselten mit dem Marktplatz und mit dem Rathaus ab. Mit einmal stand der Reisende wieder im Freien, dann stand er wieder in einer stillen, feinen Vorstadtstraße, gelblich angehaucht vom süßen, lieben Winterlichte, dann schaute er an einem Wohnhaus hinauf, dann ging er wieder, dann fragte er einen Knaben nach dem Weg. Zuletzt stand er auf einer kleinen anmutigen, von einer Mauer eingefaßten, luftigen Anhöhe und von hier aus konnte er die ganze Stadt so recht überblicken und aus dem befriedigten Herzen grüßen.

DAS VEILCHEN

Es war ein dunkler warmer Märzabend, als ich durch das reizende, gartenreiche Villenviertel ging. Vielerlei Menschenaugen hatten mich schon gestreift. Es war mir, als schauten die Augen mich tiefer und ernster an als sonst und auch ich schaute den vorübergehenden Menschen ernster und länger in die Augen. Vielleicht ist es der beginnende

Frühling mit der wohllüstigen warmen Luft, der in die Augen einen höheren Glanz legt und in die Menschenseelen einen alten und neuen Zauber. Frauen nehmen sich in der Frühlings- und Vorfrühlingsluft mit den weichen Brüsten, die sie tragen und von denen sie gehoben und getragen werden, wunderbar aus. Die Gartenstraße war schwärzlich aber sehr sauber und weich. Es kam mir vor und ich wollte mir einbilden, ich gehe auf einem weichen, kostbaren Teppich. Voll Melodien schien die Atmosphäre. Aus der dunklen geheimnisvollen Gartenerde streckten schon die ersten Blumen ihre blauen und gelben und roten Köpfchen schüchtern hervor. Es duftete und ich wußte nicht recht nach was. Es schwebte ein stilles, angenehmes Fragen durch die süße, dunkle, weiche Luft. Ich ging so, und indem ich ging, schmeichelte sich ein zartes unbestimmtes Glücksgefühl in mein Herz hinein. Mir war zu Mut, als gehe ich durch einen herrlichen, lieben und uralten Park, da kam eine schöne, junge, zarte Frau auf mich zu, violett gekleidet. Anmutig war ihr Gang und edel ihre Haltung, und wie sie näher kam, schaute sie mich mit rehartig-braunen Augen seltsam scheu an. Auch ich schaute sie an und als sie weiter gegangen war, drehte ich mich nach ihr um, denn ich konnte der Lust und dem hinreißenden Verlangen, sie noch einmal, wenn auch nur im Rücken, zu sehen, nicht widerstehen. Wie eine Phantasie-Erscheinung glitt die reizende Gestalt mehr und mehr in die Ferne. Ein Weh durchschnitt mir die Seele. »Warum muß sie davongehen?«, sagte ich mir. Ich schaute ihr nach, bis sie im zunehmenden Abenddunkel verschwand und wie ein süßer, übersüßer Duft verduftete. Da träumte ich vor mich hin, es sei mir ein großes, frauenförmiges Veilchen begegnet mit braunen Augen und das Veilchen sei nun verschwunden. Die Laternen indessen waren schon angezündet und strahlten rötlich-gelb in den blassen Abend. Ich ging in mein Zimmer, zündete die Lampe an, setzte mich an meinen altertümlichen Schreibtisch und versank in Gedanken.

DIE KAPELLE

In der Großstadt, mitten in dem unabsehbaren Meer von gleichförmigen Häusern findet sich in einem finsteren Hof eine Art von Kapelle, in welcher allerlei Leute aus den niederen Ständen zum

freundlichen Gottesdienst zusammenkommen. Auch ich war einmal in der Versammlung. Ein drolliges, munteres Dienstmädchen, dem ich gut war, hatte mich eingeladen, mitzukommen, und ich bereute nicht, daß ich mit ihr gegangen war. Ehrbare Bürger, die mehr an die Hoheit des Geldes als an die Hoheit und Herrlichkeit Gottes glauben, hängen den armen, schlichten Leuten, die in die bescheidenen Versammlungen gehen, gern diesen oder jenen Spottnamen an, und versuchen lächerlich zu machen, was den gläubigen und unschuldigen Seelen heilig ist. Auch ich also ging eines Abends, da schon in den dunklen Straßen die Lichter brannten, zu den Kindern in die Versammlung. Ich will gern die Leute, die noch an einen Gott glauben, Kinder nennen. Kinder sind mitunter geistreicher als die Erwachsenen, und die Unklugen sind mitunter klüger als die Klugen. Gewiß!, es kam auch mich ein Anflug spöttischen Lächelns an, als ich eintrat in das kindlich-fromme Lokal, dessen Wände weiß waren wie die zierlose, schmucklose Unschuld selber. Ich setzte mich jedoch still nieder, und alsbald fingen die Leute, Männer wie Frauen, an zu singen wie aus einem einzigen frohmütigen Munde zum Lobe Gottes. Engel schienen zu singen, nicht schlichte, schlechte Menschen. Von dem süßen jungen, blühenden Glauben getragen, hallte der Gesang, gleich einem feinen Duft, der die Eigenschaft hat, zu tönen, hin und her und verhallte an den Wänden. Ich schaute mit eigentümlichen Empfindungen, ganz bezaubert von den Tönen, zur Decke des Saales hinauf, welche blau war, wie ein milder träumerischer Himmel. Weiße Sterne waren in den hellblauen Grund hineingezeichnet, und die Sterne schienen zu lächeln vom göttlichen Himmel hinab auf die jubilierende Versammlung. Eine heitere Kraft lag in dem Gesang, und der Gesang selber war ein sonderbares, leichtes, liebes Wesen, welches auf geistergleiche Weise lebte. Die, die sangen, schienen sich zu freuen über den Gesang, doch schienen sie nicht zu ahnen, wie die Töne sich von ihnen sonderten und ihr eigenes Leben in der Luft des Saales lebten. Es klang, als werde es geboren und lebe eine kurze Weile und müsse alsdann sterben. Aber es fing von Neuem wieder an zu tönen und sich am sterblich-schönen Dasein zu erfreuen. Ruhig und liebevoll glitzerten und schimmerten die goldenhellen Kerzenlichter hinab in das Singen, das einem Himmel glich an Keusch-

heit und Schönheit, und als sie mit dem Gesang innehielten, mußten sie lächeln, die lieben guten Leute, wie kleine Kinder, die ihre Aufgabe vollendet haben und sich nun darüber freuen. Nach einer Weile war der Gottesdienst beendet, und ebenso still, wie sie die Kapelle aufgesucht hatten, verließen die Leute sie wieder.

DER TÄNZER

Ich sah einst im Theater einen Tänzer, der mir und vielen andern Leuten, die ihn ebenfalls sahen, einen tiefen Eindruck machte. Er verspottete den Boden mit seinen Beinen, so wenig Schwere kannte er und so leicht schritt er dahin. Eine graziöse Musik spielte zu seinem Tanz, und wir alle, die im Theater saßen, dachten darüber nach, was wohl schöner und süßer könne genannt werden, die leichtfertigen lieblichen Töne oder das Spiel von des lieben, schönen Tänzers Beinen. Er hüpfte daher wie ein artiges sprungfertiges, wohlerzogenes Hündchen, welches, indem es übermütig umherspringt, Rührung und Sympathie erweckt. Gleich dem Wiesel im Walde lief er über die Bühne, und wie der ausgelassene Wind tauchte er auf und verschwand er. — Solcherlei Lustigkeit schien keiner von allen denen, die im Theater saßen, je gesehen oder für möglich gehalten zu haben. Der Tanz wirkte wie ein Märchen aus unschuldigen, alten Zeiten, wo die Menschen, mit Kraft und Gesundheit ausgestattet, Kinder waren, die miteinander in königlicher Freiheit spielten. Der Tänzer selber wirkte wie ein Wunderkind aus wunderbaren Sphären. Wie ein Engel flog er durch die Luft, die er mit seiner Schönheit zu versilbern, zu vergolden und zu verherrlichen schien. Es war, als liebe die Luft ihren Liebling, den göttlichen Tänzer. Wenn er aus der Luft niederschwebte, so war es weniger ein Fallen als ein Fliegen, ähnlich wie ein großer Vogel fliegt, der nicht fallen kann, und wenn er den Boden wieder mit seinen leichten Füßen berührte, so setzte er auch sogleich wieder zu neuen kühnen Schritten und Sprüngen an, als sei es ihm unmöglich, je mit Tanzen und Schweben aufzuhören, als wolle, als solle und als müsse er unaufhörlich weitertanzen. Indem er tanzte, machte er den schönsten Eindruck, den ein junger Tänzer zu machen vermag, nämlich den, daß

er glücklich sei im Tanze. Er war selig durch die Ausübung seines Berufes. Hier machte einmal die gewohnte tägliche Arbeit einen Menschen selig — aber es war ja nicht Arbeit, oder aber er bewältigte sie spielend, gleich, als scherze und tändele er mit den Schwierigkeiten, und so, als küsse er die Hindernisse, derart, daß sie ihn lieb gewinnen und ihn wieder küssen mußten. Einem heiteren, über und über in Anmut getauchten Königssohne aus dem goldenen Zeitalter glich er, und alle Sorgen und Bekümmernisse, alle unschönen Gedanken schwanden denen dahin, die ihn anschauten. Ihn anschauen hieß ihn gleich auch schon lieben und verehren und bewundern. Ihn seine Kunst ausüben sehen, hieß für ihn schwärmen. Wer ihn gesehen hatte, träumte und phantasierte noch lang nachher von ihm.

DIE SONATE

Angenehme Wehmut — Schmerz, der den Stolz nicht kränkt. Freude über solcherlei Schmerz. Ein leichter, gefälliger Gram. Selige Erinnerungen. Die Erinnerungen üppig wie eine blühende Wiese. Leises, wehmutreiches Andenken. Jetzt eine Schar von Vorwürfen, die er sich selber macht. Nur die Vorwürfe, die man sich selber macht, sind schöne. Die andern soll man und will man vergessen. Man hat zuletzt niemandem als nur sich selbst Vorwürfe zu machen. O, daß doch alle, alle Menschen nur allein sich selbst und sonst niemandem etwas vorwerfen wollten. Reue? Ja, Reue! Reue ist süß und tönereich. Die Reue ist ein Weltreich, unendlich und unermeßlich an Ausdehnung. Aber die Reue ist etwas Zartes. Kaum vernimmt man sie. Freude über die Reue. Ein edles Herz freut sich über eine edle Empfindung. Dann will ich auch etwas von Hoffnungslosigkeit dabei haben. Engel sind ohne Hoffnung, haben Hoffnung nicht nötig. Hofft ein Engel? Nein. Engel sind über alle, alle Hoffnungen erhaben. Etwas Engelgleiches soll in der Sonate tönen, die ich im Sinne habe. Doch soll auch Hoffnung wieder dazwischen klingen, wie wenn jemand ganz, ganz arm und verlassen ist und dennoch immer, immer wieder hofft, gleichsam wie aus lieber, alter kindlicher Gewohnheit. Jetzt wieder Freude, und zwar Freude über jemandes andern Freude. Reine Kindlichkeit, reines glückliches Mit-

empfinden. Selig sein im Gedanken, daß jemand anders es ist. Ist nicht die Musik selber so? Ist nicht die Musik selber selig, darüber, daß sie Herrlichkeit, Heiterkeit und Seligkeit verbreitet? Dann und so kommt eine unsagbare perlende Verzagtheit. Stilles, süßes Weinen. Auflösung in eine göttlich schöne Schwäche. Ein Weinen über sich selber und über alles was da ist und je da war. Nicht ein Entsetzen, nicht ein Grauen. Die Sonate hier verbietet derlei Heftigkeiten. Sanft wie ein leicht betrübter blauer Himmel will und soll sie tönen. Ihre Farbe ist das matte Edelweiß der Perle, und ihr Ton ist das Entschuldigen. Es gibt keine Schuld, weil es zu viel gibt, es gibt keinen Schmerz, weil er zu groß, zu gewaltig ist für das Verständnis. Weil es zu viel Enttäuschungen gibt, gibt es keine, soll es mit ein — einmal keine geben, keine mehr, keine mehr geben. Ah, dergleichen und ähnliches soll sich in der Sonate, von welcher ich träume, widerspiegeln, und ein junges schönes Mädchen, welches sich mit Leichtigkeit einzubilden vermag, sie sei ein Engel, soll sie spielen. Ein Engel muß die engelgleiche Sonate spielen, und es muß herniedertönen aus dem Himmel des Spieles wie himmlischer Trost, wie himmelreichähnliches Behagen, denn eine reizende Behaglichkeit, eine tiefsinnige Vergnügtheit denke ich dem Werke einzugeben. Schmerz und Freude sind wie Freund und Freundin, die sich umhalsen, umarmen und küssen. Lust und Weh sind wie Bruder und Schwester, die sich geschwisterlich lieben. Das liebliche sonnige Entzücken ist die Braut, und der Kummer, der sich ihr ins Herz schleicht, ist der Bräutigam. Genugtuung und Enttäuschung sind unzertrennlich.

DAS GEBIRGE

Ich mußte mich an die Stille erst gewöhnen, auch an die rauhe Bergluft. Alles atmete Einsamkeit und Reinheit, alles war Ruhe, Stille und Größe. Im Anfang meines Aufenthaltes schneite es noch. Es schneite noch manchmal auf die ausgedehnten Weiden und auf die vielen schönen Tannen herab, aber nach und nach wurde es wärmer. Auch in die Berge kam der süße Knabe Frühling und beglückte das Land mit seinem schönen, glücklichen Lächeln. Die blauen und gelben Blumen sprossen aus der Erde hervor, und der Felsen

bekam ein milderes, weißeres, weicheres Aussehen. Des Nachts hörte ich in all der wundersamen tiefen Stille nur das ruhige leise Plätschern eines Brunnens. Einsam stand im Schwarz der Nacht als noch schwärzerer Fleck das Wirtshaus da. Ein einzelnes Fenster etwa war erleuchtet. Ich las viel. Bei schlechtem Wetter saß ich in der kleinen, heimeligen, reinlichen Stube und beschäftigte mich mit dem Ordnen und Zerlegen von allerlei Gedanken. Ich war ein rechter Müßiggänger. Eine alte ruinenhafte Klosterkirche war in der Nähe. Doch ich schenkte dem Gebäude längst schon keine Aufmerksamkeit mehr. Ich war in der Gegend kein Fremder mehr. Mich lockte es, immer wieder zu den Tannen, diesen Königinnen, zu gehen und bewundernd an ihnen emporzuschauen. Ich staunte immer wieder von Neuem über ihre Zierlichkeit, Pracht und Schönheit, über die Hoheit, deren Abbild sie sind, und über den Edelsinn, den sie verkörpern. Wohin ich schaute, überall waren Tannen, in der Ferne und in der Nähe, unten in der Schlucht und oben auf dem Rücken der Berge. Die Berge wurden immer grüner und schöner, und es war süß für mich, im hellen warmen Sonnenschein über ihre weichen, milden und üppigen Weiden zu gehen, auf denen jetzt die lieben treuen Tiere friedlich und wonnig weideten. Pferde und Kühe standen oder lagen, zu schönen Gruppen vereinigt, unter den prächtigen, langästigen Tannen. Die Blumen dufteten, alles war ein Summen, ein Singen, ein Sinnen und ein Ruhen. Die ganze Bergnatur schien ein glückliches, liebes, fröhliches Kind zu sein, und ich ging jeden Tag, am Vor- oder am Nachmittag, zu diesem Kinde hin und schaute ihm in die glänzend-unschuldigen Augen. Mir war, als werde ich selber dadurch mit jedem Tag schöner. Muß mich nicht die Betrachtung und der sorgfältige Genuß von etwas Edlem und Schönem schön und edel machen? Ich bildete mir solcherlei jedenfalls ein und ging in der Gegend herum wie ein Träumer und Dichter. Die holde Dichterin Natur dichtete immer größere und schönere Gedichte, indem ich so stand oder still davonging, war es mir, als spaziere und lustwandele ich in einem Gedicht, in einem tiefen, sonnenhellen, grünen und goldenen Traum herum, und ich war glücklich. Es war kein Geräusch, das nicht anmutig klang, alles war ein Klingen, ein Tönen, bald ein nahes, bald wieder ein entferntes,

ich konnte nur horchen, es genießen und mit meinem Ohr es trinken. Ein paarmal machte ich weitere Ausflüge, meistens aber blieb ich in inniger sanfter Nähe warm daliegen, bezaubert vom blauen Himmel und gebannt von der himmlisch-schönen, weißen Götterlandschaft, die mich wie mit großen weichen Götterarmen zu sich zog. Alle Begierden, weiter in die lichte Ferne zu wandern, starben an dem Entzücken und am Genuß, die die Nähe mich empfinden ließ mit ihrem beseligenden Tönen. Von allen Weiden tönten die Glocken, die die Tiere am Halse leise schüttelten beim sanften Grasen. Tag und Nacht tönte es und duftete es. Ich habe einen solchen Frieden nie gesehen und ich werde ihn nie wieder so sehen. Eines Tages reiste ich ab. O wie oft, wie oft drehte ich mich beim Weggehen um, damit ich all das Schöne, das ich nun verließ, noch einmal sähe, die heiteren Berge, die lieben roten Dächer zwischen den edlen Tannen, den stolzen Felsen, das ganze reizende Gebirge.

Robert Walser.

DER DEUTSCHE KAISER

DER englische König, exempli causa, ist eine rechtliche Institution der Verfassung Englands, aber wie Institutionen tun, er ist auch eine Gestalt, welche die Persönlichkeiten überdauert, die sich in der Folge der Generationen in ihr gehaben, eine psychische Form ist diese Gestalt, die das jeweilige Psychologische ihrer Inhaber an Wirksamkeit und Dignität übertrifft. Selbst das Genie, das sich ihrer zu bedienen scheint, erhebt sich auf ihrer Grundform.

Während also, um allgemein zu sprechen, das Gesetz der Verfassung das Individuum zu einer Person macht, zum Zaren, zum King, wird es seinerseits wieder übertroffen durch eine plastische Gewalt, welche die Person zur Gestalt macht. Nehmen wir an, daß alle Völker die gleiche Verfassung hätten, ja wir können sogar wirtschaftliche und soziale Verhältnisse als unterscheidende Ursache fortlassen, so wäre noch nicht jene tiefste Quelle geschlossen, aus der der Herrscher der Russen der Russen Vater und Väterchen ist, der King der Gentleman unter den Gentlemen. Nun mag dem König aus dem Staatsrecht sein Dasein als König allein garantiert sein, garantiert ist es ihm nur innerhalb des Gebietes des Ausdrücklichen, während die Fülle seines Daseins nur in der statuarischen Energie jedes Staatenaufbaues sich erhält, welche in der »Gestalt« sich ausprägt.

Die preußische Geschichte hat nicht mit derselben Sicherheit die Figur eines preußischen Königs gegossen, wie die Engländer ihren King über alle Unterschiede hinaus, selbst die des Geschlechtes, ihn bestimmten. Es gelingt uns nicht wie den Engländern, unweigerlich im König zu haben, was wir von ihm erwarten. Wir stellen die Varianten leicht über das Thema, und der so rücksichtslos und einseitig vorgebrochene deutsche Individualismus kennt überhaupt kein

»Thema«, er betrachtet das Einmalige als das Wertvolle, und schon in diesem Sinne das Unerwartete, während aller politischer Aufbau seinen Halt darin findet, das jedem durch sein eigenes Wesen Bekannte zu überhöhen. In dem größeren und vor allem in dem aktivsten Teil Deutschlands gilt als typisch am Individuum das Individuelle, und der Rest lebt heute nur noch von der Negation dazu.

Aus diesem Zustand konnte dem einzelnen Mann, der an der Spitze des Deutschen Reiches steht, kein inspirierender Anhauch werden. Von dem letzten preußischen König, der sein Großvater war, überkam ihm die Haltung des obersten Kriegsherrn, das wurde nun ein wichtiges Inegredienz der kaiserlichen Würde, aber wir werden später sagen, warum kein ausfüllendes. Wilhelm der Erste, durch Kriege und die Reichsbegründung eine historische Größe schon als er den »Charakter-Major« annehmen mußte, überdeckte den Mangel an charakteristischer Ausprägung, den die kaiserliche Würde zeigte. Als sie den jetzigen Kaiser aufnahm, war sie noch durchaus amorph.

Jene »plastische« Funktion des staatlichen Lebens dauert solange, wie der Staat dauert und überdauert ihn, aber die Wege, wie sie ihren Einfluß zu Stande bringt, sind unendlich verschieden, und tragen das Charakteristische ihres Werkes mit sich.

Sie bringen alle eine mehr oder weniger produktive Zumutung an den König, eine Zumutung, welche ihren Druck nur in höchst seltenen Fällen durch formulierte Willensakte zur Geltung bringt, sondern durch bald so, bald so verkleidete Selbstverständlichkeit. Mag sein, daß diese Verkleidung das Agens im Fortschritt des nationalen Schicksals sei, das Schicksal selbst liegt in jener Selbstverständlichkeit.

Und sucht man in Deutschland zu ihr vorzudringen, so scheint sie sich aus der Diskussion über die Haltung herauszuschälen, welche der einzelne in diesem Land zur Person des Kaisers einzunehmen habe. Wie wenig positive, formende Wünsche sind direkt an die Gestalt des deutschen Kaisers laut geworden, aber man führt seine Sache, indem man untereinander die Geste zu ihm kontrolliert, und während die Liberalen den Konservativen ihren »Byzantinismus« vorwerfen, begnügen diese sich, den Liberalen zu sagen, ihre Auffassung vom Kaiser sei ebenso »liberal« wie die vom

König. Man kennt diesen Streit, und wem brächte er noch neues als denen, welche ihn aktiv und berufsmäßig führen? Aber er hat Voraussetzungen, welche im Streit um Aktualitäten wenig beachtet werden, und doch sind diese Voraussetzungen bei aller theoretischen Ferne bindender als man glaubt.

Die »byzantinische« Art wünscht die individuelle Person des Herrschers zu negieren, und daher erscheint diese als das Leben einer wie immer definierten höchsten Macht. Die abstrakte, objektive Maßgabe des Gesetzes als Ganzen tritt nicht mit dem übergang-losen »Sollen« auf, sondern in einem Willen, den man als eine Art Versöhnung auffassen könnte zwischen Vorschrift und Befolgung, als schlüge da der Willen des Gesetzes und das Wollen des Staats-angehörigen und Untertanen im Herrscher zusammen. Jedenfalls ist dieses königliche Dasein das Gesetz in seiner natürlichen Komplexion, ohne jeden Abbruch wie er im bloßen »Sollen« liegt, und das Bedürfnis solcher Komplexion ist historisch so gesichert, so unter allen Umständen gegenwärtig, daß es keines anderen Nachweises für sie bedürfte und ihre theoretische Konstruktion nur dem Nachweis ihrer Teile zu dienen braucht.

Was man nun unter der byzantinischen Haltung des Monarchen versteht, das ist die grundlegende Form der Repräsentation oberster Macht, welche vor allen Dingen Unabhängigkeit von der Exekutive und den Wechselfällen der Machtausübung bedeutet, ohne sie praktisch auszuschließen, denn streng genommen ist der entlegenste Akt der Etikette noch Exekutive. Im Interesse der Darstellung letzter Macht liegt es jedenfalls, die Absorption des Individuums von seiner Stellung zu prästieren, denn die äußerste und lediglich übergeordnete Macht bekäme etwas temporäres, von Erfolg und Mißerfolg abhängiges, anzuerkennendes und bestreitbares, wenn ihr Inhaber seine Haltung aus ihrer Anwendung bezöge. Vielmehr läßt sich die Konstanz und Unangreifbarkeit der höchsten Macht und ihrer Bedeutungen nur durch die Gesten der Unbewegtheit, psychologischer Unerreichbarkeit darstellen, und dem entspricht das Individuum in seinen Formen der Ehrerbietung.

Was nun Unterschiede in der Grundhaltung eines Herrschers macht, ist die Vielfältigkeit der Bedeutungen, die in ihm wohnen. Er kann

ja der Vater sein seines Volkes, und ebenso der Richter, so hat jeder Herrscher die Geste eines fundamentalen »Berufes«, welcher dann eigentümliche, aber nie ihre Herkunft verleugnende Erweiterungen findet, die sich nur an den konkreten Fällen charakterisieren ließen. Jedenfalls vollzieht sich die Einbegreifung aller Staatsangehörigen in die Herrschergestalt durch moralische Angleichung einer bestimmten Art. Jeder Stand, jeder Beruf hat seine Ehre, die immer eine Verteidigungsstellung der persönlichen Integrität an ihrer exponierten Stelle ist, es sind gefärbte Ehren, die dadurch, daß sie aller Möglichkeit sich zu gefährden entzogen werden, zu einem Gipfel der Vornehmheit sich emporführen lassen, sozusagen aus dem Bedürfnis einer vollendeteren Anschauung ihrer selbst, und diese Entstehung spiegelt sich prinzipiell in der Beziehung jedes Herrschers auf einen Beruf wieder. Von da aus bestimmt sich auch die Gestalt in ihren Tugenden, und wir haben andererseits das Paradox, daß der Ursprung der intangiblen Gestalt des Herrschers zugleich seine engste Beziehung zur Exekutive herstellt, das liegt eben im »Beruf«. Die Unnahbarkeit des Herrschers ist um so mehr ausgesetzt, je mehr spezielle Leistungen von der höchsten Stelle ausgehen, und um so mehr bedarf es auch der Sorgfalt, um der Gestalt ihre Breite zu garantieren.

Aber nun geht der Liberale so vor, daß er die Person des Herrschers nur menschlich nimmt, d. h. prinzipiell unerweiterbar, und der Herrscher gilt einfach als Träger einer »schweren Aufgabe«, der »schwersten«, wie man manchmal in einem dunkeln architektonischen Drange zugibt. Die Person des Herrschers dient als eine Art Orientierungsstück in der Verfassung, eine Art geometrischen Ortes für ihre Festsetzungen, und überlebt lediglich ex definitione die verschiedenen Herrscher. Die Tatsache der persönlichen Spitze in allen Staaten ist die alleruninteressanteste für die liberale Auffassung, ihre Verdienste liegen vielmehr in der Präzisierung der rechtlichen Zusammenhänge, nicht in ihrer seelischen Besetzung. Der Herrscher bleibt Privatperson, als die er primär überhaupt immer erscheint, und nur so übt er manchmal eine gewisse besondere Wirkung aus, die Fontane in extremen Fällen liebenswürdig und tiefsinnig beschrieben hat. Man bemerkt bei manchen Liberalen eine außerordentliche Geschiedenheit, ja Jenseitigkeit zur herrschenden Familie, die gar keine Empfindlichkeit des

Staatsbürgers einschließt, sondern diesen Zustand ganz natürlich nimmt, obgleich er gerade auf das Menschliche geht. Nun liegt in der byzantinischen Überhöhung des Individuums ja wieder eine Einheit zwischen Untertanen und Herrscher ausgedrückt, welche der Liberalismus nicht anerkennt, weil er die Überhöhung nicht anerkennt, bei jener Einstellung ist also der »Bruch« viel gründlicher als im konservativen Gefühl — aber sollte die persönliche Eindringlichkeit, welche gerade in größter sozialer Distanz bei den prinzipiell Skeptischen so deutlich auftritt, eine Kompensation sein? Sie ist jedenfalls nicht konservativ, die rein gesellschaftliche, unpsychologische Haltung zur Person des Herrschers ist überhaupt ein Kriterium des echten Konservativismus. Überflüssig an Bismarck und Friedrich Wilhelm IV. zu erinnern. —

Wie setzen sich nun die betrachteten Schemen an den Daten des deutschen Kaisertums durch? Wie wirken diese Voraussetzungen in diesem Fall?

Das Byzantinische, oder, wenn man es frei von historischen Extremen nennen will, das Rituelle, hat natürlich die positiveren Anknüpfungen. Sie liegen vor allem in der obersten Kommandogewalt des Kaisers. Die Unterordnungsverhältnisse, die in sie auslaufen, finden in der einen letzten subjektiven Ausfluß, eine absolute Maßgeblichkeit, und damit ist der Schwerpunkt bezeichnet, von dem aus der Kaiser seine Autorität überhaupt zu stabilieren hätte. Aber ohne Zweifel sind die allseitigen Übertragungen der Machthaltung gerade von dem militärischen »Beruf« aus ungeheuer schwierig, diese Autorität, ihr Sinn, ihr Ausdruck rundet sich widerwillig zu einer universalen Vornehmheit ab, ist darin das gerade Gegenstück zur Gentlemanvornehmheit.

Denn die moralischen Qualitäten der Soldaten sind Aufspeicherungen zu potentiellen Leistungen, also in ihrem Optimum und unter den modernen Friedensverhältnissen reine Dispositionen, während die sekundären Erscheinungen, wie Disziplin, minutiöse Pflichttreue, welche in Erscheinung treten, lediglich den besonderen Kreis eventuell obliegender Pflichten umschreiben, als Kontrolle der Bereitschaft dienen und immer untergeordnet und jedenfalls relativ sind, sich mit der vollen Aktivität und Eingesetztheit des Bürgers nicht vergleichen

lassen. Diese Pflichten fallen ihrerseits gänzlich aus dem Konstruktiven des bürgerlichen Daseins, sie sind destruktiv und in der Durchführung momentan. Nun geht die moralische Erziehung des Priesters zum Beispiel auch auf die moralische Disposition mehr als auf die konsequente, eigennützige Aktion, aber die Schätze der Güte, Milde, Liebe sollen eben jedem vorkommenden Fall der Bedürftigkeit oder auch nur des Mangels an ähnlicher Gesinnung beim anderen dienen, sie sind gerade besonders leicht umsetzbare Energie, während die Temperierung des Soldaten letzten Endes gar nicht übergreifen kann, weil sie auf negative Gewalt geht, die ihn um jede menschliche Verbindung bringt, und nur in den Mitteln ihrer Durchführung, also mit der gewissen Schwächung ihres absoluten Gehalts, werden Tugenden entwickelt: Tapferkeit, Gerechtigkeit.

Daraus schon folgt, daß der Zugang zu der militärischen Gestalt für die Untertanen besonders schwierig ist. Denn in der hier typischen Geste des Gehorsams liegt ja nicht einmal das Opfer des ganzen Ichs, das Ich tritt vielmehr mit der Fiktion auf, auf eine bestimmte Leistung gänzlich reduziert zu sein. Der absolute militärische Gehorsam auf allen Gebieten, wie unter Friedrich Wilhelm I., hat sich ja selbstverständlich nicht gehalten, nichtsdestoweniger ist es der gemäßigtere Begriff der Disziplin, in dem sich die Devotion, die Abhängigkeit von der höchsten Person äußert: er bestimmt die Geste, in der die Autorität anerkannt wird, — wie der Engländer zu seinem König spezifisch höflich ist.

Indem die kaiserliche Gestalt sich im Soldatischen fixiert, von der Tradition des preußischen Königs immer wieder regeneriert, erhält nun ihre Erweiterung zur »vollkommenen Vornehmheit« notwendig etwas provisorisches, das man in jeder »Abrundung des Berufes« durch das Medium der »Vornehmheit« des Herrschers vermuten könnte, aber hier ist es evident und schwer zur Ruhe zu bringen.

Vor allem, daß der Beruf des Soldaten, soweit als er Beruf ist, überhaupt nicht moralisch ist, nach dem tapfern Worte Moltkes. Absolute Entsetzungen, wie »Vernichtung«, um es indifferent zu sagen, erfordern absolute Mittel. Es liegt in der soldatischen Ehre daher eine gewisse Unvergleichlichkeit mit anderen Ehren, die notwendig festgehalten wird, denn jede andere Ehre betont ja gerade den

Entschluß jedes Berufes, die Gemeinsamkeit der moralischen Grundsätze mit anderen Berufen aufrecht zu erhalten; nur der Soldat macht davon die Ausnahme, weil seine wesentliche Leistung überhaupt nicht mit der Arbeit anderer koexistieren kann. Man bemerkt die Ungefügigkeit der Begriffe, die die Tatsache unterbauen sollen, daß die militärische Autorität, ihre Geste, die Achse der kaiserlichen Gewalt in Deutschland tatsächlich ist.

Andererseits zersprengt sie nicht unser Schema, sondern stellt einen extremen Fall zu ihm auf, den die intuitive Kraft einer nationalen Gesinnung immer noch zum natürlichsten von der Welt machen könnte. Aber die Sonderbarkeit des vorliegenden Falles wächst nur durch den Umstand, daß die militärische Autorität, so sehr sie auf Autorität aufgebaut ist, in ihrer höchsten Ausprägung am wenigsten zu jener »königlichen« Umwandlung des Individuums, zu seiner Erweiterung in die »Gestalt« geeignet ist. Das Militärische eignet sich vortrefflich zur Aufrichtung von Autorität, aber eben darum nicht zur Aufrichtung ihrer konstanten, letzten Sammlung im Monarchen. Eben wurde das Provisorische in der Totalverfassung einer höchsten Person besprochen, die das Militärische zum Kern hat; in anderer Weise gilt das Charakteristikum des Provisorischen für diesen Kern selbst.

Der Kaiser stellt ja nicht nur die Quelle der exekutiven militärischen Macht dar; er ist vielmehr der oberste Leiter selbst. Hier schiebt sich, und das ist bezeichnend, kein Reichskanzler vor. Aus der höchsten Sphäre, nämlich der rituellen, unpersönlichen Verehrung, ist er damit schon ausgeschlossen, weil sein Dasein in hervorragendem Maße von Erfolg und Mißerfolg abhängig ist. Alle stabileren, unpersönlicheren, unanwendbaren, bildhaften Qualitäten, die ihm zufließen als dem Landesherrn, dem Bischof, dem Richter, können die Tatsache nicht unwirksam machen, daß die oberste Feldherrnstellung auf das Individuum in ihr hinlenkt, auf seine praktische Eignung, und daß das Privileg einer Familie auf diese Stellung ganz zufällig scheint, während das monarchische Privileg an sich von Zufälligkeit am weitesten entfernt ist. Nur unter einer Bedingung ließe sich vorstellen, daß die höchste Macht im Staate durch einen Soldaten sich echt darstellt, wenn nämlich dieser Staat selbst sich als ein Provisorium ansehen müßte, sein

bleibender Sinn überhaupt selbst in Frage stünde und damit die tiefste Quelle des Herrschertums, — und das könnte immer nur durch Krieg eintreten, im Momente dringender Notwehr. Sie wird dann eben sein »Letztes und Höchstes«. Die Tatsache, daß Preußen unter einer so anormalen Bedingung groß geworden ist, hängt ihm noch nach, es bewahrt seine Geschichte in der konditionellen Autorität seines Soldatenherrschers bis in diese Gegenwart. Aber nun stellt das Kaiserreich seinem ganzen Auftreten nach doch das endgültige Ende jenes »Provisoriums« dar, dessen tapfere, nüchterne und wenig übersinnliche Durchhaltung Preußens besondere Leistung war, an der die Staaten, welche nun einen Kaiser haben, nur im letzten Moment teilgenommen haben, und ausdrücklich ohne die Bedeutung ihres staatlichen Daseins Preußens anzugleichen, womit ihre Mitarbeit an der Ausbildung des Kaisertums von vornherein etwas indirektes bekommen hat. Direkt kann sie nun bei der gegenwärtigen Reichsverfassung auch nur dem Kaiser als Heereskaiser zukommen, und darin liegt gerade eine Verschärfung des Preußentums: der deutsche Kaiser ist mehr Heereskaiser als der preußische König früher Heereskönig war. Der Rest ist in der Hauptsache nur eine repräsentative Anerkennung durch die Bundesstaaten, die weitere Ausbildung der Kaiserlichen Gestalt dürfte er wesentlich nur aus Preußen erwarten, aber der preußische Konservativismus hält sie ängstlich an der Stelle fest, die an sich am allerexponiertesten, am unfügsamsten für eine Entwicklung ist. Jedoch einen starren Konservativismus gibt es unmöglich, einen akademischen höchstens, und den dauernd so wenig, wie es eine begrenzte künstlerische Initiative gibt. Nur die Theorie vermag ihr eigenes Leben zu unterbinden, sie hat Grenzen — und somit wenden wir uns zum »Liberalismus«.

Wir sind es schuldig geblieben, darzulegen, wie die Tatsache, daß es zum Aufbau einer höchsten, dauernden Würde in einer Nation komme, beim Individuum sich ansehe, aber die Objektivität der ganzen Verbindung zwischen Nation und Herrscher machte einen solchen Exkurs überflüssig. Der Konservativismus bestimmt den Wert des Menschen überhaupt an gewissen Eigenschaften, die man extrem nennen möchte, sehr tiefliegenden Qualitäten, die über die Kräfte des einzelnen zu gehen scheinen, und aus der Gesamtheit

erst hervortreten. Hingegen nun der Liberalismus stellt den Einheitspunkt aller menschlichen Äußerungen überhaupt, den Menschen, über jede seiner Leistungen, und er erwartet von ihm alles, indem er nichts von ihm erwartet. Während also der Konservativismus den Menschen von Natur mit der Schutzschicht einer gewissen Bestimmung eintreten läßt, gibt ihn der Liberalismus als eine Kraft preis, die durch die Reibung mit einer vielfältigen, unendlichen Umwelt erst zu einer Bestimmung kommt. Dort der tragende Mensch also — und hier der geschäftige, beide in einem Gebilde auftretend, ja beide ein Mensch, und der Unterschied ist eine Akzentfrage. Er scheint in diesem Lande dennoch eine Entscheidung zu verlangen, denn er hat Gesinnungen hervorgebracht, politische Gesinnungen, die sich bei uns stoßen, während sich die Begriffe, aus denen sie hervorgehen, nicht notwendig kreuzen, suchen es erst in der Konsequenz auf einem Gebiet, wo sie vielleicht nicht maßgebend sein dürften: eben auf dem politischen. Sie mögen vielleicht schuld sein, daß unsere Politik eine sonderbare Uneigentlichkeit hat.

Der liberale Mensch ist bei uns immer der »freie Mensch« gewesen und damit zugleich der Abgeschlossene, das liberale Interesse geht also auf das Individuum, und von dem Individuum geht es aus.

Diese Richtung des Interesses aus der Einzelheit des Menschen ist überhaupt fundamental, unvermeidlich, aber wir sind die absolutesten Individualisten!

Und während wir in der Schätzung des Individuums die ungeheuersten Schwankungen durchgemacht haben im »Warum«, ist sicherlich die Schätzung der Besonderheit, individueller Merklichkeit bei uns durchaus konstant geblieben. Wir schätzen den Menschen also unsozial, seine stärksten Wirkungen auf die Gesamtheit ändern nichts daran, und auf dieser Linie bewegt sich unser ganzes liberalistisches Denken auch in diesem Moment, in dem die Energie der Nation seine schärfste Spiegelung im wirtschaftlichen Menschen findet.

Wir vermögen diesen Punkt nicht sogleich zu verlassen. Der Werther-Mensch schuf der deutschen Idee vom Menschen wieder seinen Platz in Europa, er war die Proklamation des Menschen seiner eigenen Gefühle, welcher nur durch sympathetisches Verstehen in seiner Einzelheit zu erreichen war, der »Mensch in sich«, der

Wesensmensch. Der so geneigte Mensch lebte schon in der empfindlichsten Verbindung zur Welt, der alte Goethe suchte noch dieser Empfindlichkeit ihre Verstehbarkeit zu erhalten durch objektive ästhetische Maßstäbe, aber schon unter ihm romantisierte sich das Ich vollkommen, das Wesen wurde aus dem Original Kuriosität, es wurde ganz wirkungslos, beziehungslos, ein zum Nichts degradiertes X. Das Ich entwertete sich vollkommen, radikal, bis in die Tiefen der Nation, aus denen er ohne Zweifel emporstieg: es entstand ein entschiedener Glauben an die Unglaubhaftigkeit eines absoluten persönlichen Wertes. Nach der allgemeinen Ansicht des heutigen Tages ist das Ich nun unterhalb der Schwelle sozialer Erfaßbarkeit — das Fremdwort ist so gut: Palpabilität, d. h. es hat in dem Maße, als seine Eigentümlichkeit Maßgabe seines Wertes sein sollte, sich der Vergleichbarkeit entzogen. Etwas anderes drückt sich im Verfall unserer Kultur seit vierzig Jahren nicht aus, als die Skepsis und Unlust, welche dieser Entdeckung folgte. Ohne Zweifel haben andere Völker Europas einen solchen Prozeß ebenfalls durchgemacht, auch sie haben sich subjektiviert, aber sie haben auch einer vollkommenen gegenseitigen Entziehung wie bei uns zu steuern gewußt, durch gewisse objektive und haltbare Maßstäbe, die für die Gegenseitigkeit des persönlichen Verkehrs gelten, auf dem Gebiet der Manier, des Taktes, der Reserve, — jener englischen Soziabilität, auf welcher die Begriffe englischen staatlichen Lebens aufgebaut sind. In unseren amerikanisierten Städten fehlt nur eines: die Erfreulichkeit, daß es überhaupt Menschen gibt, der allgemeine und durchgeführte Entschluß, ihn mit einem gewissen, vielleicht nicht hohen, aber konstanten Wert über Null anzusetzen. Der einzelne Mensch »an sich« ist uns der diskreditierte Mensch »in sich«, wir haben den Wesensindividualismus auf ein Minimum der Bewertung hinabgedrückt, das nur einem theoretisch hochbegabten Volke möglich ist, aber darum haben wir auch nicht die Freude an großen Zahlen, wie der Amerikaner, der sie liebt, weil er mit ihnen den Grundwert jedes Amerikaners multipliziert, während unser Jargon sich in »Zuständen«, »Verhältnissen«, »Konjunkturen« bewegt, worin der Mensch ein mathematisch-punktförmiges Etwas ist, von dem kein eigenes Leben ausgeht.

Der deutsche Liberalismus hat aber doch mit dieser Reaktion nicht

seine Grundrichtung geändert, und ist von dem Maßstab der Besonderheit, Eigentümlichkeit, ja der Unvergleichlichkeit nicht abgegangen. Er ist damit unpolitisch geblieben, wie er früher war, die romantisch verstandene Individualität kommunizierte ja nur durch Sympathie, durch Dualität, aber nicht durch ein drittes, ein gemeinsames Objekt, — der gegenwärtige, nicht minder in seiner neuen Richtung fortgeschrittene Liberalismus schätzt ein ebenso disparates Geschöpf. Die gegenwärtige Regierung plant nach ihren eigenen Worten »die Politik so langweilig als möglich zu machen, damit wir unüberwindlich reich werden«, das beweist schon ausreichend, daß der Erfolg der Nation von der Erwerbstätigkeit des einzelnen zu erwarten ist, möglichst ohne irgendwelche Reibungen mit den Angelegenheiten der Gesamtheit. Im Prinzip wendet sich diese Politik wieder an den berühmten deutschen »Träumer«, an einen Träumer, der Geld verdient. Aber es ist doch wichtig, diesen neuen »Einzelnen« anzuschauen, denn die objektivierende Kraft der Geschichte läßt keines ihrer Felder leer, so schlau sich auch menschliche Klugheit und Vorsicht ihrem verhängnisschweren Griff entziehen möchten.

Dieser neue »Einzelne« ist wertvoll, insofern es ein hervorragendes, durch die Kombination seiner Wirkungen unvergleichliches Energiezentrum ist, natürlich bleibt, da die Kräfte des bloßen Gefühls und Gedankens echolos und schattenlos geworden sind, in dieser Nation nur der reine Wille übrig, der sich in seinen Taten zu qualifizieren hat und dies um so mehr tut, als er von seinen Taten ungeprägt bleibt und in der Initiative lebt. Das Unternehmen steht ihm also über dem Geschäft, das Individuum vermeidet die Rückwirkung seines Berufes auf sich, es gibt keinen Beruf, sondern nur einen allgegenwärtigen Maßstab des Erfolgs: das Geld. Dieser Willenmensch, der die Welt in Energiezentren zerlegt, deren Leistungseinheit in Geld gezahlt wird, ist ebenso einzeln wie der Wesensmensch, den er überrannt hat, ebenso in seiner Einzelheit vereinzelt, leer: der dynamische Mensch, dessen konstante Qualitäten nur der Isolation gegen andere dienen, also Spontaneität, Initiative, Bemerklichkeit heißen und wir sind vielleicht schon verstanden.

Jeder Herrscher stellt ein »Wesen« dar, die Bedingungen sind durch die Entwicklung des deutschen Subjektivismus heute durchaus

gehemmt. Das Individuum besitzt als solches bei uns nicht Achtung, die Ehrfurcht vor seiner repräsentablen Steigerung hat also keinen Boden. Sie wird ihm kurzgesagt weder im Untereinander der Nation zugetraut, aus angegebenen, unglaublich radikalen Gründen, noch vollends im Übereinander begriffen. Aber so lange es Politik gibt, wird die Vorstellung der Nation vom Wert des Menschen im Herrscher Wesen haben, die Notwendigkeit wird in diesem echt deutschen Dilemma zur Unerbittlichkeit: die vom Wesen entfernte, verschnittene Willensindividualität, die die Einheit des Menschen verkennt, wird eben Wesen, seelischer Typus, indem sie von der Unzerstörbarkeit des Menschen so deutlich zeugt wie von seiner Entstellbarkeit, und richtet sich nun im Träger gegen alle Bedingungen wesentlichen Daseins, tritt auf als Impulsivität, Beweglichkeit, Initiative, Partei, demonstriert sich durch die sekundären Bedingungen, um es anders zu wenden, durch die ein Charakter sich ausdrückt, aber die niemals Charakter sind. Nur der Charakter selbst, diese tiefere Tiefe der Psyche, besitzt das statische Gleichgewicht, welches der Nation wenige, umfassende Züge heute und immer entgegenhalten kann.

Aber ist nicht dieses Dilemma, in zufälligerer Form, schon in den Tendenzen des preußisch-deutschen Konservativismus beobachtet worden? Die Unfähigkeit, den Herrscher zu einer ganz rituellen Haltung zu stützen, seine Fesselung im Imperatorischen, drückt sich da nicht die Schwäche des deutschen Individualismus aus? Jedenfalls beweist die militärische Attitude des Herrschers die Insuffizienz der konservativen, anschaulichen Kräfte, die Frage nach dem Wert des Menschen an sich ist in sich zu berechtigt, als daß sie sich ganz umgehen ließe, die Schwankungen und Voraussetzungen der Antwort sind fundamentaler Besitz der nationalen Kultur, diese Insuffizienz ist der liberale, ichtheoretische Anteil am Konservativismus und macht ihn erst echt deutsch.

Aber umgekehrt, der wesenlose, formale Sinn unseres Individualismus ließe sich gar nicht an der Kaiserlichen Gestalt realisieren, wenn er nicht seinerseits erst Bildsamkeit aus der Imperatorischen Haltung des Kaisers bekäme. Der Kaiser ist spontan, stellt die eindringliche Anpassung über das eigenwillige Schaffen, betont nicht die intime Kontinuität, sondern das immer wieder neue Einsetzen, und

sah in jüngeren Jahren in jedem Könnenden einen Konkurrenten, wie er jeden zu gewinnen sucht und bereit ist, auf der Stelle fallen zu lassen. Das sind Instinkte des modernen handelnden Menschen, aber da es sich beim Kaiser um das Gegenobjekt, das Geld, am allerwenigsten handelt, wären diese Qualitäten, die in sich gar keinen Ausdruck haben, gar nicht wirkungsfähig gewesen, wenn sie nicht in einem engeren Rahmen schon königlich durchlebt worden wären, und das ist eben bei uns das Militärische. Unser Liberalismus und unser Militarismus ergänzen sich aufs Natürlichste, dem aktivistischen Radikalismus läßt sich nur durch die militärische Geste eine Haltung geben. Alle kaiserlichen Reden sind Initiativreden, aber in Befehlsform: die Haltung des Befehls, differenziert durch ein bedeutendes stilistisches Talent, bildet den Übergang vom militärischen zum individuellen Kaiser. Die »Konservativen«, welche den persönlichen König nicht ganz aufgeben könnten, sehen ihn nur konsequent fortgeführt in einem Herrscher, welcher seine Überlegenheit über das bloße Individuum nur mit einer Geste dartun kann, welches eben Individualität, Forcierung der Einzelheit und Trennung auf gleicher Höhe, aber nicht zur Höhe ausdrückt. Sie enragieren sich für das Militärische daran, von dem persönlichen, so wenig Ludwig XIV. ähnlichen habitus sind sie betroffen, sie halten es für zufällig, während es nur die Erweiterung ihrer eigenen Idee ist, deren spezifische Inkarnation sie hypnotisiert. Das Individuelle, die menschliche Unverkennbarkeit des Höchsten als repräsentative Attitude, ist ein logisches Produkt unseres deutschen Geistes, und nur ihm möglich. Aber während es bei den Konservativen naheliegt, daß sie die persönliche Note des Kaisers für eine bloße Fortsetzung seiner militärischen Rolle halten, ist es wahrhaft tragikomisch, daß die Liberalen über diesen durchaus menschlichen Kaiser erstaunen, welcher doch mehr ihr Kaiser ist, als der Kaiser der preußischen Konservativen.

Wir werden also immer individuelle, unverkennbare Töne des Willens an dieser Stelle hören, alle vom Militärischen her stilisiert, alle auf kürzestem Wege an die Bereitwilligkeit der Natur sich wendend, und man wird diese Kaiserlichkeit verstehen, weil es die ist, die jeder versteht, zu verstehen imstande ist. Man könnte sich trösten, und sagen, daß wir Deutsche von Politik nichts verstehen, zu jenen

Spannungen also, die zwischen Persönlichem und Unpersönlichem entstehen und den Staat gliedern, fast unfähig sind, und daß dieses unpolitische, unstaatliche Kaisertum, das wir zwar verstehen, aber auf Grund einer Unsicherheit, die der Deutsche in politicis mit Recht immer empfinden wird, nicht zu billigen wagen, daß dieses Kaisertum das Maximum einer positiven Beziehung zur Politik ist, und sogar merkwürdig schnell sich so herausgestellt hat. Denn sicher repräsentiert es uns, aber mit allseitiger Hilfe so, daß es niemals zu jener Stabilität kommen kann, welche es den unmenschlichen, und dennoch von Menschlichkeit so durchaus füllbaren Formen des Staates geben müßte.

Nun mag unsere deutsche Auffassung vom »Kaiser«, an den strengen Rechten der Politik gemessen, zu eng sein, zu beschränkt, sie ist aber auch wieder zu weit für sie. Sie übertrifft den Zwang des Staates zugunsten eines sublimeren Zustandes, der freilich fern genug ist. Das militärische der Kaiserlichen Gestalt ist unter dem Niveau großen politischen Zusammenhangs, aber das Individualistische, wenn es auch die individuellsten Formen annimmt, ist jenseits der Notdurft der Berufe, und konstituiert eine wichtigere Entscheidung über die Bestimmung menschlicher Gemeinschaft. Tatsächlich nämlich den Glauben an ihre Genialität.

Wir haben nicht ein Wort von der Person des gegenwärtig regierenden Kaisers gesprochen, wir hätten uns damit Unrecht gegeben, denn was unter konservativen Kräften verstanden wurde, muß das Individuum immer und unter allen Umständen über sich hinaustreiben zur Paradoxie des typischen Individuums. Nun ist die Person des gegenwärtigen Kaisers in der Tat vollkommen unbekannt, und sein Nachfolger, welcher auch eine Individualität sein wird, wird ebenso unbekannt bleiben.

Wirklich ist für das moderne Europa der Höhepunkt seines Wissens um den Menschen schon lange überschritten, der Mensch taucht wieder in die Dunkelheit zurück, aus der ihn die Antike einmal hervorholte, und auf ihre Weisen die Renaissance und das christliche Mittelalter. Deutschland hat in diesen drei Jahrhunderten der Moderne ungeheuere Ergebnisse über den Menschen gehabt, es gibt nun das Beispiel eines fast bewußten, tiefen Ausruhens vom

Menschen, die Unkenntlichkeit der höchsten Stelle findet sich wieder in der lethargischen Haltung der sozialisierten Massen, welche am Mensch gründlichst vorbeizugehen gewillt sind und damit die Kosten seiner ungeheueren Hervortreibung bezahlen. Hier versagen, aus einer Ökonomie der Nerven und durch die Unergiebigkeit einer vom alten Ruhm lebenden egozentrischen Bildung, alle intuitiven, den Menschen selbst anschauenden Kräfte. Die Politik, wenn wir nicht ganz Unrecht haben, muß in diesem Land heute leer ausgehen in allen ihren wesentlichen Teilen, und nur die, welche noch die toten Formen der großen kulturellen Erfolge hundert Jahre zurück besitzen, und die disziplinarisch Geaichten haben die Selbsttäuschung oder den Mut, ganze Politik zu machen.

Aber jene doppelte Unkenntlichkeit des Menschen ist vielleicht ein besseres Symptom, daß uns der absolute Mensch nicht mehr lange nachhängen wird, ein besseres Symptom als aller Reichtum, welcher der Trost einer wesenlosen Politik geworden ist.

R. Gournai.

DER BOURGEOIS

I

UNTER den mannigfaltigen Zeichen, die uns das Absterben der Lebensordnung anzeigen, unter deren Kraft und Richtung wir noch leben, sehe ich keines, das überzeugender wäre als die tiefe Entfremdung, die heute die, in ihrer besonderen Ordnung besten Köpfe und stärkstenHerzen angesichts dieser Lebensordnung erfüllt. Die Geschichte dieser Entfremdung ist noch gar jung. Ich finde die neue Haltung, die ich hier im Auge habe, zuerst — wie es zu erwarten ist — bei Gelehrten und Dichtern, — der Weltmensch mag »Träumer« sagen — etwa bei Gobineau, Nietzsche, J. Burkhard, Stefan George. So verschieden die Genannten in allem sind, was für Menschen wesentlich ist — darin empfanden und dachten sie gleichartig: daß die Gesamtheit der Kräfte, die das Charakteristische des Ganzen unserer gegenwärtigen Lebensordnung aufgebaut haben, nur auf einer tiefen Perversion aller geistigen Wesenskräfte, auf einem wahnbedingten Umsturz aller sinnvollen Ordnung der Werte beruhen könne — nicht also auf geistigen Kräften, die, der normalen »Natur des Menschen« angehörig, nur die in der uns bekannten Geschichte üblichen Veränderungsbreiten ihrer Auswirkung gefunden hätten. Könnten Leute, die heute noch bewußt oder unbewußt »mitmarschieren« und die ihr Entfremdungsgefühl noch nicht zum Standort einer Betrachtung aus der geistigen und historischen Vogelperspektive emporgeworfen hat, angesichts der oben Genannten bemerken, daß es stets und überall Außenseiter gegeben habe, die, sei es kämpfend gegen die Kultur ihrer Tage, sei es gleichgültig und souverän vor ihr standen (wie Fichte gegen das Zeitalter der »vollendeten Sündhaftigkeit«, der Aufklärung wie Goethe vor den Befreiungskriegen), so sollten diese

ein Doppeltes bedenken: Jene »Entfremdung« gegen das »Narrenschiff der Zeit« — schon Bismarck liebte das hübsche Wort — erfaßt stärker und stärker auch die eigentlichsten Kinder der Zeit selbst, erfaßt auch nicht mehr bloß »Dichter und Denker«, sondern z. B. auch den Großkaufmann W. Rathenau, und den mit den lebendigen Kräften unseres Wirtschaftslebens am innigsten durchdrungenen und vertrauten Nationalökonomen Werner Sombart. Mit Gerede wie »Träumer«, »weltferne Romantiker« usw., mit denen — paradoxerweise — gerade unsere weltfernsten Schreibtischgelehrten die neue Haltung abzutun pflegen, ist hier wirklich nichts zu machen. Dazu ist es nicht etwa die besondere historisch-tradierte Gesinnung einer bestimmten politischen, kirchlichen oder Kulturpartei oder die Veilletät eines bestimmten literarischen Kreises, was zu den neuen Problemstellungen über Wesen und Herkunft des »Geistes« geführt hat, der unsere Lebensordnung trägt. Die Entfremdung geht darum auch nicht auf diese oder jene einzelne Seite oder Erscheinungsgruppe unserer Lebensordnung, sondern auf deren Totalität und sie muß dies, da sie in letzter Linie gegen den Typus Mensch selbst gerichtet ist, der die Existenz und Fortdauer dieser Lebensordnung letztlich verbürgt. Diese Merkmale aber finde ich bei keiner der Bewegungen zusammengefaßt, die man in den letzten Jahrhunderten als solche der »Restauration« oder der »Romantik« bezeichnet hat. Ich finde sie nicht einmal bei Rousseau oder Tolstoj, die wohl als die radikalsten Kulturrevolutionäre ihrer Epochen und Völker gelten können. Beide predigen im Grunde nur Moral gegen den zivilisierten Menschen an sich und seine typischen Fehler, Laster, Einseitigkeiten. Sie besitzen nicht das historische Bewußtsein eines bestimmten, engumschriebenen Typus, der zu Enstehung und Aufbau der kapitalistischen Lebensordnung geführt hat und sie immerfort trägt. Sie suchen sich auch nicht diesen Typus zu erklären, sondern tadeln und moralisieren. Es ist nicht der eigentümliche, machtvolle Eindruck, mit dem Sombart sein Buch über den Bourgeois beginnt, der sie leitet: »Der vorkapitalistische Mensch: das ist der natürliche Mensch. Der Mensch, wie ihn Gott geschaffen hat. Der Mensch, der noch nicht auf dem Kopfe balanziert und mit den Händen läuft (wie es der Wirtschaftsmensch unserer Tage tut), sondern mit beiden Beinen fest auf dem

Boden steht und auf ihnen durch die Welt schreitet.« Auch die deutsche Romantik war in allen ihren Vertretern eine bloß geistige Kulturpartei, die oberhalb, ja bewußt jenseits der »Lebenswirklichkeit«, die sie sich hinter bunten Kirchenfenstern selbst verbarg, bei Nacht, Mond und in stiller Liebe und Freundschaft ihren Reigen wob. Sie kam kaum zum Leiden an der Wirklichkeit, da sie sie floh und da ihr das Ethos, sie neubilden und formen zu wollen, fehlte. Jenen neueren »Entfremdeten« fehlt dieser Zug und damit auch jenes sentimentale romantische »Zurück« — sei es in die Natur, sei es nach Hellas oder in das Mittelalter. Sie wissen, daß es ein »Zurück« nicht gibt, sondern nur ein Vorwärts in ein ganz Neues, Unbekanntes oder in Tod und Verderben. Auch der Gegenstand der Entfremdung hat sich mächtig geweitet. Die Entfremdung der Romantik z. B. betraf im Grunde nur den Menschen und die Kultur der Aufklärung. Nun aber hat die Anschauung und das Miterleben des zur vollen Reife gekommenen Hochkapitalismus das Auge auch für die primitivsten Anfänge und die ersten Spuren des Geistes und der Gesinnung geschärft, deren sechs Jahrhunderte lange Evolution in dem »auf den Händen laufenden Menschen« kulminierte. Wir suchen die ersten Fußspuren des Bürgers schon im 13. Jahrhundert, das auf allen Gebieten der Geschichtswissenschaft immer mehr als die große Wende der Zeiten erscheint, in der ein neuer »Mensch« sich durchsetzt, der unabhängig von seiner nationalen, religiös kirchlichen, politischen Spezifikation auch in die ältesten Institutionen, z. B. die katholische Kirche seinen neuen Geist ergießt.

Die neue Entfremdung, ein ganz undiskutierbares und unmittelbares Erlebnis, ist zweifellos auch der seelische Ausgangspunkt für das Problem von Wesen und Ursprung des »kapitalistischen Geistes«, das seit einer Reihe von Jahren — den Anstoß dürfte W. Sombarts »Der moderne Kapitalismus« (1902) gegeben haben — einige unserer besten Köpfe, ich nenne Max Weber, Ernst Troeltsch, Salz in Atem hält. Hier sei nur von Sombarts neuem Buche die Rede, »Der Bourgeois«, in dem er den Versuch macht, an Stelle der einzelnen Kausalketten, die er in seinen vorher erschienenen Arbeiten »Luxus und Kapitalismus«, »Heerwesen und Kapitalismus«, zwecks Verständnis der kapitalistischen Lebensordnung verfolgte, eine Be-

schreibung dieses »Geistes« zu geben und ein Gesamtgefüge der zu ihm führenden Kausalreihen zu entwickeln, in dem die früher bei ihm so stark vermißte Frage nach der Art und dem Maße der Abhängigkeit und Unabhängigkeit der Variabilität der einzelnen Reihen eine bestimmte Antwort erhält.

Sombarts wundervoll aufgebautes Werk zerfällt in zwei Hauptteile, dessen erster der Beschreibung des Wesens und der Entwickelung des kapitalistischen Geistes, dessen zweiter der tieferen und schwierigeren Frage nach seinen Quellen und Ursachen gewidmet ist. Im ersten Teile scheidet er mit Fug und Recht zwei Hauptkomponenten dieses »Geistes«: den (positiven) »Unternehmungsgeist«, der das nach Macht, Herrschaft, Eroberung, Organisation vieler Willen unter einen kühnen, energischen, auf Formung großer Massen abzielenden rationalen Zweck gierige Element darstellt und den (negativen) »Bürgergeist«, der im Gegensatz zum seigneuralen Geist ein neues System von Tugenden und Wertschätzungen entwickelt, ja bestimmte Weltbilder und metaphysisch-religiöse Systeme. Er verfolgt die nationalen Entfaltungsformen dieser beiden Elemente des kapitalistischen Geistes und beschließt den ersten Teil mit einer überaus merkwürdigen Analyse des Bourgeois von »einst« und »jetzt«. Im zweiten Teil, betitelt, »Quellen des kapitalistischen Geistes« sucht er seine »biologischen Grundlagen«, ein Kapitel, in dem der kapitalistische Geist als der umfassende Ausdruck eines bestimmten Typus Mensch erscheint, an dessen Konstitution die verschiedenen westeuropäischen Völker von Anfang an in verschiedenem Maße anteilnehmen; es folgen als weitere »Quellen« »die sittlich-religiösen Mächte« des Katholizismus, Protestantismus und Judaismus, die »sozialen Umstände«, die Wirksamkeit des modernen Staates, die Wanderungen, die Gold- und Silberfunde, die Technik, die vorkapitalistischen Berufe, die bereits fertigen kapitalistischen Lebens- und Wirtschaftsformen selbst. Nach dem gewaltigen Aufbau von Stoffmassen, mit denen Sombart spielend operiert, nach dem Versuch, den Kapitalismus aus den tiefsten und ältesten Wurzeln der europäischen Geschichte zu begreifen, nach der furchtbaren Anklage gegen unsere Lebensformen, die — mit oder ohne Wille des Verfassers — die 462 Seiten umfassende Darstellung geworden ist, trotz des kühlen, nüchternen Tons in zehnter Potenz furcht-

barer als alle Anklagen und alles Wutgebrüll der herrschenden sozialistischen Parteien Europas und ihrer Theoretiker zusammengenommen, wirkt der 1½ Seiten betragende »Ausblick auf die Zukunft«, der uns wie durch eine ganz feine Ritze eine Aussicht auf die langsame Verzappelung des Riesen »Kapitalismus« bringen soll, fast wie ein ironischer Scherz. Sombart durfte nichts hierüber sagen — oder viel mehr. Wie es jetzt dasteht, wirken die drei Ursachen, die er als Todeskeime des Kapitalismus ansieht — Verflachung im Rentnertum, Verbureaukratisierung der Unternehmungen, Sinken des Geburtenüberschusses — im Verhältnis zu den vorher geschilderten Kräften, die sein Wachstum und seine blühende Gesundheit hervorbrachten, ein wenig gar zu disproportioniert: So, wie wenn man von der Mücke auf der Nase eines Riesen dessen Tod erwartet!

Wichtiger als die Frage, ob Sombart die Natur und die Ursachen des kapitalistischen Geistes richtig erkannte, wird — dies lehren schon ältere Kritiken der neuen Problemstellung, die Sombart mit M. Weber, Tröltsch und dem Verfasser teilt — auch diesmal wieder die Frage sein, ob es so etwas wie einen »kapitalistischen Geist« als erste Ursache der kapitalistischen Ordnung überhaupt gibt. Sowohl die Vertreter der ökonomischen Geschichtsauffassung als — merkwürdigerweise — viele unserer tüchtigsten Historiker pflegen dies zu leugnen. Jene sagen, es gäbe zwar einen »kapitalistischen Geist«, — aber dieser sei eine bloße Folgeerscheinung der kapitalistischen, ökonomischen Organisationsformen und der technischen Produktionsformen, die sich mit sachhafter Notwendigkeit aus den älteren entwickelt hätten. Diese aber meinen, die typischen Motivationen des Wirtschaftsmenschen seien in der Geschichte im Grunde immer dieselben gewesen, es hätte z. B. stets Streben nach Reichtum über den standesgemäßen Unterhalt hinaus gegeben, stets Erwerbs- und Arbeitstrieb über die Bedürfnisdeckung einer noch begrenzten Gemeinschaft hinaus etc. und es gäbe hier nur teils Stärkenunterschiede, teils Unterschiede der Verbreitung stärkerer Grade dieser Motive über größere Gruppen, es habe immer den Gegensatz von Rechenhaftigkeit und Gefühlstraditionalismus gegeben usw. Nicht die neuen Grundeinstellungen des Trieblebens und das neue Ethos eines neuen Typus Mensch — wie wir lieber sagen möchten als neuer »Geist« — hätten den Kapitalismus er-

zeugt, sondern nur Faktoren wie Rückwirkung der durch eine prinzipiell gleichförmige Motivation sich bildenden »ökonomischen Verhältnisse« auf den Menschen, Fortschritte der Wissenschaft und Technik, steigendes Wachstum der städtischen Bevölkerung usw. hätten das, was wir Kapitalismus nennen, schließlich zur Kumulationswirkung gehabt. Daß Sombart — zuerst in seinen Grundlagen des Kapitalismus — mit diesen Ansichten gebrochen hat, erscheint uns als sein unbestreitbarstes Verdienst. Die Vertreter der ökonomistischen Geschichtsauffassung verwechseln das Problem des Ursprungs des Kapitalismus mit dem seiner jeweiligen Umformung und Fortbildung — wie schon Sombart selbst und noch schärfer Max Weber hervorgehoben haben. Gewiß! Ist einmal die kapitalistische Unternehmungsform vorhanden und zur vorherrschenden geworden, so wachsen die Menschen wie von selbst in dieses »Milieu« hinein, sie müssen zwangs sozial-wirtschaftlicher Notwendigkeit — auch wenn sie nicht dem kapitalistischen Typus Mensch angehören — in derselben Richtung mitmarschieren und werden außerdem durch Tradition seitens der älteren Generation und durch die echten Angehörigen dieses Typus auch mit der neuen Triebeinstellung seelisch angesteckt. Insofern vermitteln die kapitalistischen Organisationsformen die jeweilige Fortdauer auch des kapitalistischen »Geistes«. Aber eine Frage ganz anderer Ordnung ist der Ursprung dieser »Formen« selbst. So irrig die Methode gewisser Sprachpsychologen ist, den Ursprung der Sprache in Analogie mit den Ursachen ihrer Fortbildung verstehen zu wollen, oder gewisser Biologen, den Ursprung einer pflanzlichen Organisationsform in Analogie mit ihren Standortsvariationen, so verkehrt ist es, den Ursprung des Kapitalismus in Analogie mit den Ursachen seiner bloßen »Entwicklung« begreifen zu wollen. Der kapitalistische »Geist« kann auch bereits bestehen, ehe er sich in bestimmten »Formen« niederschlug. »B. Franklin war mit kapitalistischem Geist erfüllt zu einer Zeit, wo sein Buchdruckerbetrieb der Form nach sich in nichts von irgend einem Handwerksbetrieb unterschied« (M. Weber). Auch kann der ursprüngliche »Geist«, der zum Kapitalismus führte, Intentionen — z. B. äußerst religiös transzendente und spezifisch welthasserische — gehabt haben, die später im Fortweben des bloß sekundär, durch die schon bestehenden Formen des

Wirtschaftens reproduzierten »Geistes« völlig ausfielen. Erst allmählich beginnen wir die Rolle zu ahnen, die makroskopisch in der Geschichte die Verdrängung von Ideenzusammenhängen und Zielinhalten gehabt hat, deren ursprüngliche zugehörige Triebeinstellungen ohne jedes Bewußtsein ihres ursprünglichen Sinnes und Inhaltes träge weiterschwingen — derselbe Vorgang, dessen Auffindung sich mikroskopisch in der Psychopathologie des Individuums so fruchtbar erwiesen hat. Ich bin überzeugt, daß eine ganze Reihe von Baugesetzen der historischen Causalität, welche die ökonomische Geschichtsauffassung als universal historisch gültig behauptet, für den durch den kapitalistischen Geist abgegrenzten Spielraum des historischen Seins und Geschehens volle Gültigkeit besitzt. Daß Klassenbildungen also Einheiten von Wirtschaftsinteressen erst sekundär zu Standeseinheiten, Sitteneinheiten, Bildungseinheiten, politischen Parteieinheiten, ja selbst in gewissem Maße zur Bildung von Nationaleinheiten (s. deutscher Zollverein) führen, daß Reichtum zu politischer Macht führe, daß Bevölkerungswachstum und Wohlhabenheit im umgekehrten Verhältnis stehe und ökonomische Motive die Menge und Art der Reproduktion in erster Linie bestimmen, daß technisch-ökonomische Anwendbarkeit von Erkenntnisresultaten — ganz jenseits der auf pure »Wahrheit« gerichteten Intention der einzelnen Forscher — schon in Auswahlprinzipien, Denk-Formen und -Methoden den Charakter der Wissenschaft und Weltanschauung der modernen Welt bestimmt hat, usw. sind Regeln solcher Art. Aber ich behaupte, daß der ganze Inbegriff von Gesetzmäßigkeiten dieser Art durchaus keine universal historische Bedeutung besitzt, wie die ökonomische Geschichtstheorie annimmt, sondern soweit und nur soweit gilt, als das Subjekt der Geschichte der Mensch von jener typischen Erlebnis- und Triebkonstruktur ist, die Sombart als »kapitalistisch« bezeichnet. Für den Geschichtsverlauf des vorkapitalistischen Menschen gelten aber diese Abhängigkeitsarten der Elemente der historischen Wirklichkeit nicht, ja bei einigen jener Sätze geradezu die entgegengesetzten Regeln, z. B. daß durch Abstammung und Tradition geeinter Stand sich auch bestimmte Rechts- und Bildungsformen erwirkt, vor allem aber zu einer gewissen qualitativen und quantitativen Einheit und Gleichartigkeit des Besitzes, also zu

einer Klassenbildung allererst hinführt. Eben darum ist auch alles Erwerbsstreben des vorkapitalistischen Typus durch die Idee des »standes-gemäßen Unterhalts« bestimmt, abgemessen und begrenzt. Und ähnlich ist es hier die politische Machtstellung, die allüberall schon die bloßen Spielräume und Möglichkeiten der Reichtumsbildung beschränkt und bestimmt, nicht aber der Reichtum die Macht und deren Umfang. Der Grundherr drückt unter Umständen seine zinspflichtigen Bauern und beutet sie aus. Aber nicht durch seinen Reichtum ist er Grundherr geworden, so wie z. B. später vor der Revolution die französische Roture, die sich vermöge ihres Geldes der Güter, Titel und Würden des alten französischen Adels bemächtigt. Es 'sind also überall die politischen Standesvorrechte die den Reichtum im Gefolge haben oder haben können, nicht umgekehrt dieser jene wie unter der Herrschaft des »kapitalistischen Geistes«.

Nur in anderer Richtung verkennen einige Historiker die Eigenart des Problems. Sie sehen vor den Bäumen den Wald nicht, vor der Fülle der Einzelerscheinungen nicht die Umrißlinien des Ganzen, sehen nicht die Struktur des neuen Ethos, auch als neuer Wirtschaftsgesinnung. Selbst gebunden durch die kategoriale Struktur des Erlebens, die in ihrem eigenen Zeitalter die Herrschaft führt, vermögen sie sich nicht wahrhaft in den Typus des vorkapitalistischen Menschen einzuleben. Und da sie diesen verkennen, so können sie auch die Eigenart des kapitalistischen Typus nicht klar sehen. Darum übersehen sie an erster Stelle, daß die Wandlung der herrschenden Ideale und Wunschbilder weit wesentlicher ist als jene der historischen Vorgangswirklichkeit. Gewiß hat es auch in vorkapitalistischer Zeit Einzelne, ja ganze Gruppen gegeben deren Erwerbstrieb über die Idee des standesgemäßen Unterhaltes hinausging. Aber die Hauptsache ist, daß dies nicht als normal und rechtmäßig, sondern als eine abnorme Erscheinung allgemein empfunden wurde und daß die betreffenden selbst im schrankenlosen Erwerb nicht eine »heilige Pflicht« sahen, sondern nur mit »schlechtem Gewissen« sich diesem Trieb hingaben. Das Neue ist eben, daß dies Abnorme zum Normalen wird, und daß es mit »gutem Gewissen«, ja mit der Sanktion einer »Verpflichtung« umkleidet betrieben wird. Daß also z. B. das, was jüdisches Recht und Ge-

setz nur dem Juden, und auch ihm nicht überhaupt, sondern nur dem Fremden gegenüber erlaubt, (Zinsnehmen und Reklame etc.) allgemeine Einrichtung wird, daß das, was ursprünglich nur den heimatfernen, traditionsentlasteten Kolonisten gegen die ihm gleichgültigen Fremden beseelt, das, was den Ketzer gegen die verhaßte kirchliche Gemeinschaft, zur allgemeinen Regel wird, daß überall »Fremdenrecht« und »Fremdenmoral« zum herrschenden und zentralen Recht und zur anerkannten Schätzungsweise wird, — darin ist die Grundtendenz des Wandels der »Wirtschaftsgesinnung« zu sehen. F. Tönnies hat zuerst die tiefgreifende Scheidung zwischen auf Treu und Glauben verbundener »Gemeinschaft«, die allen Gruppengliedern als Ganzes fühlbar einwohnt, in der Vertrauen und Solidarität herrscht, und »Gesellschaft« gemacht, in der von prinzipiellen Mißtrauen beseelte, miteinander konkurrierende, rationale Subjekte ihre Interessengegensätze durch Verträge ausgleichen. Ich habe gezeigt, daß die letzte philosophische Fundierung dieses Unterschiedes schon auf der grundverschiedenen Gegebenheit des seelischen Seins und Erlebens des »Anderen« beruht. In Gemeinschaft ist der Andere mit seinem inneren Leben in Gestus und Äußerung selbst wahrnehmungsmäßig da und gegeben, all sein Tun und Sichäußern wird aus der bekannten Gesinnung heraus unmittelbar verstanden, so lange nicht besondere Enttäuschungen vorliegen. In der »Gesellschaft« ist der Andere zunächst von außen gesehen, ist ein sich verändernder Körper, »hinter« dem Gedanken, Gefühle, Entschlüsse wohnen, die erst mühsam zu erschließen sind. Der »Hintergedanke« wird hier zur Form des Gedankens überhaupt. Und das ist nun vielleicht die allgemeinste Formel für die Umgestaltung der Wirtschaftsgesinnung, daß die in diesem Sinne »gesellschaftlichen« Wertschätzungen immer tiefer auch in die »Gemeinschaften« eindringen oder »Gemeinschaftsgeist« immer mehr durch »Gesellschaftsgeist« innerlich zersetzt und aufgelöst wird. Ebensowenig aber beachten jene Historiker, welche eine besondere neuartige kapitalistische Wirtschaftsgesinnung leugnen, daß jenes nicht durch den standesgemäßen Unterhalt begrenzte vorkapitalistische Erwerbsstreben, das sich zweifellos findet, in dieser Zeit gerade gezwungen war, irreguläre, dem eigentlichen Wirtschaftsleben nicht zugehörige Bahnen einzuschlagen. Phantastische Projekten-

macherei, Schatz- und Goldsucherei, alchymistische Bestrebungen, systematisch unternommene Raubzugunternehmungen, Spiel und Ausbeutung des Aberglaubens — kurz lauter Bestrebungen, die neben dem normalen Wirtschaftsleben einherliefen, waren damals die einzig möglichen Bahnen, in die sich unter der Herrschaft der vorkapitalistischen Wirtschaftsgesinnung jene Art von Erwerbstrieb ergießen konnte. Und darin besteht nun das Neue, daß sich im Laufe der Anbahnung der kapitalistischen Organisations- und Rechtsformen eben die Triebeinstellung, die früher nur in dunklen Gassen und abseits von der Heeresstraße des Lebens sich abenteuerlich auszuwirken vermochte, zur beherrschenden Seele des regelmäßigen Wirtschaftslebens wurde, ja, daß die zu solcher Betätigung nötigen menschlichen Eigenschaften die Sanktion der Moral und des Rechtes, ja selbst der Religionen und Kirchen erhielten. Daß dazu nun triebartig wird, ja suchtartig, was vorher noch auf Grund von besonderen Luxus- und Wohllebensinteressen von einzelnen ausdrücklich und bewußt gewollt und geplant war, daß es weiter unabhängig von den besonderen Individualcharakteren, die in die Gruppen eintreten, zur Struktur des die Einzelnen umfassenden Gesamtgeistes wird, daß es auch Weltanschauung und Wissenschaft bestimmt, indem es die vorwiegend auf Qualitäten gehende contemplative Erkenntniseinstellung der mittelalterlich-antiken Weltanschauung in die quantifizierende, rechnende Einstellung verwandelt — ohne Ahnung der forschenden Individuen —: Das alles macht die tiefe Totalwendung aus. In all dem handelt es sich nicht um ein bloß graduelles Mehr oder Weniger des Erwerbsstrebens — etwa durch die steigende Übervölkerung der Städte hervorgerufen — sondern um das Inkrafttreten neuer Motivationsstrukturen des wirtschaftlichen Handelns, die gegen die älteren eine pure Umkehrung darstellen. Es ist kein Gradunterschied, ob die Richtung der Motivation des Händlers — wie schon K. Marx gesehen — Ware-Geld-Ware oder Geld-Ware-Geld ist, ob — wie ich anderenorts gezeigt — die Lebenswerte den Nutzwerten in jeder konkreten praktischen Sphäre, in Straf- und Zivilrecht, übergeordnet werden oder prinzipiell untergeordnet werden, wie im Zeitalter des Kapitalismus, so daß schließlich auch Grund und Boden, Menschenarbeit und geistige Güter aller Art den Warencharakter annehmen. So wie die neue quantifizierende

Wissenschaft, »im Gegensatze zu der antiken Trennung der arbeitenden Hand von dem wissenschaftlichen Geiste, die schöpferische Verbindung der Industriearbeit mit dem wissenschaftlichem Nachdenken« (W. Dilthey), nicht eine Fortbildung der der qualitativ-organologischen Weltansicht des Mittelalters und der Antike darstellt, sondern einen schroffen Bruch mit ihr, so auch die neue Wirtschafts- und Arbeitsgesinnung, die mit jener eine strenge innere Stileinheit darstellt. Die Galilei, Lionardo, Benedetti, Ubaldi, welche die neue Dynamik der antiken Statik hinzufügen, knüpfen überall an Aufgaben der Festungstechnik, der Schiffahrt, des Städtebaus, der Schiffskonstruktion und Schiffsausrüstung an. Nicht eine nachträgliche »Anwendung« rein spekulativ gewonnenes Naturerkenntnis ist darum auch die neue Technik, sondern diese Erkenntnisart mit ihrem Ziel auf die »undae quantitates« ist selbst bereits aus dem neuen Bürgergeiste geboren und in ihren Kategorien bereits durch den neuen Willen zur Herrschaft über die Natur bestimmt. Wohl »meinten« die Forscherindividuen nur der »Wahrheit« zu dienen. Aber ihre intellektuelle Organisation selbst, die Kategorien, in denen sie beobachteten und forschten, waren bereits durch eben den Geist der Rechenhaftigkeit bestimmt, der sich im neuen kaufmännischen Hauptbuche seine Form gegeben hatte. Wie stark die irreführende Neigung vieler Historiker ist, auf ein mangelndes Können zu schieben, was faktisch einem grundverschiedenen Willen und einer neuen Gesinnung entspricht, zeigt Sombart — der diese Neigung so scharf bekämpft — selbst an zwei Stellen seines Werkes. So führt er einmal die mannigfachen Fehler und Ungenauigkeiten der vorkapitalistischen kaufmännischen Rechnungsbücher ganz ernstlich auf mangelhafte Rechenkunst der Beteiligten zurück, die nach Keutgen bestehende Lückenhaftigkeit vieler mittelalterlicher Stadtgesetze auf die zu geringe rationelle Denkfähigkeit. Wer sähe aber nicht, daß die erste Erscheinung einfach auf der größeren Gleichgültigkeit gegen genaue zahlenmäßige Bestimmungen, aus der Einstellung auf die noch qualitativ umgrenzten Hauptposten beruht, die zweite aber darauf, daß prinzipiell die ganze Gesetzgebung nur als eine Erfüllung der Lücken dessen galt, was nicht schon durch Gemeinschafts-Sitte, Tradition, Treu und Glauben als geregelt galt? Es ist immer wieder derselbe geschichts-

philosophische Grundfehler, in den unsere Moral-, Rechts-, Kunst-Wirtschaftsgeschichte so ungemein leicht verfällt: die geschichtlichen Tatsachen bereits auf unsere kapitalistische Geistesstruktur, ihre Maßstäbe und Ideale zu beziehen und ein »Nichtkönnen« da zu sehen, wo ein anderes Wollen, eine andere Gesinnung, ein anderes Ethos, vorlag. Immer noch ist es der heimliche Glaube unserer »Gebildeten«, daß z. B. die Griechen eine Produktionstechnik und eine auf Maß und Zahl aufgebaute naturbestimmende Wissenschaft in unserem Sinne nur darum nicht besaßen, weil sie eben noch »nicht so weit waren«. Was faktisch ein Nichtwollen war — selbstverständlich gegenüber einer Gott und vernunftdurchdrungenen Welt, einem »Kosmos«, der Liebe, Anschauung, Verehrung allein fordern konnte — hält man auch hier für ein Nichtkönnen. Aber erst die Entgottung, Entseelung und Entwertung der Natur und Welt, welche der hyperdualistische, Gott und Welt, — Seele und Körper auseinander reißende, protestantische Geist der Neuzeit bewirkte, der neue Welt- und Qualitätenhaß, der ihn mehr wie eine neue Gottesliebe regierte, konnte die Natur als die träge Massenhaftigkeit sehen, die man durch formende Arbeit erst zu einem Wohngebäude für Menschen einzurichten habe. Dies Beispiel diene für viele.

II.

In dem deskriptiven Teile seines Werkes stellt Sombart das Wesen des Unternehmungsgeistes und des Bürgergeistes in getrennten Abschnitten dar. Das psychologische und das genetische Verhältnis der beiden Grundkomponenten des kapitalistischen Geistes bildet ohne Zweifel die tiefste Schwierigkeit, die sich der Lösung des Problems entgegenstellt. Schon indem Sombart sein Buch »Der Bourgeois« betitelt, zeigt er, daß es der Bürgergeist ist, dem er das genetische Primat in der Bildung des kapitalistischen Geistes einräumt. Was für diese seine Auffassung spricht, ist vor allem die Frage, wie sich die positiven, kraftvollen, weite Pläne fassenden und erwägenden, kühnen und organisationsschaffenden Naturen, die sich zur »Unternehmung« großen Stils als geeignet erwiesen, gerade dem Wirtschaftsleben und zwar in seiner normalen Breite zuwandten, ihre Kräfte gerade darein ergossen. Denn eben darin liegt die Paradoxie des

Kapitalismus, daß Menschen der genannten, biologisch und geistig hochwertigen Eigenschaften, die sicher nicht von Hause aus zur Betätigung im wirtschaftlichen Erwerbsleben drängen, hier die Führer des Wirtschaftslebens werden. Der Krieg, der Staatsdienst, der Kirchendienst, die koloniale Unternehmung, eventuell Straßenraub, Piraterei und ähnliches, das »liegt« doch von Hause aus dieser Geistesart viel näher als Gewerbe, Handel, Industrie, das bietet ein weit adäquateres Feld ihrer Kraftbetätigung. Wieso flossen diese Kräfte in das Wirtschaftsleben? Wieso kam es, daß sie diesem in der Antike und im frühen Mittelalter verachtetsten Zweig der menschlichen Betätigung ihre heiße, große, stürmische Seele gaben? Wieso wurde der heldische und geniale Menschentypus auf ein Gebiet gedrängt, dessen Wesen nüchterne, kontinuierliche Arbeit und Rechnung ist? Man kann auch sagen: Wieso wurde das pure Wachstum des Geschäftes und der Unternehmung — das doch ursprünglich ganz zur Sphäre der Privatinteressen gehört — mit einer reinsachlichen Hingabe und mit einer auf Unterhalt und Bedarf nicht mehr bezogenen genialen Hastigkeit ergriffen, die ihrer eigensten Natur nach nur überindividuellen Werten, dem Staate, der Religion, dem Glauben, dem Kriege für das Vaterland, der Wissenschaft und Kunst sich zuzuwenden pflegen und sich früher auch nur ihnen zuwandten? Daß man sein Leben und seine Kräfte für Staat und Land, für den geglaubten Gott, für Kunst und Wissenschaft aufreibe, das ist natürlich und sinnvoll. Aber wieso konnte an die Stelle dieser Dinge der neue, der »kapitalistische« Heroismus für das »Geschäft« und sein Wachstum treten? Man kann sich nur denken, daß diese Kräfte, die einmal vorhanden nach Betätigung verlangten, zwangsläufig sich dem neuen Felde zuwandten, und dies darum, da die bereits vom Bürgergeiste langsam umgeformte Ordnung der Gesellschaft, ihre neue Moral, ihr neues Rechtsbewußtsein usw. die Erfassung adäquaterer Gebiete ausschloß, ja diese zum Teil als Übel und Verbrechen brandmarkte und sie eben damit zwang, auf dem Boden der neuen wirtschaftlichen Ziele der Dampf für den neuen Fortschritt zu werden.

Die alten Kräfte hatten ihre »Moral« verloren und die neue Bürgermoral nahm sie in ihre Dienste und spannte sie an ihren Wagen. Nicht also der Unternehmungsgeist, die heroische Komponente im Kapitalismus, nicht der »Königliche Kaufmann« und Organi-

sator, sondern der ressentiment erfüllte Kleinbürger, der nach größter Lebenssekurität und Berechenbarkeit seines angsterfüllten Lebens durstet und das von Sombart so trefflich geschilderte neue bürgerliche Tugend- und Wertsystem ausbildet, schritt in der Bildung des kapitalistischen Geistes voran. Gewiß kommt alle quantitative Größe, aller Machthunger über die Natur und ihre Kräfte, all die Bewältigung neuer, großer Massen durch organisatorischen Willen, stammt die ganze wilde Schönheit der kapitalistischen Welt, gleichsam die Saekularisierung der religiösen und Machtromantik zur technischen und Utilitätsromantik nicht aus dem »Bürgergeiste«. Er allein hätte nimmer den Kapitalismus erzeugt. Und es wäre ein Mißverständnis des Sombartschen Buches, wenn man aus dem in dieser Hinsicht einseitigen Titel »Der Bourgeois« dieses als seine Meinung folgern wollte. Der Bürgergeist, für sich genommen, strebt zur wohlgepflegten Herde und ist im Kerne auch wirtschaftlich unfruchtbar. Wer aber darum sagen wollte, daß die Träger des »Unternehmungsgeistes,« der neue Herrschaftswille über die Natur, daß mit einem Worte die geistig, ethisch und biologisch aktiven, positiven, die — mit Max Weber zu reden — das »Heldenzeitalter des Frühkapitalismus« begründenden Kräfte voranschreitend die kapitalistische Ordnung entwickelt hätten, der gibt auf die obengestellte Frage keine Antwort. Auch die geistvolle Wendung W. Rathenaus, der die Gesamterscheinung vom geistigen Standort des Unternehmers ansieht, es sei gar nicht zu fragen, wie der Staatsmann zum rechnenden Bourgeois und geschäftlichen Unterhändler für die besitzende Klasse geworden sei, sondern wie sich langsam der Gewerbetreibende und Kaufmann mit einer Art staatsmännischer Gesinnung gegenüber seinem Geschäfte und Unternehmen erfüllt habe und dieses wie ein selbstständig wachsendes uns forderndes Wesen ansehen gelernt habe, gibt die Antwort nicht. Der Staat ist eben faktisch eine überindividuelle Wirklichkeit, das Geschäft — wie groß es immer sei und wie vieler Menschen Interessen an seinem Bestande und seinem Gedeihen teilnehmen — ist es nicht und es heißt, einer Illusion und Fiktion dienen, es also zu behandeln. Wie kam es zum Dienste an dieser »Fiktion?« Daß die wesentlichen Fortschrittsphasen innerhalb der Geschichte des Kapitalismus an den Unternehmertypus geknüpft sind — das freilich

duldet gar keinen Zweifel. Auch die Führung in den ursprünglichsten größeren Leistungen des Frühkapitalismus hatte stets dieser Typus und nicht der sparende, sein Gewerbe, Handwerk oder kleines Kaufgeschäft langsam erweiternde Kleinbürger, wie der Florentiner Wollhändler, die englischen tradesmen, die französischen marchands, die jüdischen Schnittwarenhändler oder gar die Self made men im Stile von Ohnets »Hüttenbesitzer«, die »bekannten Knoten der ersten Generation«, wie sie Sombart nennt. Es ist selbst nur eine liberal-kleinbürgerlich-spießige Geschichtskonstruktion, welche diesen Typus und den Übergang des kleinen Handels und Handwerkskapitals in Produktionskapital in den Vordergrund stellt, um dann über das furchtbare, exzessive Naturphänomen des Kapitalismus die »sittliche Weihe« einer durch »Treue, Fleiß und Sparsamkeit« entstandenen normalen geschichtlichen Kumulationserscheinung auszugießen, in deren Werden alles gemäß der »sittlichen Weltordnung« zugegangen sei, der Brave belohnt und der Böse bestraft wurde. Aber eine andere Frage als die nach den Fortschritten und ursprünglichen Leistungen ist die Frage nach dem Geiste und der Geistesart, durch die jene Leistungen möglich wurden. Und hierin eben ging der »Bürgergeist« voran. Es ist darum besonders erfreulich, daß Sombart besonders im sechsten und siebenten Kapitel seines Buches die Übergangserscheinungen, die von den älteren Auswirkungsformen des kühnen, kraftvollen Unternehmungsgeistes in die neuen eigentlich kapitalistischen herüberführen, einer eingehenden Betrachtung unterwirft. Solche sind ihm besonders die Söldnerführer und die Bandenführer der italienischen Renaissance, in denen der Erwerbszweck der »Unternehmung« freilich noch durch Ruhmgier in Schranken gehalten ist, denen aber schon durch die Aufgabe der Fürsorge für die Bande zum Teil ähnliche Aufgaben obliegen, wie dem kapitalistischen Unternehmer. Innerhalb der Grundherrschaft und den italienischen Tyranneien des Trecento und Quattrocento, in denen der moderne Staat, absolutes Fürstentum, berechnende und allseitige Organisation großer Massen für bestimmte Zwecke — ohne moralische Hemmung — geboren sind, bilden sich gleichfalls die großen Kräfte der Organisation und Herrschaftskunst über Menschen zu rationellen Zwecken aus. Überall bildet der zusammengesetzte Typus von Kriegsmann und Erwerbsmensch den Übergang. Mit Verwun-

derung hören wir die Zahlen der Freibeuter, Seeräuber, Entdeckungsfahrtunternehmer mit Erwerbszwecken, die es bis ins 17. Jahrhundert in Italien, Frankreich, England, selbst Deutschland gab, Typen, die ganz allmählich in die italienischen Handelsgesellschaften und in die großen Handelskompagnien des 16. und 17. Jahrhunderts übergehen. Ganz im Sinne des oben Gesagten gewahren wir an der Spitze der holländischen Faktoreien und der ostindischen Kompagnien und der englisch-ostindischen Kompagnie eine Menge Angehörige des Adels, »denen sich hier ein Ersatz bieten mochte für die verminderte Tätigkeit des Berufskriegers im Heimatlande«. Freibeutergeist erfüllt alle diese Unternehmungen, die später bekanntlich zum Ausgangspunkt auch großer politischer Machterweiterungen geworden sind. Es folgen als neue Typen die Feudalherrn, die häufig in Verbindung mit bürgerlichen Geldmännern an ihre ursprünglich nur der Bedarfsdeckung und dem seigneuralen Luxus dienende Grundherrschaften Industrien angliedern und ihre Wirtschaft allmählich zu einer Erwerbswirtschaft ausgestalten. Die innigste Verbindung von Feudalismus mit moderner Erwerbsgier zeigen die auf die Negersklaverei begründeten Plantagenbesitzer der Südstaaten Nordamerikas. Der Fürst und der Staatsbeamte merkantilistischer Färbung, der den Staat zum Vertreter der Ware macht (reinster Typ Colbert) gehen überall weit hinaus über die noch stark mit traditionalistischem Geist erfüllte Kaufmannschaft und werden deren Vorbild. Gustav Wasa, Colbert, Friedrich d. Große, Frh. v. Heinitz entsprechen diesem Typ, wobei die absolute Fürstengewalt allein schon die Gefahr einer zu großen Bureaukratisierung ausschloß und das unternehmerische Vorgehen leicht, schmiegsam, beweglich gestaltete. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gesellt sich zu diesen Unternehmertypen ein Heer von Spekulanten, in denen sich Projektenmacherei und Unternehmungsgeist verbinden (Südseeschwindel in England, Lawsches System in Frankreich) und die die Spielwut der Menge gewaltig anstacheln.

Die Anfänge des Bürgergeistes findet Sombart in Florenz um die Wende des 14. Jahrhunderts. Sein typischer, menschlicher und literarischer Ausdruck ist ihm L. B. Alberti, der in seinen Büchern Del governo della famiglia alles das schon gesagt haben soll, was später Defoe und B. Franklin — der seit langem als der »Heilige« des Bürger-

geistes gelten darf — auf englisch gesagt haben. Sombart führt den »Bürgergeist« in letzter Linie auf einen biopsychischen Typus zurück, der nur auf Grund der Blutmischung verstanden werden kann. Gerade an dieser gefährlichsten, dem Angriff derer, die »wahr« und »beweisbar« für identisch halten, offenliegendsten Stelle seines Werkes, müssen wir ihm prinzipielle Zustimmung zollen. Wer mit vielen Grundtypen des Menschentums vertraut und feste, klare Bilder von diesen in seinem Geiste die seelische Einheit eben dieses Typus in allen seinen Lebensäußerungen einmal geschaut und gefühlt hat, der wird sich durch niemanden aufschwatzen lassen, daß hier ein Werk des »Milieu«, der »Erziehung«, der Anpassung und Gewohnheit vorliege. Aber das muß auch wohl Sombart zugestehen, daß er einen strengen Beweis für diese These nicht geführt hat. Was ist nun aber dieses sonderbare Naturspiel des Menschen, das Sombart »Bourgeois« nennt? Man hat in neuester Zeit auf verschiedene Weisen versucht, zwei Typen zu scheiden, unter deren eine sicher auch der Bourgeois fällt. H. Bergson scheidet den »homme ouvert« von dem »homme clos«, W. Rathenau den »Mutmenschen« vom »Furchtmenschen«, W. James den aus einem Bewußtsein des Überflusses von Leben, Geist, Kraft entspringenden Typus der »Selbsthingabe« von dem Typus der »Selbstbeherrschung«. Sombart, der die beiden Typen mit ihrer besonderen Ausdrucksform innerhalb des Wirtschaftslebens allzusehr gleichsetzt, spricht von verschwenderischen oder seigneuralen und haushälterischen oder bourgeoisen Naturen, solchen, deren Wesen luxuria oder avaritia ist, solche, die wesentlich »herausgeben« und solche, die wesentlich »hereinnehmen«. Keine der genannten Begriffsbestimmungen erschöpft den Kern dieses nur anschau- und fühlbaren Wesensgegensatzes, jede ist in ihrer Art richtig. In unendlich vielen Beziehungen spricht sich dieser Wesensgegensatz aus. Der erste Typus liebt das Wagnis und die Gefahr, hat das unreflektierte Selbstwertgefühl, das in Liebe zur Welt und der Fülle ihrer Qualitäten von selbst überströmt und alles neidische oder eifersüchtige Sichvergleichen mit anderen fernhält, »sorgt« sich nicht für sich und die Seinen, nimmt das Leben leicht und läßt leben und nimmt nur ernst, was die Personsphäre der Menschen berührt, er hat das große, unbegründete Vertrauen zu Sein und Leben, das alle

apriori kritische, mißtrauische Haltung ausschließt, ist kühn, opferfreudig, large in allen Dingen und wertet die Menschen nach ihrem Sein und nicht nach ihrer nützlichen Leistung für die Allgemeinheit. Der zweite Typus lebt von vornherein unter dem natürlichen Angstdruck des minderwertigen Vitaltypus, der ihn Gefahr und Wagnis scheuen läßt, der den Geist des Sichsorgens, damit die Sucht nach Sicherheit und Garantie in allen Dingen, nach Regelhaftigkeit und Berechnung aller Dinge gebiert, er muß sich selbst sein Sein und seinen Wert verdienen, sich durch Leistung sich selbst beweisen, da eben in jenem Zentrum der Seele Leere ist, wo im anderen Typus die Fülle ist, an Stelle der Liebe zur Welt und ihrer Fülle tritt die Sorge, mit ihr, der Feindlichen, fertig zu werden, sie quantitativ zu bestimmen, sie nach Zwecken zu ordnen und zu formen. Wo jener gönnt und leben läßt, da vergleicht dieser und will übertreffen. Seine Herrschaft wird zum System schrankenloser Konkurrenz führen und zum Fortschrittsgedanken, in denen nur das Mehrsein über einen Vergleichsfall (Mensch oder Lebens- oder Geschichtsphase) hinaus als Wert überhaupt empfunden wird. Wo jener schaut und kontempliert oder in sachhaften Willensakten sich verlierend aufgeht, da wird dieser sorgen und rechnen, über die Mittel die Eigenwerte der Ziele, über die Beziehungen das Wesen der Sachen vergessen. Wo jener seiner Natur und ihrer inneren Harmonie vertraut, wird jener mißtrauisch gegen sein Triebleben ein System von Sicherungen errichten, durch das er sich beherrscht und züchtigt. Auch das scheidet: »Der Eine fragt, was kommt darnach, der andere, was ist recht, so aber unterscheidet sich der Freie von dem Knecht« (Storm). Noch viel wäre über diesen Gegensatz zu sagen und doch nichts Erschöpfendes. Er muß erschaut und gefühlt sein. Nicht folgen können wir Sombart, wenn er diesen Gegensatz — hier offenbar von Freuds Theorien berührt — in letzter Linie auf Gegensätze des geschlechtlichen Liebeslebens zurückführt. Gewiß ist der Bourgeois auch das Gegenstück einer »erotischen Natur«, wenn man mit »erotisch« hier das alle geschlechtliche Scheidung weit überragende und viel ursprünglichere Moment der emotionalen Hingabe an Werte überhaupt (Welt, Gott, Vaterland, Schönheit usw.) versteht. Aber, daß sich diese zentrale Typenverschiedenheit nun auch im Geschlechtsleben ausspricht,

der Mann, für den die Frauen etwas bedeuten, meist auch einen Zug zur wirtschaftlichen Verschwendung hat, der Geizige meist auch geschlechtlich wenig reizbar ist, das erscheint doch mehr als eine nebensächliche und untergeordnete Folge dieses umfassenden Konstitutionsunterschiedes als seine Ursache. Die mehr als fragwürdige Freudsche Lehre, wonach alle Arten von Liebe bloße »Ausstrahlungen« der libido sind, hätte Sombart nicht voraussetzen sollen. Außerdem finde ich, daß Sombart seinen Bürger weit besser und schärfer zeichnet als seinen Seigneur, dem er oft Züge verleiht, die diesem Typus erst angehören, wenn er verlumpt und sozial überflüssig wird. Sombart möge doch gerade hier nicht vergessen, daß gerade die nicht mehr auf edle Lebensqualitäten gehende, liebegeleitete, sondern bloß auf den Sinnesgenuß bei vielen Weibern oder auf Geld und Besitz abzielende (Geldheirat, deren Bedeutung er selbst in seinem Luxus und Kapitalismus so klar hervorhob!) Vermischung des seigneuralen Typus mit dem Bürgertypus ohne Zweifel eine Hauptursache zum Sieg des Bourgeoistypus und zum Untergang des seigneuralen Typus darstellt. Gerade die wahllose und von der Bewegung des Gesamtgemütes losgelöste gesteigerte Geschlechtssinnlichkeit ist eine spezifisch bourgeoise Erscheinung, wie sehr auch die Bürgermoral sie nur mit »schlechtem Gewissen« und darum heimlich und in dunklen Winkeln sich betätigen läßt. Eine Welt scheidet die seigneurale, helläugige, vornehme und ritterliche Liebesemotion der Provencer Dichter und des Minnesangs von der verkünstelten Sinnlichkeit des 18. Jahrhunderts in Frankreich, wo auch der Adel bereits mit der bourgeoisen Roture und ihren Instinkten völlig durchsetzt ist. Der Dualismus von »Denken« und »Sinnlichkeit«, der Ausfall der sie verbindenden Sphäre von Leidenschaft und tiefer Gemütsbewegung ist überall und auch hier ein echt bürgerliches Phänomen. Zu der Aufdeckung des Bürgergeistes in Albertis Familienbüchern hat Sombart einen in mehr als einer Hinsicht wertvollen Schritt getan. Zunächst ist hierdurch der Beweis erbracht, daß die neue Bürgermoral nicht erst auf protestantisch-calvinistischem Boden entstanden ist, eine Tatsache, die schon durch die frühe Ausbildung des Kapitalismus in Florenz und Oberitalien erwartet werden konnte. Alberti zuerst erklärt ganz offen die Sparsamkeit nicht für eine Not-

wendigkeit für die Armen, als die sie stets galt, nicht für eine Tugend im Sinne der christlichen Askese, im Sinne der »freiwilligen Armut«, sondern als eine Tugend für die R e i c h e n. Was wir selbst anderenorts als eine der Haupttriebkräfte der modernen Bürgermoral — nicht der christlichen, wie Nietzsche irrig meinte — im einzelnen aufwiesen, das Ressentiment — hier Ressentiment gegen den seigneuralen Lebensstil — ist nach Sombart »der Grundzug in den Familienbüchern Albertis«. Aus kindischem Haß gegen die Signori gewinnt er seine Maximen. Und in ekelhaftester Weise fälscht der Irreligiöse und zugleich Kurientreue dabei die christlichen Werte herab, indem er den der Befreiung des Geistes dienenden christlich-asketischen Regeln (Keuschheit, Einfachheit der Lebensweise usw.), geboren aus tiefstem inneren Reichtumsgefühl und ritterlichster Haltung gegen die »Neigungen« überall die gemeinen utilitarischen Zwecke seines Wollwebersinnes unterschiebt. Gefolgschaften, wie sie der Seigneur liebte, sind ihm »schlimmer als wilde Bestien«. Die Sparsamkeit ist ihm eine »heilige« Tugend! Die Umwertung der christlichen Tugenden in die Utilitätsmoral, die Ausgießung des sie tragenden Pathos auf die neuen Krämermaximen erscheint hier in so naiver und so grotesker Gestalt, daß man sie — hier einmal gesehen — auch in den verstecktesten späteren Formen immer wieder erkennen wird. Die Maximen, unter denen der Kaufmann gute Geschäfte macht (»Ehrlich währt am längsten«, Zuverlässigkeit in der Einhaltung von Verträgen, »reelle« Bedienung, kredithebende bürgerliche Wohlanständigkeit, onestà, honêteté, honesty, die Geschäftsmaxime der »Solidität«, deren zugehörige Inbegriffe von Handlungen), die auch solchen echter Tugend irgendwie äußerlich gleichen können, werden jetzt — zu Tugenden umgelogen. Von diesem ersten Anfang der Verschiebung und Umkehrung aller sonst in der Geschichte geltenden Lebenswerte an verfolgt Sombart den Wandel der führenden Lebensideale des jeweilig herrschenden Typus des Bourgeois bis zum »modernen Wirtschaftsmenschen« unserer Tage. Im »Bourgeois alten Stils« behielt die vorkapitalistische Vorstellung, daß Wirtschaft dem Wohle des Menschen diene noch eine gewisse Gültigkeit. Noch führt das »Rentnerideal,« führen in der Ferne fühlbare Ziele, zu denen Erwerb und Reichtum dienen soll, ihre Herrschaft. Die modernen Unternehmer aber sagen übereinstimmend auch das

Gegenteil von diesem »Ideale« aus. Ihnen ist Blüte, Wachstum des Geschäfts als eines selbständigen Wesens, ist die Steigerung der Überschüsse so Selbstzweck geworden, daß dadurch jede Rückbeziehung auf Menschenwohl und -wehe (mit Einschluß ihres eigenen) völlig verschwindet. Der Unternehmer folgt oft wider Willen der Expansionstendenz der Unternehmung, des »Geschäfts«. Mit vollem Recht hebt Sombart das hilflos Monomanische in den Antworten hervor, die Leute wie Carnegie, Rockefeller, Dr. Strausberg auf die Frage, warum sie das alles taten, gaben. Ein hier fragender Sokrates könnte die Antworten in der Tat nur als Zeichen eines monomanischen Wahnsinns erklären. Die vier infantilen Ideale: das sinnlich Große (der »Riese«), die rasche Bewegung (Kreisel), das Neue und das Machtgefühl scheinen Sombart als die Leitideen des herrschenden Wirtschaftstypus. So geistvoll die Bemerkung ist, wir möchten ihr nur so weit folgen, als sie die ungeheure Vereinfachung und den Rückfall in den Primitivismus des Motivationslebens in unserer Zeit (bei äußerster Differenzierung des Denkens, das diesen einfachen Motiven dient) zum Ausdruck bringt. Sombart zeigt nicht den Grund der Erscheinung. Er dürfte darin liegen, daß (sei es mit einem Operettenschlager, sei es mit einem neuen Absatzartikel, sei es mit einem organisatorischen Großbankunternehmen) derjenige heute am meisten Erfolg hat, der in seiner eigenen seelischen Haltung am meisten die »Masse« in sich selbst trägt. Die Massewerte selbst entspringen ja durch Dedifferenzierung der Individuen in unwillkürlicher Nachahmung aller von allen. Die Masse ist eo ipso das, was der Mensch als »Kind« ist. Sie ist das Kind im Großen. Dem entspricht die moderne Geschäftsmaxime: Größter Absatz (gleichgültig welcher Qualität) und kleiner Gewinn vom Einzelstück. Wer das Gefühl für die größte Absatzfähigkeit einer Sache hat, hat den Erfolg. Daß die besondere Reinheit der Massenseele, der Massenbedürfnisse — paradoxerweise in einem Individuum — selbst wieder eine gar nicht massenhafte, sondern äußerst seltene Sache ist, also nur eine Minorität es ist, die der Masse klug und richtig zu dienen vermag, das liegt durchaus in der Forderung der Logik. Auch die bürgerlichen Tugenden des Alberti und des Franklin haben ihren Ort gewechselt. Früher hatte sie der Mensch — heute sind sie in die Geschäfte selbst hineinge-

wandert. Sie sind das Öl des Geschäftsmechanismus geworden. Fleiß beruhte früher auf Willensakten der Person. Heute reißt das Geschäftstempo den Unternehmer in sein eigenes Tempo hinein. Analog sind Sparsamkeit und Solidität innere Regeln des Geschäftsmechanismus geworden, die ein seigneurales Verhalten des Inhabers des Geschäfts in seiner Privatwirtschaft oder die persönliche Unsolidität des gegenwärtigen Inhabers einer »soliden Firma« nicht ausschließen. Wie mit der Klugheit der »Maschinen« und »Methoden« die menschlichen Personen nicht schritthalten konnten, so auch nicht mit den »Tugenden« der Geschäfte. –

Sombart hat auch den Versuch gemacht, das unendlich weit schwierigere Problem der Ursachen des kapitalistischen Geistes anzugreifen. Er hat besonders über die biologischen Anlagen der Völker, aus deren Zusammensetzung und sukzessiver Blutmischung sich die Naturgrundlage der europäischen Geschichte aufbaut, über die Wirkung der großen Religionen und Philosophien eigenartige Thesen – wie uns scheint oft fragwürdiger Art – aufgestellt. Wir hoffen anderenorts hierauf zurückzukommen.

Im Leben des individuellen Geistes ist klare Bewußtwerdung der uns unterbewußt leitenden, seelischen Faktoren nicht ein gleichgültiger Zuwachs von Erkenntnis zu diesen, die wir dann »anwenden« könnten, wie ein erkanntes Gesetz der äußeren Natur. Der Prozeß des Erkennens ist hier selbst ein Prozeß der Befreiung und der langsamen Abtötung jener Kräfte. Nichts ist tötlicher für ein altes Erlebnis, mit dem wir »nicht fertig« wurden, als der Strahl der Erinnerungshelle, der darauf fällt. Eben dies gilt auch für die Funktion, welche die historische Erkenntnis gegenwärtig an der Struktur des kapitalistischen Geistes zu vollziehen sich anschickt. Indem wir die Struktur uns vergegenständlichen, hört sie auf, uns zu beherrschen – sinkt sie unter uns. Sombarts Werk, dem neben seiner Erkenntnisbedeutung diese Heilkraft der historischen Besinnung in hohem Maße einwohnt, ist ein weithin sichtbares Flammenzeichen, daß die Tage des »Kapitalismus mit gutem Gewissen« vorüber sind. Was er uns an Zukunftsperspektiven schuldig bleibt, ersetzt diese Heilkraft seines Buches: »Es ist das Glück des Historikers, daß seine »Tatsachen« ihrem Wesen nach niemals so fertig, so unabänderlich,

so unerlösbar sind wie die vergangenen »Tatsachen« der Naturgeschichte, die nur erschlossen sind. Denn erst im Sinnzusammenhang des Ganzen der Menschengeschichte – mit Einschluß ihrer jeweiligen Zukunft – erhält hier die vergangene »Tatsache« selbst – nicht etwa ihre bloße Deutung und Auffassung durch den Historiker – ihren vollen Gehalt. Noch sind wir alle nicht frei genug vom »Geiste des Kapitalismus«, um den Menschentypus, der ihn trug, voll »verstehen« zu können. Noch müssen wir ihn mehr oder weniger hassen – und das heißt mißverstehen. Aber die Zeit, da wir auch ihn noch lieben dürfen, wird kommen. Dann wird er vielleicht eine versöhnlichere Gestalt im neuen Bilde annehmen, als die ist, die Sombart von ihm zeichnet. Im Bilde eines armen, monomanischen Riesen, der in der Erde dunkel sinnlos wühlen mußte, sich selbst alles versagend, was die Wonnen des irdischen und himmlischen Lichtes bestrahlen, schuf er – kraft einer Art von welthistorischer Arbeitsteilung – den Tanz- und Tummelplatz für einen neuen Menschen, sich selbst dessen unbewußt, – was er tat und darum nicht ohne den tragischen Charakter eines blinden Helden. Aber seine volle historische Tatsächlichkeit selbst und erst recht ihr »Bild« in unserem Geiste, wird ganz davon abhängen, was w i r und unsere Kinder t u n. – –

Max Scheler.

PAESTUM
EINE ELEGIE

I.
DIE VORFRÜHE

Gewalt brach an. Der Nacht geschah Gewalt.
Wahllos erwachte schwankender Alarm.
Schwer lallend kam verhallter Glockenschlag
Aus noch verschlafnem Tal. Kam Hahnenschrei
Aus grauen Mauern. Und es brach ein Streif
Aus bleichem Osten: Plötzlich angesagt
Dem Schlummer und dem traumlos stillen Land,
Wie eines Herrschers, der noch ferne ist,
Gebietender und rätselhafter Bote.
Der stand und blühte, reifte und umwand
Mit unwillkommen kaltempfangnem Schein
Die starrgezackte Wand des Nachtgebirgs
Und den in Abwehr schwarz geballten Wald.

Ach, wie ein Weib, aus gnadentiefem Schlaf
Jäh aufgeschreckt, sich in den Arm des Manns
Gerissen fühlt, und fremder Zeugungskraft
Feindlich und wehrlos unterjocht: so schwoll,
Vom Lichte schwanger, freudlos noch, die Welt
Mit Form und Farben. Denn verhaßt und schwer
Ist unsrer Erde die Geburt des Tags.
Nun aber sprang des Lebens dunkles Tor.
Aus allen Himmeln klang vertrauter Laut,
In Wind und nahen Wassern war Gesang

Und aller Dinge Sprache wurde hell
Und menschlichen Gedanken froh verwandt:
Der Tag trat in den Saal. Von Kraft umblitzt,
Rief er bei Namen jede Kreatur.
Und jede Kreatur erzitterte
Im innersten Gefüg vom Widerhall
Und leuchtete in ihrem Namen auf:
Gewölk ward Wolke, die gelöste Wand
Der Berge wurde Kuppe, Hang und Fels,
Die graue Fläche ward Gefild und Steg,
Und ein entfernter Donner rief: Das Meer!
Das heilige Meer, das sein besonntes Band
Auch heute um die neue Schöpfung schlang.
So schuf, ein Kind, der Tag sich seine Welt,
Die einzige. Das schönre Werk vielleicht
Ein andrer Tag, ein anderes gewiß
Der künftige: denn was die Nacht besaß,
Kehrt nie zurück.

Doch dies begehrt der Mensch,
Daß etwas daure. Nicht ein Wandrer nur
Und ein im Wandern Schauender zu sein
Und loszulassen jegliche Gestalt,
Wenn sie der Strom ruft, dünkt ihn gut genug.
Ihm ward am Anfang andrer Schöpfung Macht
Und des Befehlens wunderbare Kraft:
Daß stehen bleibe, was er schön genannt.

II.

DER MORGEN

Froh solchen Denkens, tiefgesenkten Haupts,
Doch leichten Schrittes, weil mir unbewußt
Erwartung brannte, bot ich nun die Stirn

Dem Seewind, der miteins herüber strich
Und hob das Auge stolzen Mutes.
Da
Stand über braunes Steppengras erhöht
Poseidons Tempel. Schattend. Weiterhin
Noch größrer Wunder Ahnung oder Ausklang,
Gereihte Säulen, Giebel und Gebälk,
Grauknöchern: Das vergitterte Geripp
Vom Himmel ab geschleuderter Giganten,
Die langsam hier im Dünensand vermodern.

Und mir entsank der Sprache rascher Mut.
Herwandern sah aus meinen flachen Tagen
Ich winzig mich im griechischen Gefild,
Ein später Gast und schon verräterisch
Nach Rückkehr schielend, flüchtigen Besuchs,
Vorwitzig, viel betastend, nichts gewillt
Und zwecklos, wie ein Ameis, der am Stamm
Hinauf, hinab läuft, ohne Sinn und Rast:
Nicht anders auch am Riesenbaum der Zeit
Erschien ich mir, wie ein Insekt, im Schorf
Uralt erstorbener Vergangenheit
Tiefhin verirrt, ganz ratlos und beraubt
Des Rückwegs in die leichte Gegenwart,
Die über mir mit fernen Blüten schaukelt,
Schon nicht erreichbar mehr dem Nahenden.
Und so gefangen in Vergangenheit,
Gebannt ins unvertraute Labyrint
Unsagbar fremd gealterter Gestalt,
Steh ich in Tages Mitte, umgewandt,
Ein Griechenträumer, und es hallt mein Gang
Unwirklich laut in den gespaltnen Hallen.
Sieh: Alles hier ist zauberhaft erstarrt:
Kalt ragt der Schaft, stumm lastet das Gebälk,
Verharrschtes Leben, schweigsam. Mit Gewalt
Zerbrochne Säulen, noch im Sturz geballt,

Stückweis dem Grund verwachsen, ragen auf
Aus hartem Gras, nun jegliches für sich
Ein Monument. Und selbst die Gräser stehn
Wie Bäume, aufrecht, ernsthaft und verteilt.
Doch wo der Himmel zwischen Steinwerk leuchtet,
Ist seine Form von gelben Säulenschäften
Wie eine hohe Amphora geschnitten:
Am Hals metallblau, an geschwungner Mitte
Meergrün glasiert, und unten, angeschmiegt
Dem Fuß, als Zeichnung kühner Töpferhand,
Gebirge, die der Schnee deckt, die auf Hängen
Zerstreute, weiße Stätten stiller Menschen,
Noch tiefer unten grüne Fluren tragen
Mit Bäumen und mit Büffelherden, klein,
So klein, daß nur das Aug hält, was der Stift
Verlieren müßte in der Zeichnung. Welt
Und Jahreszeiten nur ein Farbenhauch,
Geschöpft aus Gottes freier Phantasie,
Ein Bilderspiel, ein Traum, für einen Blick,
Der dauern könnte, wie der Stein. Und so,
Aus Luft und Fernsicht wunderbar gefügt,
Unwirklich, greifbar, leuchtet das Phantom.
Und wie Du wanderst, wechselt Form und Bild:
Jetzt silbergrau der Hals, mit blauem Schmelz
Der hochgewölbte Bauch belegt, der steile
Und schmale Fall des Fußes am Gefäß
Voll Krakelur der Gräser, auf den Grund
Die freigeschwungne Landschaft eingeschmolzen,
Bald Heide, bald Gebirg und bald das Meer.
Und alles dies ist nicht der Tempel selbst,
Ist nur das Leben zwischen Stein und Stein.
So edel nämlich fügte sich der Form
Der Stein, so weise zwang ihn hohe Kunst:
Daß seiner Linien Gegenform im Raum
Zu neuer Formen Offenbarung ward
Und daß aus Säulen um des Gottes Altar

Des Weihgefäßes hohes Sinnbild trat.
Wo aber sind, dem Göttlichen so nah
Und Göttern so verwandten Schöpfersinns
Die Menschen, die Gestalter? Lange sah
Der Gott, die goldne Tagesbahn im Bogen
Vom Frühgebirg zur abendlichen Flut
Rastlos erneuernd, ihres klaren Sinns
Froh sonnenwärts gewandte Augen strahlen
Er, ein Genoss des tätigen Geschlechts.
Dann aber langsam losch, wie ein Gespräch,
Das allzuwach und starken Andrangs war,
Die Zwiesprach. Und es erbte von Geschlecht
Sich Müdigkeit und Abkehr zu Geschlecht;
Und innrer Unrast andre Gottesangst
Erdachte Andres viel.

Wann aber, Welt,
Wann kommt die Menschheit wieder, so, wie die,
Die solcher Kunst und Großheit kundig war?
Wann solcher Einfalt ungeschmückte Tat
Und wann die Zahl der fromm Verstehenden?
Wohl muß es so sein, daß die Menschen einst
Viel höher waren, oder mehr als die,
So nun auf Flügeln durch die Lüfte fahren,
Auf Stahlpalästen quer durchs Weltmeer stampfen
Und fernen Qualms den reinen Horizont
Fremd und gewaltsam, ohne Melodie,
Zu gradem Ziel durchschneiden: Mächtig scheint
Der Wille und sein vielgeschäftiger Sieg
Im Allerlei und dünngewalzten Sinn
Des Daseins uns. Doch heimlich wohnt die Angst.
Sie aber waren riesiger im Geist
Und, wenn auch karger wollend, mächtiger
Und so auf Erden, wie uns Sehnsucht bleibt.
Ihr zürnt, Genossen? Nun, so sagt mir doch
Was groß und dauernd ist. Denn wahre Kunst,
Gewalt des Geists und einig Weltgefühl

Der ungebrochnen Tat weiß nur von Größe,
Gehalt und Sinnbild: Und uns alle fällt
Gelächter an und Fluch der Kleinheit.
Schweigt!

III.

DER MITTAG

Schon brennt der Mittag näher. Hart und blau
Engt sich der Schatten um den Stein. Die Welt
Ist gottesnah und lauschend, so wie einst
Der Stunde tief geheimes Zeichen ahnend,
Und schleierlos, ein Glanzstreif, ruht das Meer.
Zu schweben scheint im Zittern heißer Luft
Ganz weiß von Licht Poseidons Heiligtum
Und leichter träumt es sich aus solchem Schlaf.

Gebete und Gesänge möcht' ich hören
Aus diesem Tempel, da der Glaube noch
Jung und gewiß war und wie Morgenwind
Vom Meer herüber, fruchtbar und gesund.
Und niedersteigen möcht' im Opferzug
Ich mit dem hohen Chor der weißen Priester
Zur nahen Dünung, Sänftigung des Schwalls
Vom Gott zu bitten, oder günstige Fahrt,
Da schon die Flut den nackten Fuß umgiert,
Dem Landmann drohend, doch den Schiffer lockend
Und so, mit ruhlos wechselndem Gesang,
Vom Glück den Menschen rauschend und vom Tod:
Das große Gleichnis unseres Geschicks.
— Vertan das Opfer, ausgetönt im Wind
Die Hymnen, die euch ehrten jeden Tag,
Urheilige Gewässer: Täglich wich
Unmerklich eure Welle, wo am Strand
Die Scheiterhaufen immer seltner brannten,

Unmerklich löschend so ein Endgeschlecht
Euch scheu noch Ehrender.
Doch stehen blieb,
Stein über ihrem Staub, der Tempel: stolz,
In zeitvernichtender Allgegenwart,
Dem Meer gebaut.
Nun, da der Glaube tot
Und verstummt der Gesang der Bekenner,
Ruhend in sich und geheimnisvoll
Jenem von Anfang verschwistert:
Der weithin atmenden Salzflut
Geweiht und dem rollenden Seegang,
Bleibt, über der wechselnden Menschen
Gedächtnis erhoben,
Poseidons Haus und des Glaubens Gebild
All künftigem Ahnen ein Zeichen, bestehn:
Gleich tief, gleich rätselvoll
Glaube wie Meer:
Aufbrandend in Menschheitsgezeiten
Und wieder ebbend, vielstimmig
Im Wandel der Sprachen, die Zeiten hindurch,
Siegreich ein rauschender Zaubergesang,
Unendlich: Glaube, wie Meer.

IV.

DER ABEND

Des Mittags honigsüße Ruh ist um.
Und da nun schon ein goldgesäumter Streif
Wie zum Empfang gelagerten Gewölks
Am tiefen Abendhorizonte brennt,
Das Taggestirn ins Flutbett zu geleiten,
Da schon vom Land ein dunkler Windhauch stößt
Und fern hinaus die Meeresfläche kräuselt,
Geschäftigen Diensts, dem Gott die Ruhestatt

Sanft aufzulockern und aufs neu zu glätten,
Erheb ich mich und setze meinen Fuß
Auf Heide, unscheinbar Gemäuer bald
Und allerlei Geröll, meerwärts. Es scholl
Hier einst der Markt der Stadt vom frohen Lärm
Der Heimgekehrten, der Begierigen
Auf Neuigkeiten, bunt, aus aller Welt
Und der Geschäftigen. Nun schreite ich
Durch Dünengras. Wo übers heiße Feld
Jetzt Bienen taumeln, lag einst Schiff bei Schiff
Im guten Hafen, froh des Heimatstrands:
Dies alles, zur Erinnrung eingeschrumpft,
Ist nun auch Jahresring am Baum der Zeit,
Zeitlos: Mir ist, als schritt ich körperhaft
Quer durch die Ewigkeit, ich lebend noch
Erzitternd, fremdher, schwerlich ungestraft. —
Und weiter, weithin unfruchtbaren Wegs,
Geh' ich hinaus. Und rückwärts schon versinkt
Das Heiligtum im welligen Land. Voraus
Jedoch erhebt sich Buschwerk und Gemäuer:
Ein Wachtturm aus der Sarazenenzeit,
Auf Klippenrand, jenseits der Brandung Saum,
Einst trutziglich ins Meer gebaut, damals,
Als schon die Tempel binnenwärts, gestürzt,
Nicht anders standen, als sie heute stehn.
Und heute, an den Wachtturm angelehnt,
Armselige Hütten, freundlich überwölbt
Von hundertjährigem Steineichenpaar
Und Kinderlärm im braunen Heidekraut:
Die Wacht im Meer ein breiter Bauernhof.
Und trocknen Fußes schreit ich durch den Ring
Des letzten Halbjahrtausends. Nahe schlägt
Mit leisem Schaumschlag, weiß, das Wellenband
Ans flache Land, verläuft und stirbt im Sand
Und hebt sich neu, lebendigen Atems.

Hier,

Hier steh' ich denn am Rand der Gegenwart:
Unendlich hin seh ich im Abendglanz
Die Wellen tanzen, gleißen und verheißen
Ein Undeutsames. Gänzlich leeren Spiels,
Gestaltlos lockend, fernsten Horizonts
Mit Farben trügend: wie der Zukunft ziemt.
An Muscheln aber, öden Sand und Tang
Verwesungsschaudernd stößt mein Fuß. Mein Blick,
Mein Wille, ganz vereinsamt, stürmt zurück,
Wo überm Hügelrand, im Abendblau,
Die hohen Giebel schweigsam trauern, wo
Die höchsten Säulen noch das Weltmeer schauen.
Einst schenkte diese unserem Wunschgeschlecht
Okeanos, der unerforschliche. Dann,
Unsäglich kargend, den reisigen Turm
Streitklirrender Zeiten. Zuletzt
Ein schmutzig Gehöft, zur Notdurft des Fischers
Am Gegenwartsstrand.
Soeben tritt hervor
Aus der rauchichten Tür seiner Hütte
Der bäurische Fischer.
Und zum Beweis, daß ich bin,
Daß ich seines Geschlechts bin,
Seines Daseins Genosse, jetzt und hier,
Seines Atems teilhaftig:
Grüßt er mich mürrisch.
Ach! fernab steht
Meine Seele in Götterhallen,
Welche dahin sind!
Meeresjenseits grüß ich Genossen,
Welche vielleicht einst
Kommen werden, wenn dieses Leben,
Dieses Gehöft hier und diese Stunde
Tief im Land und im Sande vermodern
Und das Träumen der Gegenwart
Tausendjähr'ge Erinnrung ist.

V.

DIE NACHT

Die Sonne dieses Tages sank ins Meer.
Es blaßt sein Bild und dämmert. Zwielicht ätzt
Die Farben fort. Still frißt Verwitterung.
Mühselig ist der Rückweg nun. Es trägt
Ihn kein Erwarten mehr. Kein Wunsch mehr prüft
Das Maß der Kräfte und der Wandrung Ziel.
Ein Säulenhain, nah dem Gestrüpp, erhebt,
Geborstnen Wohllauts, stumm den Lobgesang
Der gütigen Mutter, der Erhalterin
Ceres, der Äckersegnenden: und rings
Dorrt Scholl und Steppe. Gottgeweiht und blind
Und wie von Alter kindisch aber lallt
Er noch vergessne Hymnen. Alles, was
Einst Geist, fruchtschwere Wahrheit war und laut
Umjauchzt von Freude: Tot ist das. Und nur
Der Stein lobt noch die Götter: Fruchtbarkeit
Und Glück des Meeres. Dunkler Fluch vertrieb
Die Segensreichen, auf beglückter Stätte
Verbunden einst: Die Göttin morgenwärts
Zu Hängen des Gebirgs, den Gott des Meers
Jedoch gen Abend. Öd liegt nun das Feld.

Was aber ist solch heiligen Zwanges Sinn?
Und wo ist Dauer, wenn bei Göttern nicht?
Andacht schaut sie auf ewigem Thron. Doch sie,
Sie treibts, zu wachsen, denn es wächst die Zeit,
Nur unser Leben frißt Vergangenheit:
Wohin denn tritt der Fuß der Sterblichen
Und nicht dem Untergang entgegen? Weh,
Schon soviel Schönheit war auf dieser Erde
Und soviel Sehnsucht, die das Wunder schuf:
Vergebens. Dämmrung fraß, Nacht nahm sie fort
Und künftige Tage kennen sie nicht mehr.

———

Jetzt noch ist ahnend Rückschau hier gegönnt:
Noch glänzt dem Gott, schon fern erhöht, das Haus.
Doch ferner rollt und ferner seine Brandung,
Der Wind schon übertäubt sie. Bald, wie bald
Wird sie vom schwärmenden Gesumm der Bienen,
Vom Sommerlärm der Heide ganz erstickt sein:
Und dann ist Stille. Letzte Stille schleicht
Durch gottverlaßnes Land und knirschend wankt
Und bebt von Grund auf das Gebäu und stürzt,
Mit letztem Donner fern den Gott zu grüßen,
Der ihn dereinst mit Salzschaum angesprüht.
So wird es sein.
Still weiter wächst die Zeit. —
In ihres Wachstums Adern aber, Gott
Und Mensch und alle Schönheit nährend, kreist
Der Ewigkeit kostbarstes Blut: der Glaube,
Der allen Lebens letztes Gleichnis bleibt.

Und was war nun der Tag? Ein Atemzug,
Ein Lichtgedank, ein Lächeln, ein Verzug
Von weniger, als von Erinnerung:
Ein Blinzeln nur im ewigen Schlaf der Dinge.
Und nun kam wiederum, von je gewohnt,
Die Nacht: das flüchtig-leise Augenschließen
Des ewig aus sich selber wachen Geists.
Und also wacht ich auf aus diesem Tag,
Und meiner Irrfahrt in Vergangenheit.
Und unsere Sterne standen über mir.
Kuhläuten, Büffelherden zogen heim,
Gesenkten Haupts und bösen Blicks vorbei
An schwarzen Tempelmassen. Rauch stieg auf
Vom nahen Schilfzelt lagerfroher Hirten
Und durch die Nacht glomm Herdglut und Gesang.
Am samtnen Himmel aber, abendwärts,
Stand tief des Jahres Wunder: der Komet,
Lotrechten Schweifes überm Weltmeer. Jetzt

Noch diesen Augen vorgerückt, ein Ding,
So furchtbar, groß und wirklicher Gestalt,
Als dieser Stern, auf dem wir Mensch sind. Jetzt
In Ewigkeit nichts mehr: Gedächtnislos
Ins Unausdenkliche vergangen, wie
Aus Unausdenklichem heran gefahren,
Ein nennbar Ding nur diesen Augenblick.
Und doch im Weltenbaum der Zeit ein Strich,
Ein goldner Nerv, des Glaubens ewigem Puls
Benachbart und verschlungen auch, vielleicht:
Was stammelt noch das Wort? Durchzückt miteins
Stand ich. Denn mir wie Heimat war die Nacht
Und das Gewölbe, voll von Sternen, und
Das Rauschen ferner Brandung: Alles dies,
Was schön ist, glaubenswert und unfaßbar.

Friedrich Alfred Schmid Noerr.

EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN

3. MIT EINEM MONISTEN

ICH lernte vor kurzem einen Monisten kennen.

Ich merkte auf den ersten Blick, daß er ein vortrefflicher Mensch war. Das Vortrefflichsein scheint übrigens durch den Monismus wesentlich erleichtert zu werden. Wir andern haben nur Erschwerungen zu bieten.

»Sie sind Mystiker«, sagte der Monist und sah mich mehr verzichtend als strafend an. So stelle ich mir einen Apoll vor, der es verschmäht, den Marsyas zu schinden. Er unterließ sogar das Fragezeichen. Aber seine Stimme war leutselig. Ja, er brachte es zustande, sublim und vortrefflich zugleich zu sein.

»Nein, Rationalist«, sagte ich.

Er geriet aus der schönen Haltung. »Wie . . . ich meinte . . .«, äußerte er.

»Ja,« bekräftigte ich, »das ist die einzige meiner Weltansichten, der ich es erlaubt habe, sich zum Ismus zu verbreitern. Ich bin dafür, daß die Ratio alles aufnehme, alles bewältige, alles verarbeite. Nichts kann ihr widerstehen. Wie dürfte so ein lumpiges »Ding« wagen, sich gegen ihren Anspruch zu empören? Sie kriegt sie alle unter. Und nichts kann sich vor ihr verbergen. Wo fände es ein Mauseloch, in das ihre Kategorien nicht hinabreichten? Sie klaubt sie alle, alle auf. Ich finde das herrlich. Nur keine halbe Arbeit, nur keine Neunzehntelarbeit! Nur nichts übersehen, nur nichts verschonen, nur nichts bestehen lassen! Sie hat nur dann etwas getan, wenn sie es vollständig getan hat. Sie macht sich an die Welt heran und macht sie zurecht. Welch ein Meisterstück! Die rationalisierte Welt! Die Welt ohne Lücke und ohne Widerspruch! Die Welt als Syllogismus!«

»Nein, aber . . .«, wandte er ein.

»Ganz recht«, konzedierte ich, »Sie würden es anders formulieren, etwa: die Welt als die vollständige Induktionsreihe. Bitte, es kommt mir nicht darauf an, ich bin auf jeden Fall einverstanden. Wenn nur ganze Arbeit gemacht wird! Da gibt es freilich welche, die die Grenzen verwischen. Die mag ich nicht. Aber für Sie bin ich eingenommen. Sie sind mir nur noch, trotz allem, nicht vollständig genug. Wenn Sie vollständig wären, würde ich Hurrah schreien. Aber Sie lassen noch immer irgendwo verschämte Teleologien ein. Das sollte nicht sein. Wenn der Menschenwille restlos bestimmt ist, so ist es ganz gleichgültig, daß er dieses Bestimmtsein nicht überblickt, die Zukunft als von sich abhängig vorstellt und meint nicht Durchgang sondern Ursprung zu sein: in den Augen Ihres Ideals, des Betrachters der vollständigen Induktionsreihe, wäre er unfrei und muß es daher auch für Sie sein«.

»Jedoch . . .«, rief er dazwischen.

»Gewiß,« erwiderte ich, »die Moral . . . Aber das kann meine Neigung für hemmungslosen Rationalismus nicht beeinflussen. Ich denke ihn mir als ein engmaschiges Netz, das alle Phänomene einfängt und dem keins wieder entschlüpfen kann. Gestehet nur der Seele keine Sonderstellung zu! »Führt« sie »zurück«, bis sie nicht weiter zurück kann! Drückt sie an die Wand! Duldet nichts, was sich euren einreihenden Befehlen entziehen möchte! Ruhet nicht, ehe die Welt vor euren prüfenden Blicken steht wie eine wohlgeordnete Registratur! Dann habt ihr bewiesen, daß der Geist der Herr ist und daß er nur die erstbeste seiner Töchter auszusenden braucht und sie bindet die Welt und den Vater dazu. So muß es immer von neuem geschehen, von Geschlecht zu Geschlecht. Bis er wieder den Finger hebt und alle Fesseln zerfallen und die Welt sich dehnt und die Zettel eurer Zettelkästen wild umherfliegen im spielenden Sturm.«

»So also . . .«, konstatierte er ärgerlich.

»Ja«, bestätigte ich und leugnete nichts. »Sie haben mich durchschaut. Wir brauchen auch gar nicht zu warten. Was im Menschenreich von einer Zeit zur andern geschehen muß, geschieht allzeit von Augenblick zu Augenblick im Menschen. Wenn der Kreis gezogen

ist, der reinliche Kreis der Weltbegreifbarkeit, und wenn alles eingebannt und alles Denken als Energieform und aller Wille als Kausalitätsform entlarvt ist, dann schwingt Selbst, die heimliche Lerche, sich aus dem Kreise auf und tiriliert. Ihr hattet das Ich zerlegt und aufgeteilt, da schwebt es unberührt über euren Künsten, das unantastbare. Ihr mögt meine Seele als ein lockeres Aggregat von Empfindungen enthüllen: da rührt sie sich und fühlt emporgereckt den Glanz der Nacht oder ingrimmig die Not eines Kindes, und ist Kristall, und wenn sie schläft, fliegen all eure Formeln und Berechnungen wie Motten um ihren feurigen Traum. Ihr mögt die Elemente aufzeigen, aus denen ich bestehe, die Wandlungen, die an mir geschehen, die Gesetze, die mich zwingen: wenn ich ganze einmalige Gestalt mich zum Tun hebe und mich entscheide, bin ich Element, ich Wandlung, ich Gesetz, und die Blitze der Schöpfung zucken in meinen beginnenden Händen. Welcher Stoffe Verbindung, welcher Tiere Nachkomme, welcher Funktionen Knecht ich bin, das ist mir ersprießlich zu hören — und ist mir nichtig, wenn ich Unendliches zu denken, Unendliches zu schauen wage und ihm verwoben mich als Unendlichen erfahre. Daß es eine Zeit gab, da der Mensch nicht auf der Erde war, die Kunde nehme ich willig auf — und kenne ihre Sprache nicht mehr, wenn mir in der Flamme des erlebten Augenblicks die Ewigkeit entgegenschlägt, daß einst die Erde erkalten und der Mensch verschwinden wird, lasse ich mir gern erzählen — und habe es vergessen und vernichtet, wenn meine Tat hinaus ins uferlose Werden brandet. Das ist das glorreiche Paradox unseres Daseins, daß alle Begreifbarkeit der Welt nur ein Schemel ihrer Unbegreifbarkeit ist. Aber diese Unbegreifbarkeit hat eine neue, eine wundersame Erkenntnis zu spenden, die ist wie die Adams, der sein Weib Chawa erkannte. Was die kundigste und kunstreichste Verknüpfung von Begriffen versagt, das gewährt das demütige und getreue Erschauen, Erfassen, Erkennen irgend eines Dinges. Die Welt ist nicht begreifbar, aber sie ist umschlingbar: durch die Umschlingung eines ihrer Wesen. Jedes Ding und Wesen hat zwiefache Beschaffenheit: die passive, aufnehmbare, bearbeitbare, zerlegbare, vergleichbare, verknüpfbare, rationalisierbare, und die andre, die aktive, unaufnehmbare, unbearbeitbare, unzerlegbare, un-

vergleichbare, unverknüpfbare, unrationalisierbare. Diese ist das Gegenübertretende, das Gestalthafte, das Schenkende in den Dingen. Wer ein Ding wahrhaft erlebte, daß dessen Selbst ihm entgegensprang und ihn umfing, hat darin die Welt erkannt.«

»Sie sind also doch ein Mystiker«, sagte der Monist, als ich innehielt, und er lächelte. Weil er zu Wort gekommen war? Weil er Recht behielt? Oder weil es einen Monisten lächern muß, wenn so ein Kerl sich nach weitläufiger Verstellung endlich doch als heilloser Reaktionär entpuppt? Oder überhaupt...? Laßt uns nicht nach Motiven forschen und uns jedes Menschenlächelns, sofern es nicht geradezu boshaft ist, freuen.

»Nein,« antwortete ich und sah ihn freundlich an, »da ich doch der Ratio einen Anspruch zubillige, den ihr der Mystiker verwehren muß. Und überdies fehlt es mir an Verneinung. Ich kann nur Zustände verneinen, aber nicht das winzigste Ding. Der Mystiker kriegt es wahrhaft oder scheinbar fertig, die ganze Welt, oder was er so nennt, alles, was ihm seine Sinne an Gegenwart und Gedächtnis darreichen, auszurotten und hinwegzuschaffen, um mit neuen, entleibten Sinnen oder einer ganz übersinnigen Kraft zu seinem Gotte vorzudringen. Mich aber geht eben diese Welt, diese schmerzensreiche und köstliche Fülle all dessen, was ich sehe, höre, taste, ungeheuer an. Ich vermag von ihrer Wirklichkeit nichts hinwegzuwünschen, nein, nur noch steigern möchte ich diese Wirklichkeit. Denn was ist sie doch? Die Berührung zwischen dem unsäglichen Kreisen der Dinge und den erlebenden Kräften meiner Sinne, die mehr und anderes sind als Ätherschwingung und Nervenstrom und Empfinden und Verknüpfen von Empfindungen, — die leibhafter Geist sind. Und die Wirklichkeit der erlebten Welt ist um so mächtiger, je mächtiger ich sie erlebe, — sie verwirkliche. Wirklichkeit ist keine feststehende Verfassung sondern eine steigerungsfähige Größe. Ihr Grad ist funktionell abhängig von der Intensität unseres Erlebens. Es gibt eine gemeine Wirklichkeit, die hinreicht, damit die Dinge verglichen und klassifiziert werden. Aber ein Andres ist die große Wirklichkeit. Und wie könnte ich sie meiner Welt geben, als indem ich das Gesehene mit aller Kraft meines Lebens sehe, das Gehörte mit aller Kraft meines Lebens höre, das Getastete mit aller Kraft

meines Lebens taste? Als indem ich mich über das erlebte Ding neige mit Inbrunst und Gewalt und die Schale der Passivität mit meinem Feuer schmelze, bis mir das Gegenübertretende, das Gestalthafte, das Schenkende des Dinges entgegenspringt und mich umfängt, daß ich darin die Welt erkenne? Wirkliche Welt — das ist offenbare, erkannte Welt. Und die Welt kann nicht anderswo erkannt werden als in den Dingen und nicht anders als mit dem tätigen Sinnengeist des Liebenden.«

»Ja, dann . . .«, behauptete der Monist.

»Nein, nein,« protestierte ich, »Sie irren sich: da ist ganz und gar kein Einvernehmen mit Ihren Lehrsätzen. Denn der Liebende, das ist einer, der jedes Ding, das er erfaßt, beziehungslos erfaßt. Es fällt ihm nicht bei, das erlebte Ding in Relationen zu andern Dingen einzustellen, da ihm ja zu dieser Stunde kein andres lebt als dieses, dieses geliebte allein in der Welt, die Welt ausfüllend, es und die Welt einander ununterscheidbar deckend. Wo ihr mit flinken Fingern die Gemeinsamkeiten heraushoIt und in bereite Kategorien verteilt, schaut er traumgewaltigen und urwachen Herzens das Ungemeinsame. Und dieses ist die schenkende Gestalt, das Selbst des Dinges, das ihr in den reinlichen Kreis eurer Weltbegreifbarkeit nicht zu bannen vermögt. Was ihr aushebt und zusammenbringt, das ist ewig nur die Passivität der Dinge. Ihre Aktivität aber, ihre wirkende Wirklichkeit offenbart sich einzig dem Liebenden, der sie erkennt. Und so erkennt er die Welt. In den Zügen des Geliebten, dessen Selbst er verwirklicht, gewahrt er das rätselhafte Angesicht des Alls.

Echte Kunst ist eines Liebenden Kunst. Der solche Kunst treibt, dem erscheint, da er ein Ding der Welt erlebt, die heimliche Gestalt des Dinges, die keinem vor ihm erschien, und auch er sieht sie nicht, sondern er fühlt ihren Umriß mit seinen Gliedern und ein Herz schlägt an seinem Herzen. So lernt er die Herrlichkeit der Dinge, daß er sie sage und lobpreise und die Gestalt den Menschen offenbare.

Echte Wissenschaft ist eines Liebenden Wissenschaft. Der solche Wissenschaft treibt, dem tritt, da er ein Ding der Welt erlebt, das heimliche Leben des Dinges gegenüber, das keinem vor ihm gegenübertrat, und gibt sich ihm anheim, und er erfährt es, gefüllt von

Geschehen bis an den Rand seines Daseins. Sodann deutet er das Erfahrene in schlichten und fruchtbaren Begriffen und ehrt das Einsame und Unvergleichbare, das ihm widerfuhr, durch bedachtsame Redlichkeit.

Echte Philosophie ist eines Liebenden Philosophie. Der solche Philosophie treibt, dem öffnet sich, da er ein Ding der Welt erlebt, der heimliche Sinn, das Gesetz des Dinges, das sich keinem vor ihm öffnete, und nicht wie ein Gegenstand, sondern als täte sich ihm der eigene Sinn, der Sinn all der Zeit seines Lebens und all der Geschicke und seines leidvollen und erhabenen Denkens Sinn, erschütternd auf. Und er, der also Erschütterte, merkt auf die Weisung und ruft an: »O du Ding, ein Ding der Welt, du maßloses ausgespanntes Ding, so rede zu mir!« Und er vernimmt es und weiß: »So ist das Sein, so wird das Werden, in diesem Dinge wohnt der Sinn der Welt.« So nimmt er das Gesetz des Dinges, das er vernommen hat, mit botmäßiger und schöpferischer Seele an und setzt es als das Gesetz der Welt ein, und hat daran nicht vermessen getan, sondern würdig und getreu.

Alle echte Tat ist eines Liebenden Tat. Alle echte Tat kommt aus der Berührung mit einem geliebten Ding und mündet im All. Alle echte Tat gründet aus der erlebten Einheit Einheit in die Welt. Nicht eine Eigenschaft der Welt ist die Einheit, sondern ihre Aufgabe. Einheit aus der Welt zu bilden ist das unendliche Werk.

Und um dieses Monismus willen, lieber Monist . . .«

Er stand auf und reichte mir die Hand. Wir sahen einander an.

Laßt uns an den Menschen glauben!

Martin Buber.

AUFWACHEN

Kaltes leerblaues Licht glitzert durch Eis und Glas
In mein Auge, entträumt, welches nach fernem Schlaf
Aufgedeckt nun und zitternd
Wieder Leben sieht, und sein Sehn.

O mein grelles Gehirn, Wache und Krampf und Schuß,
Wie entließest du dich, ließest du dich hinweg,
Wurdest Kissen und Stille,
Und befreundet dem weichen Mond.

Und indessen du lagst, wirkte für dich mein Herz,
Schneller, aufatmender, füllender, ja wie voll
Wuchs ich Armer mit Träumen,
Mit Gebirgen erfüllter Lust.

Nicht mehr mußten Gesicht, Zunge und Hände tun,
Was erdachter Befehl, innerster Fremde Stoß
Und das Ziehen der Ziele
Tags aufdrängen vertieftem Blut. —

— Was nun wieder ans Bett glitzert durch Eis und Glas
... Sonne des Winters hält Fülle und Fließen an
Und die Blicke zum Weltmeer
Spitz versammelt ein Ruf ins Hirn.

Kurt Wolfenstein.

DER GOLEM

ROMAN

(Fortsetzung)

VI

NACHT

Willenlos hatte ich mich von Zwakh die Treppe hinunterführen lassen.

Ich spürte den Geruch des Nebels, der von der Straße ins Haus drang, immer deutlicher und deutlicher werden. Josua Prokop und Vrieslander waren einige Schritte vorausgegangen und man hörte, wie sie draußen vor dem Torweg mitsammen sprachen.

»Er muß rein in das Kanalgitter gefallen sein. Es ist doch zum Teufelholen.«

Wir traten hinaus auf die Gasse und ich sah, wie Prokop sich bückte und die Marionette suchte.

»Freut mich, daß du den dummen Kopf nicht finden kannst«, brummte Vrieslander. Er hatte sich an die Mauer gestellt und sein Gesicht leuchtete grell auf und erlosch wieder, — in kurzen Intervallen — wie er das Feuer eines Streichholzes zischend in seine kurze Pfeife sog.

Prokop machte eine heftig abwehrende Bewegung mit dem Arm und beugte sich noch tiefer herab. — Er kniete beinahe auf dem Pflaster.

»Still doch! — Hört ihr denn nichts?«

Wir traten an ihn heran. — Er deutete stumm auf das Kanalgitter und legte horchend die Hand ans Ohr. Eine Weile standen wir unbeweglich und lauschten in den Schacht hinab. —

Nichts.

»Was wars denn?« — flüsterte endlich der alte Marionettenspieler, doch sofort packte ihn Prokop heftig beim Handgelenk.

Einen Augenblick — kaum einen Herzschlag lang — hatte es mir geschienen, als schlüge da unten eine Hand gegen eine Eisenplatte — fast unhörbar. — Wie ich eine Sekunde später darüber nachdachte, war alles vorbei, nur in meiner Brust hallte es wie ein Erinnerungsecho weiter und löste sich langsam in ein unbestimmtes Gefühl des Grauens auf. —

Schritte, die die Gasse heraufkamen, verscheuchten den Eindruck.

»Gehen wir, — was stehen wir da herum!«, mahnte Vrieslander.

Wir schritten die Häuserreihe entlang. —

Prokop folgte nur widerwillig.

»Meinen Hals möcht ich wetten, da unten hat jemand geschrien in Todesangst.«

Niemand von uns antwortete ihm, aber ich fühlte, daß etwas wie leise dämmernde Angst uns die Zunge in Fesseln hielt.

Bald darauf standen wir vor einem rotverhängten Schenkenfenster.

»SALON LOISITSCHEK«.

»Heinte großes Konzehr«

stand auf einem Pappendeckel geschrieben, dessen Rand mit verblichenen Photographien von Frauenzimmern bedeckt war.

Ehe noch Zwakh die Hand auf die Klinke legen konnte, öffnete sich die Eingangstür nach innen und ein vierschrötiger Kerl mit gewichstem schwarzem Haar, ohne Kragen — eine grünseidene Kravatte um den bloßen Hals geschlungen und die Frackweste mit einem Klumpen aus Schweinszähnen geschmückt — empfing uns mit Bücklingen.

»Jä, jä, das sin mir Gästäh. — — — Pane Schaffranek, rasch einen Tusch!« setzte er über die Schulter in das von Menschen überfüllte Lokal gewendet hastig seinem Willkommengruß hinzu.

Ein klimperndes Geräusch, wie wenn eine Ratte über Klaviersaiten liefe, war die Antwort.

»Jä, jä, das sin mir Gästäh, das sin mir Gästäh. Da schaut man«, murmelte der Vierschrötige immerwährend eifrig vor sich hin, während er uns aus den Mänteln half.

»Ja, ja, heinte ist der ganze verehrliche Hochadel des Landes bei mir versammelt«, beantwortete er triumphierend Vrieslanders er-

staunte Miene, als im Hintergrund auf einer Art Estrade, die durch Geländer und eine zweistufige Treppe vom vorderen Teil der Schenke getrennt war, ein paar vornehme junge Herren in Abendtoilette sichtbar wurden.

Schwaden beißenden Tabakrauches lagerten über den Tischen, hinter denen die langen Holzbänke an den Wänden vollbesetzt von zerlumpten Gestalten waren: Dirnen von den Schanzen, ungekämmt, schmutzig, barfuß, die festen Brüste kaum verhüllt von mißfarbigen Umhängetüchern, Zuhälter daneben mit blauen Militärmützen und Zigaretten hinter dem Ohr, — Viehhändler mit haarigen Fäusten und schwerfälligen Fingern, die bei jeder Bewegung eine stumme Sprache der Niedertracht redeten, vazierende Kellner mit frechen Augen und blatternarbige Kommis mit karrierten Hosen.

»Ich stell ich Ihnen spanische Plente umadum, damit Sie schön ungestört sein«, krächzte die feiste Stimme des Vierschrötigen und eine Rollwand, beklebt mit kleinen tanzenden Chinesen, schob sich langsam vor den Ecktisch, an den wir uns gesetzt hatten. —

Schnarrende Klänge einer Harfe machten das Stimmengewirr im Zimmer verlöschen.

Eine Sekunde eine rhythmische Pause.

Totenstille, als hielte alles den Atem an. — Mit erschreckender Deutlichkeit hörte man plötzlich wie die eisernen Gasstäbe fauchend die flachen herzförmigen Flammen aus ihren Mündern in die Luft bliesen — — — dann fiel die Musik über das Geräusch her und verschlang es.

Als wären sie soeben erst entstanden, tauchten da zwei seltsame Gestalten aus dem Tabakqualm vor meinem Blick empor.

Mit langem wallendem weißem Prophetenbart, ein schwarzseidenes Käppchen — wie es die alten jüdischen Familienväter tragen — auf dem Kahlkopf, die blinden Augen milchbläulich und gläsern — starr zur Decke gerichtet — saß dort ein Greis, bewegte lautlos die Lippen und fuhr mit dürren Fingern — wie mit Geierkrallen in die Saiten einer Harfe. — Neben ihm in speckglänzendem schwarzem Taffetkleid, Jettschmuck und Jettkreuz an Hals und Armen — ein Sinnbild erheuchelter Bürgermoral — ein schwammiges Weibsbild, die Ziehharmonika auf dem Schoß.

Ein wildes Gestolper von Klängen drängte sich aus den Instrumenten — dann sank die Melodie ermattet zur bloßen Begleitung herab.

Der Greis hatte ein paarmal in die Luft gebissen und riß den Mund weit auf, daß man die schwarzen Zahnstumpen sehen konnte. Langsam aus der Brust herauf rang sich ihm, von seltsamen hebräischen Röchellauten begleitet, ein wilder Baß:

»Roo — n — te, blau — we Stern — — —

»Rititit« — (schrillte das Weibsbild dazwischen und schnappte sofort die keifigen Lippen zusammen, als habe sie schon zuviel gesagt —)

»Roonte blaue Steern
Hörndlach ess i' ach geern«,
»Rititit«
»Rothboart, Grienboart
allerlaj Stern« — —
»Rititit, rititit.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Paare traten zum Tanze an.

»Es ist das Lied vom »chomezigen Borchu«, erklärte uns lächelnd der Marionettenspieler und schlug leise mit dem Zinnlöffel, der sonderbarerweise mit einer Kette am Tisch befestigt war, den Takt. »Vor wohl hundert Jahren oder mehr noch hatten zwei Bäckergesellen: Rotbart und Grünbart — am Abend des »Schabbes Hagodel« das Brot — Sterne und Hörnchen — vergiftet, um ein ausgiebiges Sterben in der Judenstadt hervorzurufen, aber der »Meschores« — der Gemeindediener — war infolge göttlicher Erleuchtung noch rechtzeitig daraufgekommen und konnte die beiden Verbrecher der Stadtpolizei überliefern. Zur Erinnerung an die wundersame Errettung aus Todesgefahr dichteten damals die »Lamdonim« und »Bocherlech« jenes seltsame Lied, das wir hier jetzt als Bordellquadrille hören.« —

»Rititit — Rititit«

»Rote blaue Steern — — — —« immer hohler und fanatischer erscholl das Gebell des Greises. —

Plötzlich wurde die Melodie konfuser und ging allmählich in den Rhythmus des böhmischen »Schlapak« — eines schleifenden Schiebetanzes über, bei dem die Paare die schwitzenden Wangen innig aneinander preßten.

»So recht. Bravo. Ah da! fang, hep, hep!« rief von der Estrade ein schlanker junger Kavalier im Frack — das Monokle im Auge — dem Harfenisten zu, griff in die Westentasche und warf ein Silberstück in der Richtung. Es erreichte sein Ziel nicht: Ich sah noch, wie es über das Tanzgewühl hinblitzte, da war es plötzlich verschwunden. Ein Strolch — sein Gesicht kam mir so bekannt vor — ich glaube, es muß derselbe gewesen sein, der neulich bei dem Regenguß neben Charousek gestanden — hatte seine Hand hinter dem Busentuch seiner Tänzerin, wo er sie bisher hartnäckig ruhen gehabt, hervorgezogen — ein Griff in die Luft mit affenhafter Geschwindigkeit, ohne auch nur einen Takt der Musik auszulassen — und die Münze war geschnappt. Nicht eine Muskel zuckte im Gesicht des Burschen auf, nur zwei, drei Paare in der Nähe grinsten leise.

»Wahrscheinlich einer vom »Bataillon«, nach der Geschicklichkeit zu schließen,« sagte Zwakh lachend.

»Meister Pernath hat sicherlich noch nie etwas vom »Bataillon« gehört,« fiel Vrieslander auffallend rasch ein und zwinkerte heimlich dem Marionettenspieler zu, daß ich es nicht sehen sollte. — Ich verstand gar wohl. — Es war wie vorhin, — oben auf meinem Zimmer. Sie hielten mich für krank. Wollten mich aufheitern. Und Zwakh sollte etwas erzählen. — Irgend etwas.

Wie mich der gute Alte so mitleidig ansah, stieg es mir heiß vom Herzen in die Augen. — Wenn er wüßte, wie weh mir sein Mitleid tat! —

Ich überhörte die ersten Worte, mit denen der Marionettenspieler seine Worte einleitete, — ich weiß nur, mir war, als verblute ich langsam. Mir wurde immer kälter und starrer. Wie vorhin, als ich als hölzernes Gesicht auf Vrieslanders Schoß gelegen hatte. — Dann war ich plötzlich mitten drin in der Erzählung, die mich fremdartig umhüllte, — einhüllte, wie ein lebloses Stück aus einem Lesebuch.

Zwakh begann:

»Die Erzählung vom Rechtsgelehrten Dr. Hulbert und seinem Bataillon.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — no, was soll ich Ihnen sagen: Das Gesicht hatte er voller Warzen und krumme Beine wie ein Dachshund. — Schon als

Jüngling kannte er nichts als Studium. Trockenes entnervendes Studium. Von dem, was er sich durch Stundengeben mühsam erwarb, mußte er noch seine kranke Mutter erhalten. — Wie grüne Wiesen aussehen und Hecken und Hügel voll Blumen und Wälder, erfuhr er, glaube ich, nur aus Büchern. Und wie wenig von Sonnenschein in Prags schwarze Gassen fällt, wissen Sie ja selbst.

Sein Doktorat hatte er mit Auszeichnung gemacht, das war eigentlich selbstverständlich. —

Nun, und mit der Zeit wurde er ein berühmter Rechtsgelehrter. So berühmt, daß alle Leute — Richter und alte Advokaten — zu ihm fragen kamen, wenn sie irgend etwas nicht wußten. — Dabei lebte er ärmlich wie ein Bettler in einer Dachkammer, deren Fenster hinaus auf den Teinhof schaute.

So vergingen Jahre um Jahre und Dr. Hulberts Ruf als Leuchte seiner Wissenschaft wurde allmählich Sprichwort im ganzen Lande. — Daß ein Mann, wie er, weichen Herzensempfindungen zugänglich sein könnte, zumal sein Haar schon anfing weiß zu werden und sich niemand erinnerte, ihn je von etwas anderem als von Jurisprudenz sprechen gehört zu haben, hätte wohl keiner geglaubt. Doch gerade in solchen verschlossenen Herzen glüht die Sehnsucht am heißesten.

An dem Tage, als Dr. Hulbert das Ziel erreichte, das ihm wohl schon als Höchstes seit seiner Studentenzeit vorgeschwebt hatte: — als nämlich Seine Majestät der Kaiser von Wien aus ihn zum Rektor magnificus an unserer Universität ernannte, — da ging es von Mund zu Mund, er habe sich mit einem jungen, bildschönen Fräulein, aus zwar armer aber adliger Familie, verlobt.

Und wirklich schien von da an das Glück bei Dr. Hulbert eingezogen zu sein. Wenn auch seine Ehe kinderlos blieb, so trug er doch seine junge Gattin auf Händen, und jeden Wunsch zu erfüllen, den er ihr nur irgend von den Augen abzulesen vermochte, war seine höchste Freude.

In seinem Glück vergaß er jedoch keineswegs, wie es wohl so manch anderer getan hätte, seiner leidenden Mitmenschen. »Mir hat Gott meine Sehnsucht gestillt,« soll er einmal gesagt haben, — »er hat mir ein Traumgesicht zur Wahrheit werden lassen, das wie ein Glanz vor mir hergegangen ist seit Kindheit an — er hat mir das

lieblichste Wesen zu eigen gegeben, das die Erde trägt. Und so will ich, daß ein Schimmer von diesem Glück, soweit es in meiner kleinen Macht steht, auch auf andere fällt.« — — — — — — — — — — —

Und so kam es, daß er sich bei Gelegenheit eines armen Studenten annahm wie seines eignen Sohnes. Vermutlich in der Erwägung, wie wohl ihm selbst ein solch gutes Werk getan hätte, wäre es ihm am eigenen Leib und Leben in den Tagen seiner kummervollen Jugendzeit passiert. Wie aber nun auf Erden manche Tat, die dem Menschen gut und edel scheint, Folgen nach sich zieht gleich der einer fluchwürdigen, weil wir Menschen wohl doch nicht richtig unterscheiden können zwischen dem, was giftigen Samen in sich trägt und was heilsamen, so begab es sich auch hier, daß aus Dr. Hulberts mitleidsvollem Werk das bitterste Leid für ihn selbst entsproßte.

Die junge Frau entbrannte gar bald in heimlicher Liebe zu dem Studenten und ein erbarmungsloses Schicksal wollte, daß sie der Rektor gerade in dem Augenblicke, als er unerwartet nach Hause kam, um sie zum Zeichen seiner Liebe mit einem Strauß Rosen als Geburtstagspräsent zu überraschen, in den Armen dessen antraf, auf den er Wohltat über Wohltat gehäuft hatte.

Man sagt, daß die blaue Muttergottesblume für immer ihre Farbe verlieren kann, wenn der fahle schweflige Schein eines Blitzes, der ein Hagelwetter verkündet, plötzlich auf sie fällt; gewiß ist, daß die Seele des alten Mannes für immer erblindete an dem Tage, wo sein Glück in Scherben ging. Am selben Abend noch saß er, der bis dahin nicht gewußt, was Unmäßigkeit ist, hier beim »Loisitschek« — fast bewußtlos vom Fusel — bis zum Morgengrauen. Und der »Loisitschek« wurde seine Heimstätte für den Rest seines zerstörten Lebens. Im Sommer schlief er irgendwo auf dem Schutt eines Neubaus, im Winter hier auf den hölzernen Bänken. —

Den Titel eines Professors und Doktors beider Rechte hatte man ihm stillschweigend belassen.

Niemand hatte das Herz dazu, gegen ihn, den einst berühmten Gelehrten, den Vorwurf zu erheben, daß man Ärgernis nähme an seinem Wandel.

Allmählich sammelte sich um ihn, was an lichtscheuem Gesindel in der Judenstadt sein Wesen trieb, und so kam es zur Gründung

jener seltsamen Gemeinschaft, die man noch heutigen Tags »das Bataillon« nennt.

Dr. Hulberts umfassende Gesetzeskenntnis wurde das Bollwerk für alle die, denen die Polizei zu scharf auf die Finger sah. War irgend ein entlassener Sträfling daran zu verhungern, schickte ihn Dr. Hulbert splitternackt hinaus auf den Altstädter Ring — und das Amt auf der sogenannten »Fischbanka« sah sich genötigt, einen Anzug beizustellen. Sollte eine unterstandslose Dirne aus der Stadt gewiesen werden, so heiratete sie schnell einen Strolch, der bezirkszuständig war, und wurde dadurch ansässig.

Hundert solcher Auswege wußte Dr. Hulbert und seinem Rate gegenüber stand die Polizei machtlos da. — Was diese Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft »verdienten«, übergaben sie getreulich auf Heller und Kreuzer der gemeinsamen Kassa, aus der der nötige Lebensunterhalt bestritten wurde. — Niemals ließ sich auch nur eines die geringste Unehrlichkeit zu schulden kommen. — Mag sein, daß angesichts dieser eisernen Disziplin der Name »das Bataillon« entstand.

Pünktlich am ersten Dezember, wo sich der Tag des Unglücks jährte, das den alten Mann betroffen hatte, fand jedesmal nachts beim »Loisitschek« eine seltsame Feier statt. Kopf an Kopf gedrängt standen sie hier: Bettler, Vagabunden, Zuhälter und Dirnen, Trunkenbolde und Lumpensammler, und eine lautlose Stille herrschte wie beim Gottesdienst. — Und dann erzählte ihnen Dr. Hulbert dort von der Ecke aus, wo jetzt die beiden Musikanten sitzen — gerade unter dem Krönungsbilde Seiner Majestät des Kaisers —, seine Lebensgeschichte: — wie er sich emporgerungen, den Doktortitel erworben und später Rektor magnificus geworden war. Wenn er zu der Stelle kam, wo er mit dem Busch Rosen in der Hand ins Zimmer seiner jungen Frau trat — zur Feier ihres Geburtstages und zugleich zum Gedächtnis jener Stunde, da er dereinst um sie anhalten gekommen und sie seine liebe Braut geworden war, — da versagte ihm jedesmal die Stimme und weinend sank er am Tisch zusammen. — Dann geschah es wohl zuweilen, daß irgend ein liederliches Frauenzimmer ihm verschämt und heimlich, damit es keiner sehen sollte, eine halbwelke Blume auf die Hand legte.

Von den Zuhörern rührte sich dann noch lange Zeit keiner. Zum Weinen sind diese Menschen zu hart, — aber an ihren Kleidern blickten sie herunter und drehten unsicher die Finger.

Eines Morgens fand man Dr. Hulbert tot auf einer Bank unten an der Moldau. — Er wird, denke ich, erfroren sein.

Sein Leichenbegängnis sehe ich noch heute vor mir. — Das »Bataillon« hatte sich fast zerfleischt, um alles so prunkvoll wie möglich zu gestalten.

Voran ging der Pedell der Universität in vollem Ornat: in den Händen das purpurne Kissenpolster mit der güldenen Kette darauf und hinter dem Leichenwagen in unabsehbarer Reihe — — das »Bataillon« barfuß, schmutzstarrend, zerlumpt und zerfetzt. — Einer von ihnen hatte sein Letztes verkauft und ging daher: Leib, Beine und Arme mit Lagen aus altem Zeitungspapier umwickelt und umbunden.

So erwiesen sie ihm die letzte Ehre.

Auf seinem Grabe, draußen im Friedhof, steht ein weißer Stein, darein sind drei Figuren gemeißelt: Der Heiland gekreuzigt zwischen zwei Räubern. Von unbekannter Hand gestiftet. — Man munkelt, Dr. Hulberts Frau soll das Denkmal errichtet haben. — — —

Im Testament des toten Rechtsgelehrten aber war ein Legat vorgesehen, danach bekommt jeder vom »Bataillon« mittags »beim Loisitschek« umsonst eine Suppe, zu diesem Zwecke hängen hier am Tisch die Löffel an den Ketten, und die ausgehöhlten Mulden in der Tischplatte sind die Teller. Um 12 Uhr kommt die Kellnerin und spritzt mit einer großen blechernen Spritze die Brühe hinein und wenn sich einer nicht ausweisen kann als »vom Bataillon«, so zieht sie die Suppe mit der Spritze wieder zurück.

Von diesem Tisch aus machte die Gepflogenheit als Witz die Runde durch die ganze Welt.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Eindruck eines Tumultes im Lokal weckte mich aus meiner Lethargie. Die letzten Sätze, die Zwakh gesprochen, wehten über mein Bewußtsein hinweg. Ich sah noch, wie er seine Hände bewegte, um das Vor- und Zurückschieben eines Spritzenkolbens klar zu machen, dann jagten die Bilder, die sich rings um uns herum ab-

rollten, so rasch und automatenhaft und dennoch mit so gespenstischer Deutlichkeit an meinem Auge vorüber, daß ich in Momenten ganz mich selbst vergaß und mir wie ein Rad vorkam in einem lebendigen Uhrwerk.

Das Zimmer war ein einziges Menschengewühl geworden. Oben auf der Estrade: Dutzende Herren in schwarzen Fräcken. Weiße Manschetten, blitzende Ringe. Eine Dragoneruniform mit Rittmeisterschnüren. Im Hintergrund ein Damenhut mit lachsfarbigen Straußenfedern.

Durch die Stäbe des Geländers stierte das verzerrte Gesicht Loisas hinauf. Ich sah: er konnte sich kaum aufrecht halten. Auch Jaromir war da und schaute unverwandt hinauf, mit dem Rücken dicht ganz dicht an der Seitenwand, als presse ihn eine unsichtbare Hand dagegen.

Die Gestalten hielten plötzlich im Tanzen inne: der Wirt mußte ihnen etwas zugerufen haben, was sie erschreckt hatte. Die Musik spielte noch, aber leise, sie traute sich nicht mehr recht. Sie zitterte, man fühlte es deutlich. Und doch lag der Ausdruck hämischer wilder Freude in dem Gesicht des Wirtes.

In der Eingangstür steht mit einemmal der Polizeikommissär in Uniform. Er hat die Arme ausgebreitet, um niemand hinauszulassen. Hinter ihm ein Kriminalschutzmann.

»Wird also doch hier getanzt? Trotz Verbotes? — Ich sperre die Spelunke. Sie kommen mit, Wirt! Und was hier ist, marsch auf die Wachstube!«

Es klingt wie Kommandos.

Der Vierschrötige gibt keine Antwort, aber das hämische Grinsen bleibt in seinen Zügen.

Bloß starrer ist es geworden.

Die Harmonika hat sich verschluckt und pfeift nur noch.

Auch die Harfe zieht den Schwanz ein.

Die Gesichter sind plötzlich alle im Profil zu sehen: sie glotzen erwartungsvoll hinauf auf die Estrade.

Eine vornehme schwarze Gestalt kommt gelassen die paar Stufen herab und geht langsam auf den Kommissär zu.

Die Augen des Kriminalschutzmannes hängen gebannt an den herankommenden schwarzen Lackschuhen.

Der Kavalier ist einen Schritt vor dem Polizeibeamten stehen geblieben und läßt den Blick gelangweilt ihm von Kopf bis zu den Füßen und wieder zurückschweifen.

Die andern jungen Adligen oben auf der Estrade haben sich über das Geländer gebeugt und verbeißen das Lachen hinter ihren grauseidnen Taschentüchern.

Der Dragonerrittmeister klemmt ein Goldstück ins Auge und spuckt einem Mädchen, das unter ihm lehnt, seinen Zigarettenstummel ins Haar.

Der Polizeikommissär hat sich verfärbt und starrt in der Verlegenheit immerwährend auf die Perle in der Hemdbrust des Aristokraten.

Er kann den gleichgültigen glanzlosen Blick dieses bartlosen unbeweglichen Gesichtes mit der Hackennase nicht ertragen.

Es bringt ihn aus der Ruhe. Schmettert ihn nieder.

Die Totenstille im Lokal wird immer quälender.

»So sehen die Ritterstatuen aus, die mit gefalteten Händen auf den Steinsärgen liegen in den gotischen Kirchen« — flüstert der Maler Vrieslander mit einem Blick auf den Kavalier.

Da bricht der Aristokrat endlich das Schweigen: »Äh — Hm.« — — — er kopiert die Stimme des Wirtes: »Jä, jä, das sin mir Gästäh — da schaut man.« Ein schallendes Gejohle explodiert im Lokal, daß die Gläser klirren, die Strolche halten sich den Bauch vor Lachen. Eine Flasche fliegt an die Wand und zerschellt. Der vierschrötige Wirt meckert uns erläuternd und ehrfurchtsvoll zu: »Seine Durchlaucht Exzellenz Fürst Ferri Athenstädt.«

Der Kavalier hat dem Beamten eine Visitkarte hingehalten. Der Ärmste nimmt sie, salutiert wiederholt und schlägt die Hacken zusammen.

Es wird von neuem still, die Menge lauscht atemlos, was weiter geschehen wird.

Der Kavalier spricht wieder:

»Die Damen und Herren, die Sie hier versammelt sehen, — äh — sind meine lieben Gäste« — Seine Durchlaucht deutet mit einer nachlässigen Armbewegung auf das Gesindel, »wünschen Sie, Herr Kommissär, — äh — vielleicht vorgestellt zu werden?«

Der Kommissär verneint mit erzwungenem Lächeln, stottert etwas

von — — — »leidiger Pflichterfüllung« und rafft sich schließlich zu den Worten auf: »Ich sehe ja, daß es hier anständig zugeht.«

Das bringt Leben in den Dragonerrittmeister: er eilt in den Hintergrund auf den Damenhut mit der Straußenfeder zu und zerrt im nächsten Augenblick unter dem Jubel der jungen Adligen — — — Rosina am Arm herunter in den Saal.

Sie schwankt vor Trunkenheit und hält die Augen geschlossen. Der große kostbare Hut sitzt ihr schief und sie hat nichts an als lange rosa Strümpfe und — einen Herrenfrack auf dem bloßen Körper. — — —

Ein Zeichen: Die Musik fällt ein wie rasend — — — — — »Rititit — Rititit« — — — — — — — — — — — — — — — — und schwemmt den gurgelnden Schrei fort, den der taubstumme Jaromir an der Wand drüben ausgestoßen hat. — — — — — — — —

Wir wollen gehen.

Zwakh ruft nach der Kellnerin.

Der allgemeine Lärm verschlingt seine Worte.

Die Szenen vor mir werden phantastisch wie ein Opiumrausch.

Der Rittmeister hält die halbnackte Rosina im Arm und dreht sich langsam mit ihr im Takt.

Die Menge hat respektvoll Platz gemacht.

Dann murmelt es von den Bänken: »Der Loisitschek, der Loisitschek«, die Hälse werden lang und zu dem tanzenden Paar gesellt sich ein zweites noch seltsameres. Ein weiblich aussehender Bursche in rosa Trikots, mit langem blondem Haar bis zu den Schultern, Lippen und Wangen geschminkt wie eine Dirne und die Augen niedergeschlagen in koketter Verwirrung, — hängt schmachtend an der Brust des Fürsten Athenstädt.

Ein süßlicher Walzer quillt aus der Harfe.

Wilder Ekel vor dem Leben schnürt mir die Kehle zusammen.

Mein Blick sucht voll Angst die Türe: der Kommissär steht dort abgewendet, um nichts zu sehen, und flüstert hastig mit dem Kriminalschutzmann, der etwas einsteckt. — Es klirrt wie Handschellen.

Die beiden spähen herüber auf den blatternarbigen Loisa, der einen Augenblick sich zu verstecken sucht und dann gelähmt — das Gesicht kalkweiß und verzerrt vor Entsetzen — stehen bleibt.

Ein Bild zuckt in der Erinnerung vor mir auf und erlischt sofort: Das Bild, wie »Prokop lauscht, — wie ich es vor einer Stunde gesehen — über das Kanalgitter gebeugt — und ein Todesschrei gellt aus der Erde empor.«

—. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich will rufen und kann nicht. Kalte Finger greifen mir in den Mund und biegen mir die Zunge nach unten gegen die Vorderzähne, daß es wie ein Klumpen meinen Gaumen erfüllt und ich kein Wort hervorbringen kann. —

Ich kann die Finger nicht sehen, — weiß, daß sie unsichtbar sind — und doch empfinde ich sie wie etwas körperliches.

Und klar steht es in meinem Bewußtsein: sie gehören zu der gespenstischen Hand, die mir in meinem Zimmer in der Hahnpaßgasse das Buch »Ibbur« gegeben hat.

»Wasser, Wasser!« schreit Zwakh neben mir. Sie halten mir den Kopf und leuchten mir mit einer Kerze in die Pupillen.

»In seine Wohnung schaffen, Arzt holen — der Archivar Hillel kennt sich aus in solchen Dingen — — zu ihm bringen!« — beraten sie murmelnd.

Dann liege ich starr wie eine Leiche auf einer Bahre und Prokop und Vrieslander tragen mich hinaus.

Gustav Meyrink.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich:
Erik-Ernst Schwabach — Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, Kreuzstraße 3b.
Für Österreich-Ungarn verantwortlich: *Hugo Heller,* Wien I, Bauernmarkt 3.
Gedruckt in der Offizin von *Poeschel & Trepte* in Leipzig.
Papier von *Edm. Obst* in Leipzig.
Alle die Weißen Blätter betreffenden Zusendungen sind zu richten an die Redaktion der Weißen Blätter, Charlottenburg, Sybelstraße 22.

// DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT
ERSTER JAHRGANG

NR. 7 MÄRZ 1914

PUPPEN

Zu den Wachspuppen von Lotte Pritzel

UM den Umkreis zu bestimmen, in den die Existenz dieser Puppen fällt, könnte man von ihnen vermuten, daß es ihrem Dasein gegenüber keine Kinder gibt, dies wäre gewissermaßen die Vorbedingung ihres Entstehens gewesen, daß die Welt der Kinder vorüber sei. In ihnen ist die Puppe endlich dem Einsehen, der Teilnehmung, der Lust und dem Kummer des Kindes entwachsen, sie ist selbständig, sie ist groß geworden, frühalt, sie hat alle Unwirklichkeiten ihres eigenen Lebens angetreten.

Wie bei gewissen Studenten, hat man sich nicht auch vor den dicken, unveränderlichen Kinderpuppen tausendmal gefragt, was später aus ihnen würde? — Sind nun hier die Erwachsenen zu jenen, von echten und gespielten Gefühlen überpflegten Puppen-Kindheiten? Sind hier ihre, in menschlich übersättigte Luft flüchtig hineingespielten Früchte? Die Scheinfrüchte, deren Keime nie zur Ruhe kamen, bald von Tränen fast fortgewaschen, bald der glühenden Dürre der Wut ausgesetzt oder der Öde des Vergessenseins, eingepflanzt in die weichste Tiefe einer maßlos sich versuchenden Zärtlichkeit und hundertmal wieder herausgerissen, in einen Winkel geschleudert zu kantigen, zerbrochenen Dingen, verschmäht, verachtet, abgetan.

Ernährt mit Scheinspeise wie der »Ka«, das Wirkliche, wo's ihnen durchaus sollte beigebracht werden, verwöhnt an sich verschmierend, undurchdringlich und in dem äußersten Zustand vorweggenommener Dickigkeit unfähig, auch nur einen Tropfen Wasser an irgend einer Stelle einzunehmen, ohne eigenes Urteil, nachgiebig gegen jeden

Lappen und doch, wenn er einmal angeeignet war, ihn auf eine besondere Art besitzend, nachlässig, selbstgefällig, unrein, nur im Augenaufschlag einen Moment wach, dann sofort mit den unverhältnismäßigen berührbaren Augen offen hinschlafend, wohl kaum imstande zu unterscheiden, ob das mechanische Lid auf ihnen liegt, oder jener andere Gegenstand, die Luft, träge: hingeschleift durch die wechselnden Emotionen des Tages, in jeder liegen bleibend, wie ein Hund zum Mitwisser gemacht, zum Mitschuldigen, aber nicht wie er empfänglich und vergeßlich, sondern eine Last in beidem, eingeweiht in die ersten namenlosen Erfahrungen ihrer Eigentümer, in ihren frühesten unheimlichen Einsamkeiten herumliegend wie mitten in leeren Zimmern, als ob es nur gälte, das neue Geräumige mit allen Gliedern grob auszunutzen, — mitgezogen in die Gitterbetten, verschleppt in die schweren Falten der Krankheiten, in den Träumen vorkommend, verwickelt in die Verhängnisse der Fiebernächte: so waren jene Puppen. Denn sie selber bemühten sich nie in alledem, lagen dann vielmehr da am Rande des Kinderschlafs, erfüllt höchstens von dem rudimentären Gedanken des Hinunterfallens, sich träumen l a s s e n d, wie sie's gewohnt waren, am Tag mit fremden Kräften unermüdlich gelebt zu sein.

* * *

Wenn man überlegt, wie dankbar Dinge sonst für Zärtlichkeiten sind, wie sie unter ihnen sich erholen, ja wie ihnen (wenn man sie nur liebt) selbst die härteste Abnutzung noch als eine zehrende Liebkosung anschlägt, unter der sie zwar schwinden, aber gleichsam ein Herz annehmen, das sie um so stärker durchdringt, je mehr ihr Körper nachgibt (fast werden sie dadurch in einem höheren Sinne sterblich und können jene Wehmut mit uns teilen, die unsere größte ist —), wenn man dies überlegt und sich erinnert, welche feinfühlige Schönheit gewisse Dinge sich anzueignen wußten, die ins menschliche Leben ausführlich und innig einbegriffen waren, ich meine da nicht einmal, daß es nötig sei, in Madrid, durch die Säle der Armeria zu gehen und die Rüstungen, Helme, Dolche und Doppelhänder anzustaunen, in denen die reine, kluge Kunst des Harnischfegers unendlich übertroffen wurde durch ein Etwas, das der stolze und feurige

Gebrauch diesem Gewaffen hinzufügte, ich denke nicht an das Lächeln und Verweintsein im Innern oft getragener Steine, ich wage nicht, an eine gewisse Perle zu denken, in der das Ungewisse ihrer Unterwasserwelt zu so geistiger Bedeutung gesteigert war, daß die ganze Unkenntlichkeit des Schicksals in ihrem schuldlosen Tropfen sich zu beklagen schien, ich überspringe das Innige, das Rührende, das Verlassen-Nachdenkliche von vielen Dingen, die mich durch ihr schönes Eingewöhntsein ins Menschliche, da ich vorüberging, erschüttert haben, nur ganz einfache möcht ich rasch aufrufen: einen Nähstock, ein Spinnrad, einen häuslichen Webstuhl, einen Brauthandschuh, eine Tasse, den Einband und die Blätter einer Bibel, nicht zu reden von dem großen Willen eines Hammers, von der Hingebung einer Geige, von dem gutmütigen Eifer einer Hornbrille —, ja wirf nur jenes Spiel Karten auf den Tisch, mit dem so oft Patiencen gelegt worden sind, schon steht er im Mittelpunkt weher, längst anders überholter Hoffnungen. Wenn man sich dieses alles gegenwärtig machte und man fände im selben Augenblick — sie unter einem Haufen teilnahmsvollerer Dinge hervorziehend — eine unserer Puppen: sie würde uns fast empören durch ihre schreckliche dicke Vergeßlichkeit, der Haß, der, unbewußt, sicher immer einen Teil unserer Beziehungen zu ihr ausmachte, schlüge nach oben, entlarvt läge sie vor uns da, als der grausige Fremdkörper, an den wir unsere lauterste Wärme verschwendet haben, als die oberflächlich bemalte Wasserleiche, die sich von den Überschwemmungen unserer Zärtlichkeit heben und tragen ließ, bis wir wieder trocken wurden und sie in irgend einem Gestrüpp vergaßen. Ich weiß, ich weiß, wir mußten solche Dinge haben, die sich alles gefallen ließen. Der einfachste Verkehr der Liebe ging schon über unsere Begriffe hinaus, mit einer Person, die etwas war, konnten wir unmöglich leben und handeln, wir konnten uns höchstens in sie hineindrücken und in ihr verlorengehen. Der Puppe gegenüber waren wir gezwungen, uns zu behaupten, denn wenn wir uns an sie aufgaben, so war überhaupt niemand mehr da. Sie erwiderte nichts, so kamen wir in die Lage, für sie Leistungen zu übernehmen, unser allmählich breiteres Wesen zu spalten in Teil und Gegenteil, uns gewissermaßen durch sie die Welt, die unabgegrenzt in uns überging, vom Leibe zu halten. Wie in einem Probierglas mischten

wir in ihr, was uns unkenntlich widerfuhr, und sahen es dort sich färben und aufkochen. Das heißt, auch das erfanden wir wieder, sie war so bodenlos ohne Phantasie, daß unsere Einbildung an ihr unerschöpflich wurde. Stundenlang, ganze Wochen mochte es uns befriedigen an diesem stillhaltenden Mannequin die erste Seide unseres Herzens in Falten zu legen, aber ich kann mir nicht anders vorstellen, als daß es gewisse, zu lange Nachmittage gab, in denen unsere doppelten Einfälle ermüdeten und wir ihr plötzlich gegenüber saßen und etwas von ihr erwarteten. Möglicherweise lag dann eins von jenen Dingen in der Nähe, die von Natur häßlich und dürftig und deshalb voll eigner Ansichten waren, der Kopf eines Kaspers, der nicht umzubringen war, ein halbzerbrochenes Pferd, oder etwas, was Lärm machte und es ohnehin kaum erwarten konnte, uns und diese ganze Stube mit allen Kräften zu übertönen. Aber wenn nicht, wenn nichts dalag und uns auf andere Gedanken brachte, wenn jenes beschäftigungslose Geschöpf fortfuhr, sich schwer und dumm zu spreizen, wie eine bäurische Danaë nichts anderes kennend, als den unaufhörlichen Goldregen unserer Erfindung: ich wollte, ich könnte mich entsinnen, ob wir dann aufbegehrten, auffuhren und dem Ungeheuer zu verstehen gaben, daß unsere Geduld zu Ende wäre? Ob wir dann nicht, zitternd vor Wut, vor ihr standen und wissen wollten, Posten für Posten, wofür sie unsere Wärme eigentlich gebrauche, was aus diesem ganzen Vermögen geworden sei? Dann schwieg sie, nicht aus Überlegenheit, schwieg, weil das ihre ständige Ausrede war, weil sie aus einem nichtsnutzigen, völlig unzurechnungsfähigen Stoff bestand, — schwieg und kam nicht einmal auf den Gedanken, sich darauf etwas zugute zu tun, ob es ihr gleich zu großer Bedeutung verhelfen mußte in einer Welt, in der das Schicksal, ja Gott selber, vor allem dadurch berühmt geworden sind, daß sie uns anschweigen. Zu einer Zeit, wo noch alle bemüht waren, uns immer rasch und beschwichtigend zu antworten, war sie, die Puppe, die erste, die uns jenes überlebensgroße Schweigen antat, das uns später immer wieder aus dem Raume anhauchte, wenn wir irgendwo an die Grenze unseres Daseins traten. Ihr gegenüber, da sie uns anstarrte, erfuhren wir zuerst (oder irr ich mich?) jenes Hohle im Gefühl, jene Herzpause, in der einer verginge, wenn ihn dann nicht

die ganze, sanft weitergehende Natur, wie ein Lebloses, über Abgründe hinüberhöbe. Sind wir nicht wunderliche Geschöpfe, daß wir uns gehen und anleiten lassen, unsere erste Neigung dort anzulegen, wo sie aussichtslos bleibt? So daß überall in den Geschmack jener unüberlegtesten Zärtlichkeit die Bitternis sich verteilte, daß sie vergeblich war. Wer weiß, ob nicht mancher später, draußen im Leben, aus solchen Erinnerungen den Verdacht nimmt, daß er nicht zu lieben sei? Ob nicht in dem und jenem seine Puppe heillos weiterwirkt, so daß er hinter vagen Befriedigungen her ist, einfach aus Widerspruch gegen das Unbefriedigtsein, mit dem sie sein Gemüt verdorben hat? — Ich entsinne mich, auf dem Herrenhaus eines abgelegenen russischen Gutes, in den Händen der Kinder, eine alte vererbte Puppe gesehen zu haben, der die ganze Familie ähnlich sah. — Es könnte ein Dichter unter die Herrschaft einer Marionette geraten, denn die Marionette hat nichts als Phantasie. Die Puppe hat keine und ist genau um so viel weniger als ein Ding, als die Marionette mehr ist. Aber dieses Wenigersein-als-ein-Ding in seiner ganzen Unheilbarkeit, enthält das Geheimnis ihres Übergewichts. An die Dinge muß sich das Kind gewöhnen, es muß sie hinnehmen, jedes Ding hat seinen Stolz. Die Dinge dulden die Puppe, keines liebt sie, man könnte meinen, der Tisch wirft sie ab, kaum sieht man fort, liegt sie schon wieder auf dem Fußboden. Anfänger der Welt, die wir waren, konnten wir über nichts überlegen sein, als höchstens über einen solchen halben Gegenstand, der uns hingelegt worden war, wie man den Tieren in den Aquarien einen Scherben hinlegt, damit sie an ihm ein Maß und Kennzeichen ihrer Umwelt fänden. Wir orientierten uns an der Puppe. Sie lag tiefer von Natur, so konnten wir unmerklich gegen sie abfließen, uns in ihr sammeln und, wenn auch ein wenig trübe, die neuen Umgebungen in ihr erkennen. Aber wir begriffen bald, daß wir sie weder zu einem Ding noch zu einem Menschen machen konnten, und in solchen Momenten wurde sie uns zu einem Unbekannten, und alles Vertrauliche, womit wir sie erfüllt und überschüttet hatten, wurde uns unbekannt in ihr.

Daß wir dich aber dann doch nicht zum Götzen machten, du Balg, und nicht in der Furcht zu dir untergingen, das lag daran, will ich dir sagen, daß wir dich gar nicht meinten. Wir meinten etwas ganz

anderes, Unsichtbares, das wir über dich und uns, heimlich und ahnungsvoll, hinaushielten, und wofür wir beide gleichsam nur Vorwände waren, eine Seele meinten wir: die Puppenseele.

* * *

Große mutige Seele des Schaukelpferds, du Wellenbadschaukel des Knabenherzens, die die Spielzimmerluft aufregte, daß sie wie über den berühmten Schlachtfeldern der Erde sich überschlug, stolze, glaubwürdige, fast sichtbare Seele. Wie du die Mauern, die Fensterkreuze, die täglichen Horizonte zum Schwanken brachtest, als rüttelten schon die Stürme der Zukunft an diesen überaus vorläufigen Übereinkünften, die, im Anstehn der Nachmittage etwas so Unüberwindliches annehmen konnten. Ach wie rissest du einen, Schaukelpferdseele, hinaus und hinüber ins unaufhaltsam Heldische, wo man heiß und glorios unterging mit der schrecklichsten Unordnung in den Haaren. Dann lagst du daneben, Puppe, und hattest nicht soviel Unschuld zu begreifen, daß dein heiliger Georg das Tier deiner Stumpfheit unter sich wiegte, den Drachen, der unsere flutendsten Gefühle in dir zur Masse werden ließ, zu einer perfiden gleichgültigen Unzerbrechlichkeit. — Oder du, überzeugte Seele der Trambahn, die in uns fast überhand nehmen konnte, wenn wir nur mit einigem Glauben an unsere Wagennatur in der Stube herumfuhren. Seelen, ihr, aller der einsamen Spiele und Abenteuer, einfältig gefällige Seele des Balls, Seele im Geruch der Dominosteine, unerschöpfliche Seele des Bilderbuchs. Seele der Schultasche, gegen die man schon ein wenig mißtrauisch war, weil sie's oft ganz offen mit den Erwachsenen hielt, taube Trichterseele der braven, kleinen Blechtrompete: wie wart ihr alle leutselig und beinahe greifbar. Nur du, Puppenseele, von dir konnte man nie recht sagen, wo du eigentlich warst. Ob du dich gerade bei einem aufhieltest, oder bei der schläfrigen Kreatur da drüben, der man dich beständig einredete, sicher verließen wir uns oft einer auf den anderen und am Ende hielt dich keiner, und du wurdest mit Füßen getreten. Wann warst du eigentlich jemals gegenwärtig? Am Geburtstagsmorgen vielleicht, wenn eine neue Puppe dasaß und sich fast etwas Körperwärme aneignete von dem noch warmen Kuchen neben ihr? Oder am Vorabend von

Weihnachten, wenn die bisherigen Puppen die überwiegende Nähe der künftigen ahnten durch die seit Tagen unzugängliche Zimmertür? Oder, mit mehr Wahrscheinlichkeit, wenn eine Puppe so plötzlich hinfiel und häßlich wurde: da war's eine Sekunde, als überraschte man dich. Auch, glaube ich, warst du imstande, so ungenau wehzutun wie beginnender Zahnschmerz, von dem man noch nicht weiß, wo er eigentlich sein wird, wenn die Lieblingspuppe Anna plötzlich verloren ging, nie wiedergefunden werden sollte in alle Ewigkeit: weg war. Aber im Grunde war man so beschäftigt, dich zu erhalten, daß man keine Zeit hatte, dich festzustellen. Ich habe kein Urteil darüber, wie es ist, wenn ein kleines Mädchen stirbt und eine ihrer Puppen (vielleicht eine, die bis dahin recht vernachlässigt war) nicht von sich läßt, auch ganz zuletzt nicht, so daß das arme Ding, ordentlich dürr und welk von der heiß zehrenden Fieberhand, ins Ernste, Endgültige mit hineingerissen wird: ob dann ein bißchen Seele sich in ihm sammelt, neugierig, eine wirkliche Seele zu sehen?

* * *

O Puppenseele, die Gott nicht gemacht hat, du, von einer unbesonnenen Fee launisch erbetene, von einem Götzen mit Überanstrengung ausgeatmete Ding-Seele, die wir alle, halb ängstlich, halb großmütig, erhalten haben und aus der keiner sich völlig zurücknehmen kann, — o Seele, die nie recht getragen worden ist, die immer nur, beschützt von allerhand altmodischen Gerüchen, in Aufbewahrung war (wie die Pelze im Sommer): siehe, da sind nun in dich die Motten gekommen. Zu lange hat man nicht mit dir gerührt, nun schüttelt dich eine Hand, besorgt und mutwillig zugleich, — sieh sieh, da flattern aus dir alle die kleinen wehleidigen Falter hervor, unbeschreiblich sterbliche, die im Augenblick, da sie zu sich kommen, schon anfangen, von sich Abschied zu nehmen.

So haben wir dich am Ende recht zerstört, Puppenseele, indem wir dich in unseren Puppen zu pflegen meinten, sie waren wohl schon die Larven, die dich ausfraßen —, da erklärt es sich auch, daß sie so dick und träge waren und daß an sie keine Nahrung mehr anzubringen war.

Nun flüchtet dieses neue, scheue Geschlecht hervor und flattert

durch unser dunkles Gefühl. Sieht man es, man möchte sagen, daß es kleine Seufzer sind, so dünn, daß für sie unser Ohr nicht mehr ausreichte, sie erscheinen, schwindend, an der schwankendsten Grenze unseres Gesichts. Denn dies allein beschäftigt sie: hinzuschwinden. Geschlechtlos wie die Kinderpuppen selbst es waren, finden sie keinen Untergang in ihrer anstehenden Wollust, die nicht Zufluß noch Abfluß hat. Es ist, als verzehrten sie sich nach einer schönen Flamme, sich falterhaft hineinzuwerfen (und dann müßte der augenblickliche Geruch ihres Aufbrennens uns mit grenzenlosen, nie gewußten Gefühlen überfluten). Wie man das so denkt und aufsieht, steht man, fast erschüttert, vor ihrer wächsernen Natur.

Rainer Maria Rilke.

MISTRA, AUS ALBANIEN

DER Morgen senkte die zitternden Lote seiner ungewissen Blicke auf die Ebene zu Füßen dem Taygetos, die noch fröstelnd vom Tau der Nacht verschauerte. Mit der steigenden Sonne, die weit hinter der Berge Granitgewölben anschwoll, schrumpften Nebel und Dunst zu Schatten, die Kälte und Blindheit um uns senkten.

»Die Quelle hier am Grund der steilen, schwarzen Höhe, entstand durch ein Erdbeben. Qualm und Feuer brachen plötzlich aus den Klüften und dann versiechte das Wasser oben in der Stadt, das letzte Lebendige von Anbeginn zog sich zurück aus ihren Trümmern und Gräbern. Nun mahlt die Sonne gelben Staub aus ihren Steinen. Um uns aber wachsen und blühen Reben und Zypressen, und den Ziegen fehlt es nie an saftigem Gras auf den Weideplätzen der Niederung.«

Der Sohn des Popen Papanikolaou deutete seitwärts vom Taygetos auf eine gelbe Felswand. Ockerfarben rauchte Lohe trocken in die blendende, gesättigte Bläue des Firmamentes.

Im Zickzack führten Maultiersteige zwischen hohen gelben Mauern hinan, aus deren Fugen buntes Unkraut leise wuchert. Klagend öffnet sich endlich der Weg wie eine Trompete. Uralte Steine sind kantig, hartnäckig schief eingelassen, wie Keime felsiger Saat ragen sie spitz empor. Dazwischen wackelt Gras, mannshoch, trübe und schmutzig. Ein breites ungeschmücktes Tor springt vorsichtig über den Kehricht. In seinem Schatten lauert hinterhältig die erste Kirche, glühendrot. Eingestürzt und knöchern klafft die Krypta, von Gestrüpp wirr umhaart, eine Kuppel rollt trübe grüne Ziegel, Schuppen fauler Fische gleichend. Hohe Häuser, durchlöchert, ohne Fenster. Kubische Backöfen zweckloser Gluten, rechts und links Ruinen einödiger Paläste, gebraten in der Tage Hitze, gefroren in der feuchten Kälte der Nächte. Ratten, Füchse und Hyänen poltern und klabautern

durch das Gerümpel. O Stadt der Geister, hieratisch strenge Quaderstraßen. Ihr Kirchen mit den blassen und roten Heiligen, flach und zeigend, mit der Geste an die bröckelnden Mauern angeheftet. Hinter den Altären ärmliche Säcklein aus Kattun, Knochen der Arme und Beine, Schulterschaufeln, Schädel von Kindern klein und Weibern, wie Knicker im Säckchen aufgehängt. Die trockene Luft staut sich vom Dunst des Knochenmehls geschwängert und vergeht in sich. Ihr prächtigen Säulen schwersten Marmors mit den infantilen Kapitälen in Hast geschnitzt, Wirrnis und Angst der Ornamente, die Spiralen und Kurbeln und Knäuel in den Spinngewebeecken häufen. Der Pantokrator blickt auf Gras und Knochen, auf Staub und Moder aus streng gefesselten Mondaugen. Fledermäuse und Uhus hocken in den Nischen hinter dem pentelischen Gerüste des Ikonostasios. In diesem Kerker ließ Konstantinos Paläologos sich schmachten und von erruhter Größe umträumen. Hier schlug man ihm den Nacken durch und sein weicher Mund spie blaues Blut und biß in die grünende Erde.

Konzentrisch kreisen Gassen um schiefe Plätze, wo Grassamen flattert, vorne dröhnen deine Paläste wie Burgen, ihr Rücken knackt im Staub der Hütten. Trübes Leuchten vom glatten Glanz polierter Fensterkreuze! Angst der Brücken, Flucht versprengter Straßen, erstickt im Mörtelstaub, Bruch und Trümmersturz. Euch wusch der Regen der Gewitter blind, was die Bluttränen deiner Völker nicht vermochten, von raschem Tode dahingerafft. Atemlosigkeit und Zug und verklammerte Angst deiner Wege. Hier sollten Europas Bordelle angepflanzt werden. Beim Schein des dicken Mondes, der des Taygetos rissige Flanken abwärts kugelt, erheben sich Georgios, Leonidas, Loukas aus ihren Höhlen, rappeln sich die Skelette aus den Massengräbern. Mörder auf Weg und Steg, Hinterhalt, Verrat, Erpressung. Wie ließe sich das letzte Geheimnis der Raffinesse dieser Weiber kristallisieren! Und die Angst vor dem Mord und die Mysterien der roten Laterne. Die trüben Gefängnisse von Athen und Nauplia müssen her und die Irren aus den Klöstern Thrakiens.

Die letzte Rettung für euer Siechtum, für den Sturz in die Tiefe der Verwesung ist das Kloster der Frauen, das offen wie ein Schoß am Berge klebt. Festung der Keuschheit, mauergekrönt, Zinnen aus Bernstein, funkelnde Tiefe der Goldmosaiken im Hallen der Gewölbe.

Ihr Nonnen, die ihr im Hof in starrer Stummheit schleicht, ihr müßt eure Gewänder wechseln! Fort mit den verwaschenen, verschossenen Kaftans, die olivenfahle Trübnis hilflos spiegeln. Gott steh euch bei! Ihr wurdet fett und mundfaul und eure Zöpfe sind Dochte, die nunmehr Schweiß saugen. Das Öl der Frömmigkeit habt ihr verbrannt und nun jammert ihr dem Heiland-Bräutigam eures Singsangs ungestillte Trostlosigkeit zu, bis an euren Tod. Und ihr werdet eurer Knochen liebliches Rund den brüchigen Skeletten zugesellen zu freudlosem Todesbeischlaf.

Nonnen Mistras, ihr verkörpert die muffige Unfruchtbarkeit des Todes dieser Stadt. Ihr macht sie lebendig, ihr infiziert sie immer wieder mit unstillbarer Sucht nach Enkeln. Aber die Straßen und Häuser, die Kirchen und Ställe sind monotonen Schicksals geborstene Krüge. Soviele Fenster soviel Blindheit, soviel Brücken soviel Dürre, soviel Dächer soviel Blöße, soviel Kuppeln soviel Schweigen und Bosheit. Du stummes Tier in der Haut des Berges, du maskierte Leiche mit dem Visier des Goldes, noch niemand erkannte ich dich von der Ebene aus. Du bist schamlos und zwingst uns in deinem Leib zu wühlen, du öffnest Gruben und Fallen um uns zu Fall zu bringen. Die rosigen Brüste deiner Kuppeln, die braunen Haare deiner lechzenden Steingefilde schmachten lüstern aus der Front.

Schützender Traum des letzten Byzantiners! Der Moslem trieb die Schafe deiner Wehren in das Bett der reißenden Tiefe, ertränkte deine Wälle mit Blei und schminkte deine Wege mit Blut. Die Häute deiner Weiber wehten von den Beinknochen deiner Männer und deine Gewölbe bersten von Kadavern und Spinnen. Nun walten Mumien braun und dürr der Stille. Ihr Atem weht Staub, geschwängert von widerlichem Duft. Von oben sendet der Lawinenrutsch und -stoß Felsgeröll, Sand und Bäume, deine letzten Stützen einzurammen. Das Maultier, das den Nonnen Mehl und Wasser zuträgt, muß jedes Frühjahr andere Wege suchen. Bis die letzte den weißen Schleier unterm Kinn zum Stricke windet und mit dem Kopfe: Tod! in den Wind der Berge läutet.

Karl Otten.

FLAUBERT UND DOSTOJEWSKI

GRUNDRISS EINES VERGLEICHES

»Wir nehmen keine Durchschnittsphilosophie an, denn wir glauben an das Ende, sehen das Ende, wollen das Ende, denn wir selbst — sind ein Ende, oder wenigstens der Anfang vom Ende.«

Mereschkowsky.

AUF die Gefahr hin, des ärgsten Ästhetizismus geziehen zu werden, möchten wir von der Behauptung ausgehen, daß keine Nation, keine Volkseinheit, keine von jenen natürlichen Größen, welche durch das Fluidum Sprache zusammengehalten werden, sterben kann, auszusterben wagt, ohne ganz bestimmte Möglichkeiten verwirklicht zu haben, die, gesondert betrachtet, einen ausschießlich künstlerischen Wert zu haben scheinen. Die Künstler haben allerdings alle persönlichen Beziehungen zum sogenannten Leben größtenteils aufgelassen, um sich auf einen diplomatischen Verkehr mit den unmittelbaren Realitäten zu beschränken (die da heißen: Geld, Publikum usw.), um ein Ideal aufzustellen, das zwischen Sein und Unsein hängend eine ewig quälende Frage gebiert, anstatt eine ewig gültige Antwort zu schaffen. Nun: das Hinhorchen nach diesem beständig lispelnden, murmelnden, gurgelnden Rätsel, das Herumschleichen um das Lager der Sphinx, das kosmische Nichts-Wissen und Nichts-Wissen-Wollen können so viel zehrende Wollust und freudige Pein mitteilen, daß ein schmerzlicher Verzicht in der Einsicht liegt, jede bisher erreichte künstlerische Vollendung sei in jedem einzelnen Falle nur in vollkommener Übereinstimmung mit einer nationalen Eigenart erreicht worden. Der Beweis dafür ist am leich-

testen durch die Beobachtung gegeben, daß gerade die extremsten Realisierungen ästhetischer Möglichkeiten am deutlichsten die Entfernungen ahnen lassen, welche Volk von Volk trennen. Obwohl eine beängstigende Analogie aus allem Gedanklichen jener Werke herausgelesen werden kann, die man als »klassisch« ansehen muß, obwohl die Zauberformeln, Schlußfolgerungen, Wahrheiten und Lügen letzten Endes immer dieselben sind, obwohl überall der Stein der Weisen ein Synonym für Gold ist, obwohl überall dieselbe Sonne aufgeht, derselbe Mond scheint, derselbe unbekannte Gott waltet. Jedes Volk, jeder Mensch steht am Ende seiner Tat oder seines Lebens vor derselben Mauer, dem gleichen Abgrund.

Aber die Wege, auf denen er zu seinem Ziele gelangt, sind bei jedem verschiedene. Der Tod gleicht alle Unterschiede aus, aber Krankheiten gibt es viele.

Flaubert und Dostojewski standen beide vor derselben Aufgabe: das Epos. Beide haben ihre Aufgabe rühmlich vollbracht, so daß man die Empfindung hat, sie hätten nicht nur irgend ein Ausdrucksmittel ihrer Rasse vervollkommnet, erschöpft, sondern mehr: als hätten sie das ganze Schicksal ihres Landes beschleunigt, nach einer Seite hin erfüllt, als würden sie jetzt teilnehmen an jedem Sieg, an jeder Niederlage, als leisteten sie ihren Brüdern Gesellschaft bei der Arbeit und in der Muße, in Freud und Qual, im Wachen und Träumen. Man denkt durch sie, man spricht durch sie, man liebt durch sie, sie sind die Linse im Auge und ein Schleier über allen Dingen, ein Schleier, der nicht verhüllt, sondern aus Glanz und Licht gewoben zu sein scheint, denn die kleinen und großen Dinge empfingen die Gabe des eigenen Leuchtens, des sprechenden Lichtes. Beide Dichter bestanden dieselbe Prüfung, beide beantworteten das Rätsel der Sphinx mit der gleichen Lösung. Das stimmt so genau, daß es sich sogar an literar-historischen Begriffen nachweisen läßt: Frankreich und Rußland sind die einzigen europäischen Nationen, die ein realistisches Epos besitzen (wobei wir unter Realismus den Gipfelpunkt des Klassizismus verstehen möchten).

Daher leiten wir die Berechtigung ab, diese zwei Namen in einem Atem zu nennen. Mehr als sie einander gegenüberstellen, kann man unmöglich tun, zu vergleichen, das heißt: Analogien aufzudecken,

(und Gegensätze sind auch Analogien, negativer Art) ist ein fruchtbares Beginnen nur bei Phänomenen, die sich in der Entwicklung befinden, fertige Tatsachen widerstreben jeder Annäherung. Ich glaube nicht, daß sich die beiden Dichter irgendwie befreundet hätten, gemeinsame Interessen, gemeinsame Gewohnheiten gefunden hätten, wenn sie sich in ihrem Leben jemals begegnet wären, — etwa zur Zeit, da Flaubert an der »Education sentimentale« und Dostojewski am »Idioten« schrieb. Es wäre bei einer kühlen Verbeugung geblieben. Der Franzose hätte sich höchstens über das linkische Benehmen des Russen gewundert und der Russe hätte sich gedacht: schon wieder so einer, der die Verderbnis aussät. (Vide: die Franzosen im »Spieler«.) Man denke nur an den Zwiespalt zwischen Dostojewski und dem romanisch angehauchten Turgenjeff, der wieder der beste Freund Flauberts war!

Denn das ist auch eine Tatsache, welche den engen Rahmen der puren Ästhetik sprengt: daß nur jenen Individuen die Fähigkeit gegeben wurde, »klassisch« zu wirken, welche es verstanden, die verborgenste Fiber ihres Fleisches mit dem hellsten Strahl ihres Geistes zu verweben, welche sich einem Prozeß der restlosen Entmaterialisierung unterwarfen, welche keinen Unterschied kannten zwischen Werk und Leben. Deren Dasein neben dem Werke wie ausgelöscht, in Demut versunken wirkt. Durch diese Einsicht dringt man in ein wild umstrittenes und geizig überwachtes Gehege. Und es scheint in der Tat von vornherein keine vernünftige Beziehung zwischen der Art und Sitte zu liegen, nach welcher ein Mensch geht, steht, liebt und ißt, und den Zielen, die er beim Schreiben und Schaffen verfolgt. Aber es ist von vornherein auch ein kunstfremdes Phänomen: daß ein Mensch im Sakko anders spricht, als ein Mensch in der Toga. Die Seele des Dichters ist doch einfach ewig, nicht wahr? und die Römer hatten auch einen Alltag? Harmonie der Farben und Linien, Kontrapunkt, Steigerung und Spannung sind überall möglich? Und doch sind das Dämme, Schranken, gegen welche Generationen und Generationen ihre Heere entsenden, ohne sie überwinden zu können. Bis einer kommt, dem die letzte Prüfung keine Prüfung ist, das letzte Opfer kein Opfer, der aus der größten Nähe zu den Dingen, die höchste Kunst, die letzte Ferne schafft.

Nicht als ob ihm dann alle Hilfsmittel mühelos zuströmten, auch seiner harren unendliche Mühen, blutige Niederlagen — aber der Erfolg ist eigentlich in ihm, noch bevor er einen Finger gerührt hat.

An Dostojewskis Werk haben die zehn Jahre Katorga und die Zwangsarbeit in Sibirien kaum einen geringeren Anteil, als seine rechte Hand, welche die unberechenbare Arbeit Wort für Wort, Buchstaben um Buchstaben praktisch erledigte. Flauberts Reise nach Ägypten ist wichtig wie irgend eines seiner Werke. Und zwar darf man die Bedeutung dieser Ereignisse nicht einfach daraus deduzieren, daß sie den Künstlern Stoff und Material boten, der Zusammenhang ist tiefer, intensiver. Die Reise nach Ägypten entspricht einer Eroberung der Welt, ist im Leben Flauberts, was im Leben Europas die Entdeckung Amerikas bedeutet. Wenn sie unterblieben wäre — nun, so wäre etwas Anderes, Gleichwertiges geschehen. Aber es mußte geschehen. Dostojewski trug Sibirien in sich, weil er ganz Rußland in seiner Seele trug, weil seine Seele bald wie ein Leichentuch über Rußlands Leiche lag, bald wie eine Fahne von der höchsten Zinne flatterte, er ertrug Sibirien so leicht, weil er schon hundert Belastungsproben durchgemacht hatte: jeder seiner Gedanken barg in sich das Klirren der Ketten, das Hämmern der Bergwerke, das Klatschen der Knuten. Den einen fesselt der Versuch, vor seinem Lande zu fliehen, die Seele seines Volkes ebenso zu verleugnen, wie er seine eigene Seele verleugnen möchte, stärker an seine Mission, als jede Vaterlandsliebe. Der andere sieht aus der tiefsten Schmach die alldurchdringende Erlösung wachsen.

* * *

Dabei gibt es wenige Künstler, die uns, sobald wir uns entschlossen haben, ihr Werk als Hintergrund ihrer Persönlichkeit, ihre Persönlichkeit als Hintergrund ihres Werkes in unser Blickfeld aufzunehmen, gleich diesen beiden in der ersten Impression so viel Enttäuschungen, so viel Erstaunen mitteilen. Es überfällt uns ein Gefühl der Befremdung, welches durch die wenigen Verständlichkeiten, die sich hier und da von selbst ergeben, nur noch ärger belastet wird. Denn alle unmittelbar auffallenden Analogien vertragen

nicht die leiseste Nachprüfung und schrumpfen zusammen, wenn man sie zu Eingangspforten zu besserem Verständnis erweitern will. Vage Analogien wären z. B. alle rein äußerlichen Übereinstimmungen, zwischen Leben und Oeuvre (wir haben einige schon genannt: »Salammbô« — Reise nach Ägypten »Erinnerungen aus einem Totenhaus« — Katorga, die Liebe zu Madame Schlesinger — Madame Arnoux, Dostojewskis Epilepsie — das periodische Irresein der Fürstin Mischkin), ferner alles, was die »Rasse« durch einfachen aktuellen Kontakt abgefärbt zu haben scheint. Die Einfachheiten der Dichter sind ganz anderer Art, und eine unmittelbare Wärmeproduktion durch primitive Reibung ist bei ihnen ausgeschlossen, alle Strahlen, die von ihnen ausgehen, kommunizieren wohl mit Lichtquellen, die hinter, vor und neben ihnen stehen, aber beim Durchgang durch das Medium ihrer Seele sind die Ablenkungen und Reflexionen so vielfach und kompliziert, daß man es Zufall nennen könnte, wenn der Austrittsstrahl parallel zum Einfallstrahl schwingt: Zufall, wenn wir uns nicht in der Sphäre der Notwendigkeiten bewegten. Es wirkt banal, gerade weil es logische Berechtigung hat, Foma Fomitsch gegenüber vom »Schmarotzerproblem« zu sprechen, in »Madame Bovary« das Provinzielle aufzudecken, Petersburg als Verwaltungsstadt im »Doppelgänger« wiederzufinden, die »Legende« ohne weiteres mit dem Livre d'heures du Chevalier d'Etienne von Fouquet zu verknüpfen. Wir halten es sogar für voreilig, ohne weiteres den Idioten als den russischen Christus zu begrüßen, aus Salammbô die Hochkultur zu erkennen, aus welcher Flaubert schafft. Das höchste Gebot des Russen heißt: u n t e r w e r f e d i c h d i r — in dir ist die Einheit! Mag sich ihm auch gleich Einheit als Zusammenhang mit dem Volk interpretieren, so müssen wir seinen Spuren folgen und zuerst die Grenzen seiner objektiven Einheit zu zeichnen suchen. Der Franzose sieht im Ich den größten Feind der Allgemeinheit (unterwerfe d i c h) und zerhackt und zerstückelt sich, bis er alle Schwere von sich abgewälzt hat. Aber wir müssen diesen Zerbröckelungsprozeß mitmachen, wenn wir sein Ziel begreifen wollen.

Am eindringlichsten kann man den Unterschied zwischen den beiden Betrachtungsweisen an einer nebensächlichen Einzelheit erläutern. Luschkin besucht Raskolnikow und was uns der Dichter zuerst mit-

teilt, ist, daß dieser Mensch besondere Sorgfalt auf seine Wäsche legt. Flauberts erste Sorge besteht darin, uns über die Vermögensverhältnisse seiner Helden aufzuklären. Ganz abgesehen davon, daß man im ersten Falle von einer Kontrastwirkung sprechen könnte (der verlotterte Raskolnikow — der Modegeck Luschkin), was nur einen guten Beweis für die Kommunion von Technik und Seele beim formlos gelästerten Russen erbringt, ist es so naheliegend, auf die »Kultur« des Franzosen hinzuweisen, dem es selbstverständlich wird, daß ein Mensch, der einem bestimmten Zensus angehört, seine äußere Erscheinung nach bestimmten Ansprüchen kombiniert. Und doch ist andererseits das russische Problem mit dem Abscheu unserer Jourmütter vor Leuten mit schmutzigen Krägen nicht abgetan. Die Plattheit der zweiten Argumentation entwertet den Tiefsinn der ersten.

Man braucht sich jedoch nur vorzuhalten, daß der Weg vom Begriff: Mensch, zum Begriff: Hemd, ein ganz anderer ist, als von: Mensch zu »Kapital« (ob kürzer oder länger, ist in diesem Augenblick unwichtig), um einzusehen, daß man uns ebensowenig verbieten kann, unser Augenmerk auf die Details zu lenken und sie in den großen Zusammenhang einzubeziehen, als man uns verwehren könnte, von Rembrandts Lichtreflexen, selbst mit Ausscheidung seiner Köpfe, seiner Augen, seiner Palludamente direkt auf seine Religiosität zu schließen, von Watteaus »flachem Dreieck« ohne Beachtung der Masken und Schäferinnen, des farbigen Rausches und des Fluchtbedürfnisses, welches die Paare in die Cytherenbarke treibt (wie vor einer Sintflut eigener Art), unmittelbar auf eine hinter der Kulisse des Genusses und der Lust (die aufsteigenden Äste der Figur) schlecht kaschierte Lebensöde und Leere, auf ein Nicht-beherrschenkönnen der Welt überzugehen (die weit ausgreifende, im Vergleich zum lastenden Objekt viel zu wuchtige Grundlinie).

Alle die Analogien, die wir früher zu verurteilen schienen, müssen uns jedoch, wenn wir uns anstatt von der Oberfläche gegen den Mittelpunkt, in der entgegengesetzten Richtung bewegen, wieder in den Weg treten, und vielleicht sogar dasselbe Vorzeichen tragen, dieselben Werte bergen, die wir jetzt verleugnen müssen, da sie als Ausgangspunkt viel zu seitlich liegen. In weiten Umrissen ist der Eindruck, den Flaubert und Dostojewski als einheitliche Phänome

mitteilen, ist der Zwiespalt, den ein rationelles Verstehen-Wollen zwischen ihrem Leben und Schaffen erkennen muß, durch folgende Überlegungen umschrieben:

Wir wissen, daß beide Dichter von furchtbaren, zentnerschweren Sorgen besonderer Art erfüllt waren, die durch ihre Dimensionen, ihre Gewaltsamkeit und Fülle an Stoff und Bedeutung das Werk, die Mühe um das Werk zu überragen, zu erdrücken drohen, welche ihre Persönlichkeiten, die bei ungenauer Betrachtung schmächtig und ungebunden, uninteressiert, schwach erscheinen, eben weil sie von der Atmosphäre ihrer eigenen Welt aufgesogen werden, in einen Quadernbau von Gedanken und Gefühlen, Stärken und Schwächen, Bewußtheiten und Verborgenheiten verwandeln. Hinter ihrer Freiheit wächst ein ungeheurer Zwang, wie auf einen Zauberwink ist unser Urteil über ihr Menschentum verschoben. Für uns Westeuropäer, die selbst der Sozialdemokratie wenig Geschmack mehr abgewinnen, und unser Realitätsbedürfnis durch Rekordberichte und Sturzflüge decken, für uns Deutsche, die wir das »Mutter, mich hungert« in den »Webern« schon als ein Minus an der Kunst des Werkes empfinden, hat es etwas Befremdendes, daß Dostojewski, in dem wir einen so ausgezeichneten Romanschriftsteller, »Romancier«, schätzen, wirklich und tatsächlich unsäglich unter dem Zweifel litt, ob die Bauernbefreiung wünschenswert sei oder nicht, ob Christus oder die Aufklärung siegen werde, warum die Geschworenengerichte in Rußland schlecht funktionieren, welches Ziel, welche Formel das russische Volk aus den Niederungen der unaufrichtigen Ergebenheit und untätigen Unzufriedenheit reißen könnte, ob es überhaupt diesem Volke gelingen könnte, sich zur Einheitlichkeit emporzuranken, ob der »Deutsche« recht habe oder der Bauer. Der Dichter empfindet jede Zwiespältigkeit im Millionenreich als einen Riß durch seine eigene Seele, erlebt die ganze Nuancenskala der russischen Gärungen, Hoffnungen, naiven Ideale und fieberhaft verzweifelten, höllisch gewaltsamen Methoden, quält sich in unbeschreiblicher Weise um Fragen rein politischer, nationalökonomischer, soziologischer Natur, bis hinunter zum großen Problem: warum die Tiere gequält werden? Seine Kunst entwickelt sich ganz abseits von diesen Sorgen, in seinem ganzen Werk findet sich kein einziger Satz, der als Programm oder

auch nur als persönliche »Ansicht« aufgefaßt werden könnte. Es wäre uns ganz unmöglich, ohne Zuhilfenahme von intellektuellen Überlegungen und rational erhärteten Erfahrungen, also von kunstfremden Elementen aus den Schriften des Dichters auch nur die Pose des »Apostelhaften« zu konstruieren, die ihm (sozusagen nach beglaubigten Zeugnissen) zukommt. Andererseits ist es besonders in der letzten Zeit eine beliebte Aufgabe für die Vertreter der verschiedensten Doktrinen geworden, aus den Werken des Dichters Systeme zu deduzieren, philosophischer, juristischer, pädagogischer Art, Systeme der Weltpolitik, des Glaubens. Für einen, der sich bemüht hat, das ungeheure Feld des Dunkels, der Nacht, der Verschwiegenheit zu durchmessen, das Dostojewskis Gedanken von seiner Kunst trennt, ist die Erfolglosigkeit solcher Versuche eine bewiesene Tatsache, solange sie das Hauptgebot übersehen: »Unterwerfe dich dir«. Alles, was man in dieser Richtung zusammenstellen mag, ist mit Bezug auf den Dichter selbst unwahr und erlogen, denn es findet sich sicher auf der nächsten, wenn nicht auf derselben Seite das Gegenteil mit derselben Schärfe, Wahrscheinlichkeit, mit demselben Glaubenseifer vorgetragen. Immer und überall herrscht ein tadelloses Gleichgewicht —, wenn auch von einem streng ästhetischen Standpunkt aus seine Werke oft überzuquellen scheinen, unökonomisch genannt werden dürfen. Darin liegt sogar der beste Beweis für das unbedingt Irrationale im Schaffen Dostojewskis: daß seine Lücken nicht durch intellektuelle Nahten geschlossen werden.

Es handelt sich hier nicht um die relativ einfache Frage, daß die Tendenz immer die Kunst trübt. Tendenz im gewöhnlichen Sinne ist allerdings ein grobes Unding, das sich sofort als kunstfremdes Element verrät, aber Zola, Tolstoj, Gogol — und sogar Flaubert haben uns gezeigt, wie tückisch, wie heimlich, wie unterirdisch sich ein Nebensinn im Herzen einer Welt einnisten kann, um ihr reines Rollen zu stören. Und Dostojewski war der Überzeugung, daß eine journalistische, den Zwecken des Tages gewidmete Tätigkeit weit größere Bedeutung besitze, als das vollkommenste Kunstwerk. Man stutzt einen Augenblick und möchte sich fragen, wo die Unaufrichtigkeit steckt? im Denker oder im Dichter?

Dabei kommen die Gedanken Dostojewskis nicht einmal als Bah-

nen der Anregung, als Hilfsmittel zur Materialbewältigung in Betracht. Von der Idee: Mensch bis zum einzelnen Menschen ist die Distanz um so größer, je größer der Eigenwert der Idee ist, und ein abstraktes System (z. B. Nihilismus) ist imstande, den Zugang zur Erscheinung vollkommen zu versperren. Man merkt es auch bei Dostojewski. Das Werk, das sich am meisten auf gedankliche Strömungen zu berufen scheint, die »Dämonen«, geht etwas auseinander, ist zerfahren, lückenhaft und lebt mehr vom Glanze seiner Brüder als vom eigenen Lichte, die Distanz zwischen Vorbereitung und Katastrophe, zwischen den Vielen und dem Einzelnen ist hier am größten, unser intuitives Verstehen wird zu stark in Anspruch genommen, denn es fehlen die Zwischenstufen, die zur Höhe führen. Der Egoist, der (»bei nassem Schnee«) eine Dirne, die ihn um Liebe anbettelt, unter die Schwelle ihrer möglichsten Erniedrigung hinabdrückt, indem er ihr seine eigene Niedrigkeit aufbürdet, ist meilenweit entfernt von jedem menschlichen Zusammenhang. Aljoscha Karamasoff, den man nicht ohne Berechtigung als den Wortführer des Dichters ansehen könnte, wächst nicht um ein Haar über den Rahmen des Werkes hinaus, nicht einen Augenblick schläft oder schlummert der Künstler, auch nicht so lange, als z. B. Gogol benötigte, um sich aus Tschitschikoffs Kalesche in eine jagende Siegestroika hinüber zu träumen. Oder etwa im Tagebuch des Starez Sossima? Aber dem Christus des Heiligen steht doch der Großinquisitor Iwans gegenüber. Man könnte sogar annehmen, da der Starez ähnliche Dinge spricht, wie sie Dostojewski in seinen politischen und literarischen Artikeln erörtert, der Dichter habe sich selbst widerlegt, indem er sich ein Gegengewicht schuf. Damit verlieren wir aber auch das Recht, die Gestalt Aljoschas anderswo anzupacken als bei der sinnvollen Funktion, die ihr im Plane des Romanes zugeteilt ist.

Und doch ist der Dichter ohne diesen Ballast von Sorgen undenkbar, als könnte die materielle, stoffliche Fülle seines Lebens die beste Basis für die immaterielle Erscheinungswelt abgeben. Wenn wir uns in die politischen Schriften Dostojewskis versenken, beginnt sich sogar das Geheimnis zu lüften, nicht so, daß wir es verstehen und erklären könnten, sondern wie sich alles bei Dostojewski lichtet und klärt: in einer transzendenten Wahrheit. Ein Teil der Wahr-

heit steckt schon in der Einsicht, daß Dostojewski keinen Menschen geschaffen hat, der so spricht wie er, so warm, so bewußt, so sicher. Am sichersten ist er dort, wo seine Prinzipien in jene Unbestimmtheit münden, die Strachoff als einen wesentlichen Zug seiner konkreten Anschauungen hervorhebt. Und während uns im ersten Augenblick die Ehrlichkeit, Überzeugungskraft und sachliche Festigkeit, mit welcher er seine weltlichen Ziele verfolgt, das Rätsel noch mehr verwirren möchte, indem wir hinter dem »Journalisten« Dostojewski plötzlich ein ganz anderes Gesicht erblicken, als hinter dem Künstler, im ersten Falle ein bewegtes, mitleidendes, miterlebendes, im zweiten Falle ein kaltes, ausdrucksloses, ehernes, zu teilnahmslosem Schauen erstarrtes, — fühlen wir bald, daß gerade aus diesem Widerspruch die Einheit erwächst. Der Denker, der Mensch Dostojewski muß auf der Erde gehen lernen, um sich zum allgemeinen, zum Christus, zum Himmel, zur ewigen Ruhe emporschwingen zu können, und die Fähigkeit, diese ewige Ruhe in sich zu fassen (vielleicht dieselbe Harmonie mit der ganzen Welt, dasselbe Gefühl des Glückes, »so stark und so süß, daß man für die wenigen Sekunden einer solchen Seligkeit zehn Jahre seines Lebens, ja sogar das ganze Leben hingeben könnte«, das ihn und Fürst Mischkin vor den epileptischen Anfällen erfüllt,) macht ihn zum Künstler, zum Nachahmer Gottes, ebenso wie ihn die Anerkennung des Volkes zum vollen Menschen, zum Priester erhebt, weil er noch vor dem Volke zu existieren beginnt, führt ihn die Erkenntnis Gottes zu den Dingen, zu sich selbst zurück, weil sie über ihnen steht. Die Wege sind kongruent, weil sie dieselben Extreme verbinden, sie gehen vom Ich zum unpersönlichen, ewigen Du und streifen alle Abstufungen der dritten Person. Die Zone des Schweigens und der Dunkelheit ist uns erhellt und belebt, wenn wir erkannt haben, daß hier Gott wohnt. Und die Unbestimmtheit der Prinzipien kann uns nicht mehr den Blick trüben, die Unbestimmtheit, die dann am stärksten ist, wenn er »Christus« sagt (denn Christus ist nur der Sohn Gottes), sobald wir entdecken, daß es dasselbe Schwanken ist, das den Rauch bewegt, welcher von einem Opferaltare aufsteigt: schwankend und schwebend mit Naturnotwendigkeit nach oben. Der Altar ist: Rußland.

Flauberts Sorgen sind ganz anderer Art. Was beim Russen Slawophilismus, Orthodoxie, Christus, Nihilismus heißt, wird hier Ästhetik, Realismus, Romantik, Rhythmus. Für die Interessen seines Vaterlandes hat Flaubert kaum mehr als Verachtung übrig, er kann sich für kein Problem erwärmen, die extremste volkswirtschaftliche Erkenntnis, zu welcher er nach der tiefgreifenden Umwälzung von 1870 (die sogar ihn mit seltsamer Unmittelbarkeit gepackt hatte) gelangt, fordert: daß sich das Volk bedingungslos dem Ausspruch einer Akademie der Wissenschaften unterwerfe. Darin liegt allerdings kein Hauch von monistischem, unklarem, halb-religiösem Geiste, nicht einmal von jenem Geiste, in dessen Umarmung der heilige Antonius eine zweifelhafte Seligkeit findet, sondern nichts als die Forderung nach Präzision, und wenn er solche Gedanken ausspricht, so tut er es mit der Geste: »So laßt mich endlich in Ruhe, ich habe anderes zu tun, als eurem Wirrwarr zuzusehen, ich muß am Schreibtisch sitzen und Sätze drechseln.« Aber ebenso bestimmt, wie wir an Dostojewskis Aufrichtigkeit und Hingebung glauben, ebenso fest sind wir von der Unaufrichtigkeit dieser abwehrenden Geste überzeugt. Warum sieht er doch die Unordnung und läßt sich zu idealen Vorschlägen verleiten? Mögen die noch so sehr von jeder realen Bedingung fern sein, so zeigen sie uns doch an, daß ihn die Fragen im Innersten quälen. Das ist die Tragik im Leben Flauberts, daß er nur solange eine Beziehung zur Welt hat, als diese Pose der Ablehnung unaufrichtig ist, daß sein Empfängnisorgan der Schmerz ist. Er steht fortwährend knapp vor der Gefahr, sich vollkommen von jeder Erscheinung abzuschließen und sobald er sich zur endgültigen Ablehnung entschließt, ist auch seine Kunst vor die letzte Mauer gestellt. Diese tiefe, bohrende Qual zeigt uns die Richtung, die wir einschlagen müssen, wenn wir irgendeine Gemeinsamkeit zwischen dem Lebensprinzip Flauberts und dem Dostojewskis entdecken wollen. Muß jedoch überhaupt eine Gemeinsamkeit bestehen? Wir nehmen es an, da selbst ihre Gegensätze nicht vollkommen beziehungslos sind, sondern gleichsam Glieder einer und derselben logischen Kette.

Flauberts Geist ist durchwirkt und durchzogen von Theoremen, Methoden, Regeln über Kunst und Kunstfertigkeit, er doziert, ist

»Literaturpapst«. Dostojewski ist Apostel, Prediger, Allmensch und seine ästhetischen Überzeugungen sind möglichst einfach. Der alte Ichmenjeff spricht sie aus: »Es ist ja nicht Gott weiß wie hoch und erhaben, das sieht man . . . Bei dir ist alles viel einfacher, viel verständlicher. Es ist wie . . . wie vertrauter, als hätte ich selbst alles erlebt.« Damit soll nicht gesagt sein, daß sich der Russe vor allen künstlerischen Problemen verschlossen hat, Dostojewski war ein ausgezeichneter Kunstkenner und Kritiker und trug den heterogensten Phänomenen ungeteiltes Verständnis entgegen (Cid, Phèdre). Aber erstens gibt es für Dostojewski auch in abstrakten Kunstfragen keine Rätsel, sein Urteil findet keine Hindernisse, es ist instinktiv und stellt leicht zwischen sich und den einzelnen Phänomenen die Beziehung her, die seinen Bedürfnissen entspricht, — zweitens münden seine ästhetischen Gedankenbahnen immer in den Begriff Volk und damit zugleich in das große Meer seiner politischen Sorgen, jene kamen vor, nicht nach diesen, der große Kampf zwischen »Westlertum« und »Slawophilismus« ist ein Kampf um Tendenzen, welche das ganze Leben Rußlands umfassen, nicht nur seine künstlerische Produktion, ebenso wie der Nihilismus erst in dem Augenblick zur Tatsache wird, da er sich zur literarischen Polemik zuspitzt. Man denke an die Komplimente, die Flaubert an jene Kritiker austeilt, welche aus der »Education« sein Urteil über historische Ereignisse und Persönlichkeiten erraten möchten, hat er ein Recht zur Ablehnung jeglicher Interpretation? Von einem ästhetischen Standpunkt müssen wir ihm dieses Recht zugestehen, wenn auch nicht so leicht wie dem Russen, — ist sein eigenes Gewissen jedoch fleckenlos rein? Kann er sich selbst freisprechen? Die ungeheure Gewissenhaftigkeit mit der er jede Emanation der Zeit, die er schildern will, studiert und untersucht, kann man wohl auf die Hemmungen zurückführen, welche zwischen ihm und der Erscheinung lagen, auf die Substanzkruste, die ihm das »Ding an sich« verbarg. Wir würden ihn von jedem persönlichen Interesse freisprechen, wenn nicht eben die Werke selbst mit den Worten der Weisheit, anstatt mit denen der Wahrheit zu uns sprächen. Vergleichen wir einmal die beiden Freundespaare: Raskolnikow-Rasumichin, Frédéric Moreau-Charles Deslauriers. Die ursprüngliche, einfache Funktion, die ihnen zukommt, ist die,

einen Kontrast zu schaffen, — letzten Endes den ewigen Kontrast Hamlet-Fortinbras. Aber bei Dostojewski hört dieser Kontrast nie auf, er setzt sich über das einzelne Faktum in gerader Linie fort, bei Flaubert finden sich die Freunde wieder und die Verschmelzung der Prinzipien, die sie vertreten sollten, läßt in uns etwas mehr zurück, als jene wort- und begriffslose Erkenntnis, die uns der Russe mitteilt, eine Einsicht, die sogar präziser, enger ist, als die Formel, welche Flaubert gerade nach Vollendung der »Education« sich und den andern fortwährend vorhält: »man schafft nicht sein Schicksal, sondern man erduldet es.« Als hätte er in der »Education« auch jene Trostlosigkeit mitformuliert, die wir aus dem Satze nur dann herauslesen, wenn wir die aktuelle Veranlassung kennen, die ihn aus der Seele des Dichters lockt. Er muß z. B. erklären, warum er nicht geheiratet habe. Um unseren Gedanken bis zur letzten Konsequenz zu führen, wollen wir uns ganz objektiv und banal fragen: sagt Flaubert die Wahrheit (die ureigene Wahrheit, die Wahrheit vor sich selbst), wenn er seine Ehelosigkeit auf diese Ursache zurückführen will? Steckt nicht etwas von derselben Unaufrichtigkeit darin, die wir früher auch in der Geberde zu sehen glaubten: »Laßt mich in Ruhe!«

Flaubert operiert mit dem Sicherungskoeffizienten einer Lüge (Lebenslüge?). Dostojewski ist wahrhaftig bis in die Haarwurzeln.

Und wenn wir es uns nicht verschweigen dürfen, daß auch das rein Schicksalsmäßige bei Flaubert eine schwache Färbung wie von individuellem Erleben bekommt, die kaum wahrnehmbar sein mag, weil sie so subtil ist, wie es die Lüge eines Wahrheitssuchers sein muß, so müssen wir annehmen, daß nur die Aufrichtigkeit, Festigkeit und tatsächliche Fundierung seiner eigenen Überzeugung ihm zu sehen verwehrt, wie grausam das Urteil klingt, das er über die Februarrevolution fällt, genau so unzweideutig wie der Ekel vor der Kommune, die er miterlebt und die er in seinen Briefen, ohne die Zubilligung des geringsten, mildernden Umstandes verdammt. Er erlaubt sich eine ganz minimale, aber doch merkbare Verschiebung, indem er begründete Negation mit Objektivität verwechselt. Das Motto der »Dämonen« würde man widerspruchslos billigen, auch ohne die Voraussetzungen zu kennen, die den Nihilismus zur größten

Verirrung des russischen Geistes stempeln. An den Voraussetzungen kann man zweifeln, am Werke nicht. Flaubert darf wohl sagen: c'est comme ça! — aber nicht weil es nicht anders hätte sein können, sondern weil es so war. Um diese unscheinbare, beinahe unfaßbare Spanne unterscheidet sich der Realismus Flauberts vom Realismus Dostojewskis. Der Russe hat uns ganz in der Hand, er könnte uns führen, wohin er will, wir würden ihm glauben, auch wenn die Wirklichkeit anders wäre, als er sie schildert, Flaubert steht und fällt mit der Welt, die er schildert. Jener gibt eine reine Wahrheit, dieser ein richtiges Urteil.

Man erlaube uns ein einziges Mal eine Abschwenkung auf deutsches Gebiet. So schmal die Spalte scheinen mag, welche das Prinzip des russischen vom Prinzip des französischen Realismus trennt, erweitert sie sich vor unserem geistigen Auge zu einem tiefen Abgrund, sobald wir die Möglichkeit erwägen, ob nicht aus ihr eine gar seltene Wunderblume hervorsprießen könnte: der deutsche Stil. Damit dieser Seitensprung nicht ganz überflüssig anmute, wollen wir darauf hinweisen, daß die Einschiebung eines dritten Gliedes zwischen die zwei Gebiete, die wir heute durchforschen, uns zum Bewußtsein bringt, daß die Beziehungen, die von Pol zu Pol gehen (Romanen und Slaven), mehr als zufällige sein müssen, und sich zu einer Synthese vereinigen müssen, deren Existenz wir eben erst ahnen, wenn wir ein verbindendes, ausgleichendes Prinzip hinzunehmen.

Aber widersprechen wir uns nicht, wenn wir Flaubert ein richtiges Urteil zuerkennen, nachdem wir auf seine Lebenslüge hingewiesen haben? Wir könnten uns leicht retten, indem wir die allgemeine Eigenschaft der Franzosen feststellten, die natürliche Lebensentwicklung an einem bestimmten Punkte durch eine Linie der Praktizität (und alles Rationale ist eine Emanation des praktischen Geistes), durch eine Konvention abzuschneiden. Gerade bei Flaubert glauben wir jedoch diese Beweisführung nicht ohne eine entsprechende Vorbereitung antreten zu können, denn das Niveau seines Daseins und seines Schaffens ist nicht das einer Konvention, sondern einer höheren Synthese. Während andere vielleicht vor dem Nichts stehen, mußte er, als Franzose, sich selbst zum Nichts erst durcharbeiten, durch die Konvention hindurch zur tieferen Synthese zurückfinden. Beim Russen

hat auch das »Vorurteil« den Charakter einer freieren Konzeption und gewährt der schöpferischen Kraft einen gewissen Spielraum, verrät sozusagen von selbst seine Grenzen und die Lücken, die es nicht ausfüllen konnte. Was für jeden seiner Landsleute ein Vorteil ist: daß er es sich, ausgehend von einem angeborenen oder anerzogenen, sicheren Standpunkte der Zucht, erlauben darf, hemmungslos originell zu sein, einen großen Teil von sich, auch jenen Teil, der dem Gelderwerbe nachjagt, als Luxussache zu betrachten, sich von der Geburt an zu differenzieren, — wurde für Flaubert zum Nachteil. Er mußte die Konvention mit ihren eigenen Waffen bekämpfen, Logik und Methode, und außerdem noch ihre unmittelbare Deduktion abweisen, den Subjektivismus, der umso gefährlicher ist, als er sich als ihre Negation gebärdet. Dann erst beginnt der Kampf mit der Erscheinung. Daher der Selbstvernichtungsdrang, der nicht grausam und scharf genug sein konnte, damit der Künstler zur natürlichen Wiege des Lebens zurückkehrte. Er konnte es sich nicht erlauben, die Stilforderungen, welche durch die Tradition gegeben waren, unmittelbar zu übernehmen und einfach weiter zu entwickeln, seine Kunst entzieht sich jeder direkten historischen Ableitung, — Dostojewski fühlt in Gogols »Mantel« alle seine eigenen Ideale vorausgeahnt. Flaubert mußte selbst den unendlich langen Weg der Reife begehen, alle Zuflüsse und Ausläufer in sich aufnehmen und verfolgen, so wurde ihm die Gnade seiner Rasse zum Fluche von dem er sich langsam befreien mußte. Eine Verallgemeinerung antizipierend könnte man sagen: aus seinen artistischen Theoremen klingen Reminiszenzen der Bartholomäusnacht mit, in welcher derselbe Kampf erstickt (nicht entschieden) wurde, den Flaubert mit jedem Satze wieder auskämpft, den Kampf zwischen einer urwüchsigen, heftig andrängenden Vielheit und Wahrhaftigkeit und einer Einheit, die sich schon zur Lüge und Form kristallisiert hat. Nur ist es gerade diese Einheit, die er überwinden und jene Vielheit, die er vorlassen muß, um sie dann zu einer höheren Harmonie zu führen. Der Katholizismus ringt mit dem Protestantismus, die Göttin Vernunft drängt sich dazwischen und zum Schluß zergehen alle Phantome der Vergangenheit in einer alldurchdringenden Atmosphäre der Gegenwart.

Subjektiv muß die Rasseneigentümlichkeit bei Flaubert daher mit dem entgegengesetzten Wert belehnt sein, was dort ein Nutzen ist, wird hier zum Schaden, was dort Freiheit heißt, wird hier zum Zwang. Und in der Tat können wir auf Schritt und Tritt beobachten, wie der Dichter nach einem Prinzip der »mißverstandenen Praktizität« arbeitet. Mit Zuhilfenahme Bergsonscher Postulate darf man sagen, Flaubert sei immer krampfhaft bestrebt gewesen, seine Intuition durch seine Vernunft zu ersticken, die gerade Linie umzubiegen. Während wir bei Dostojewski, trotz des anfänglichen Widerspruches, beim Eindringen in seine Denkertätigkeit immer intensiver den allertiefsten Zusammenhang seines Wesens begreifen, gerade weil wir uns sagen: alles das ist meilenweit entfernt von seinem Werke, keine seiner Gestalten ist auf irgend einer dieser Phasen stehengeblieben, sondern jeder Mensch, den er schildert, durchschneidet die ganze Entwicklung des Dichters vom Anfang bis zum Ende, geht mit bis zum Äußersten, — beobachten wir es bei Flaubert mit geheimer Angst, wie er bestrebt ist, das Geheimnis, das ihn emporheben könnte, unter der Tarnkappe seines Geistes verschwinden zu lassen, den losen Schmetterling der Ewigkeit mit dem Netze der Zeitlichkeit einzufangen. Es ist ein Spiel mit dem Feuer, das leider nicht damit endet, daß das Fleisch auflodert zur Flamme, sondern daß die Flamme zum Schluß nur schwach unter der Asche fortglimmen kann. Je mehr die Enden des Ringes sich nähern, desto größer wird die Spannung, wird die Gefahr. Und da endlich die Seele vom Flechtwerk ganz umsponnen ist, wird ihr jede freie Äußerung, jede Vollendung unmöglich. »Bouvard und Pecuchet« sind nicht nur unvollendet, sondern, in einem höheren Sinne, unmöglich. Dostojewski erreicht in den »Brüdern Karamasoff« und in der Puschkinrede den Gipfel.

Die Lebenslüge Flauberts wollen wir konkret dahin deuten, daß er sich seine Aufgabe zu erleichtern glaubt, indem er bei der Kunst anknüpft, während er sich dadurch nur Hemmungen in den Weg legt. Er will einen Abgrund, den man nur in weiten Bogen überfliegen kann, durch einen mühsamen Ab- und Aufstieg überwinden. Bei seinen persönlichen Erlebnissen verrät sich derselbe Zug in dem Bedürfnis, jeden einzelnen Augenblick, ohne sich Zeit zum Ausreifen,

Vorbereiten, zur Gärung zu lassen, sofort zu einer Formel, zu einer Bewußtheit umzugestalten. Die Folge davon ist, daß alles Schmerzliche doppelt schmerzlich wirkt, und selbst alles Freudige einen Mißton der Verlegenheit und Peinlichkeit weckt. Reaktionen, die wir mit Bestimmtheit erwarten, bleiben aus und dafür durchbrechen den ruhigen Verlauf des Geschehens gewaltsame Ausbrüche, die teils unzulänglich, teils ungerecht anmuten, und sich nicht erklären ließen, wenn man nicht den Stachel des inneren Zweifels mitberechnete, der den Dichter fortwährend plagt. Derselbe Zweifel, der aus allen seinen Werken atmet, und die Erde nie zu einer Kirche mit einem hohen Turm, sondern stets zu einem Wohnhaus für Menschen umgestaltet.

So daß man sich zum paradox klingenden Satz berechtigt fühlt: Flauberts Ökonomie mündet in grenzenlose Verschwendung, Dostojewskis Hemmungslosigkeit in größte Sparsamkeit. Denn eine Ökonomie, die einen zwingt, zehn natürliche Entwicklungsphasen durch ebensoviel Nebenbedeutungen und Bedingtheiten zu ersetzen, wobei sich zum Schluß doch nur die natürliche Synthese durchringt, bedeutet einen Mißbrauch von Energie, gegen den die ungeheuren Entladungen des Russen als eine tröstende Wohltat abstechen. Flaubert könnte man als einen Pointillisten ansprechen. Jede Linie setzt sich aus hundert Unterbrechungen zusammen, ist die stärkste Konzentration und Vereinfachung einer verworrenen Vielheit, die jedoch nur um den hohen Preis erreicht wird, daß eben die endgültige Linie selbst hundertfach unterbrochen wird. Wie leicht kann durch die kleinste Ritze die Verderbnis eindringen!

Und andererseits: wie ungeheuer muß die ursprüngliche Kraft, die angeborene Berufung sein, wenn der Dichter über alle Abgründe sicher zum Ziele schreitet! Gerade darin liegt sein Heroismus, daß er nur Linien zeichnet, die kaum sich selbst tragen und darauf verzichtet, die feste Gerade zu ziehen, die alle Möglichkeiten in sich aufsaugen kann, ohne abgelenkt zu werden. Wären die Vorbedingungen zum großen Verzicht nicht in ihm gewesen, hätte er sie nicht bis zur äußersten Konsequenz erfüllt, so hätte er nicht seine Mission zu Ende führen können. Die Verzweiflung, welche Dostojewski über jede Verirrung der russischen Seele ergreift, ist nicht stärker, son-

dern nur aufrichtiger, als der so kühle, anmaßungsvolle Ausdruck, der in dem Antlitz einer reinen Schönheit ruht. Die reine Schönheit ist die Rettung vor der größten Not und nur wer den Niedergang, die unendliche Ratlosigkeit seiner Zeit in sich aufgenommen hat, kann sich zum Hochmut emporschwingen, ohne zu Falle zu kommen. Die bedingten Schönheitsideale gehen nicht so sehr an der Hypertrophie ihres eigenen Prinzips zugrunde, sondern sie verkümmern zugleich mit den Saftröhren, die sie mit dem Leben verbinden. Und das unbedingte Schönheitsideal ist nur das verschämte Bekenntnis einer Todesahnung.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob Flaubert das Recht hatte, dieses Urteil über sein Land zu fällen. Wichtig ist nur, daß ihm seine Zeit Recht gab, als sie bei Sedan in Schlamm und Blut unterging. Ob der Tod nur den Beginn einer Wiedergeburt bedeutet, ist eine Frage des Glaubens, wir wollen es nicht vor Flaubert behaupten, der uns davon abzuraten scheint, nicht vor Dostojewski bejahen, der uns dazu auffordert. Wir können jedoch zu den zwei ästhetischen Paradoxen, mit denen wir unsere Ausführungen eröffneten (die Verschmelzung von Mensch und Künstler im klassischen Werke, Realismus als Gipfelpunkt des Klassizismus), ein drittes hinzufügen: daß nur der vollkommene Ausdruck der Zeit Eingang in die Ewigkeit findet.

Und unsere Behauptungen durch einige Widersprüche belegen: Dostojewski gesteht selbst ein, den Realismus, »der an das Phantastische grenzt«, über alles zu lieben — und gibt uns eine Wirklichkeit, die uns wie ein Schein umtaumelt, Flaubert lacht darüber, daß man ihn zum Pontife des Realismus ernennt und gibt uns einen Schein, der die Konsistenz der Wirklichkeit hat. Dostojewski bemüht sich ununterbrochen, soviel Subjektivität in sein Schaffen zu legen, als ihm überhaupt möglich ist, er geht soweit, daß er die eigentümlichsten, krankhaftesten Realitäten seines Lebens in seine Kunst übernimmt, — der allgemeine Eindruck ist der einer opferfreudigen Selbstverleugnung, Flaubert donnert mit lauter Stimme seine Forderung nach Zerstörung der Persönlichkeit in die Welt hinaus und seine Werke verraten so deutlich die Erlösung, die sie einem persönlichen Zweifel des Dichters bringen. Nur weil das Persönliche des Künstlers,

erst durch die subjektivste Sublimierung in der Atmosphäre der Allgemeinheit aufgeht, schmiegt sich auch das Werk der Geberde des Allgemeinen an. Aber eines wissen wir: Dostojewski hat durch kein Werk auch nur eine teilweise Erlösung gefunden, der Pondus seines Daseins blieb jederzeit unvermindert in ihm hängen, bei Flaubert kann man eine stetige Purifizierung und Festigung seiner Beziehungen zu sich und zur Welt verfolgen, »Madame Bovary« erledigt ihm die Provinz, »Salammbô« die Romantik, »Education sentimentale« die Großstadt. Damit findet sein Leben einen Abschluß und kann sich nun dem Zuge der Erschlaffung ergeben. Seine Beziehungen zur Welt haben eine konkrete Form gefunden, sie sind am aufrichtigsten dann, wenn er vom Balkon seines Landhauses aus die Sonntagsausflügler mit einem Opernglas beobachten kann. Er hat aus seinen Erfahrungen soviel gelernt, daß er sich selbst widersprechen darf. Oder ist es nicht eine der seltsamsten Situationen: Flaubert, der Künstler mit den strengen Forderungen, schreibt im letzten Jahrzehnt seines Lebens zwei Komödien, und trägt sie von Bühne zu Bühne und bemüht sich, den Ratschlägen von Direktoren und Schauspielern folgend, seine Werke den kleinlichsten Bedingungen anzupassen. Mit der offenen Begründung: ich möchte etwas Geld verdienen! — nachdem er kurz vorher genau auseinander gesetzt hat, es wäre lächerlich, daß ein Dichter, der für die Ewigkeit schafft, eine Belohnung von der Zeit fordert. Aber diese Kontraste können ihm nicht mehr schaden. Früher reizte ihn das Wort einer Frau zum Morde — jetzt ist er eingekapselt in Sicherheit und Methode. Allerdings folgt jetzt die Periode seines künstlerischen Niederganges, eine Periode der Ziellosigkeit, in der seine Strenge gegen sich selbst in eine sklavische Unterwerfung unter seine eigene, zum Götzen erhobene Methode umschlägt. Das Schicksal fügt es, daß es außerdem die Zeit seiner grenzenlosen Vereinsamung ist, da ihm ein Freund nach dem anderen hinstirbt und er eben auf den Verkehr mit den eigenen Götzen angewiesen ist. In den »Trois contes« rekapituliert er noch einmal die Entwicklung seiner Kunst, und was dann in ihm zurückbleibt, ist, trotz der Rettung, die er durch die »Tentation« versucht, nichts als der Begriff: Bourgeois. Zu viel, um eine Welt zu lieben, zu wenig, um eine Welt zu schaffen.

—

Was uns an Dostojewskis Alltag am meisten auffällt, ist die Gewalt. Mag auch hinter den ungeheuren Dimensionen, in welche sein Leben in dem Augenblick der Entladung entströmt, und die während der Vorbereitung seine Seele wie stets gespannte Federn von Innen dehnen, nichts anderes stecken als der Endeffekt eines Urzweifels, — warum sind wir bei ihm eher geneigt mit seinen eigenen Worten diesen Zweifel nur als den »Scharfsinn eines tieferen Gefühles« aufzufassen? den Schmerz als eine Erkenntnis, nicht die Erkenntnis als eine Qual? Die Widersprüche in seinem Leben sind so groß, daß sie, anstatt uns niederschmetternd zu überfallen, uns einfach veranlassen, unser Verständnis auszuschalten und uns ganz dem »tieferen Gefühl« zu überlassen. Dostojewski wird unschuldig zum Tode verurteilt, steht auf dem Schafott, erträgt zehn Jahre Sibirien, das erste Werk, das er nach seiner Rückkehr schreibt ist das heiterste Buch der Weltliteratur »das Gut Stepantischikowo«. Und später wird er erklären, er sei wie Puschkin ein treuer Diener des Zaren. Von seinem Freund, der jahrelang mit ihm arbeitet, den er nach jedem Anfall rufen läßt, um die Depression leichter zu überwinden, mit dem er jeden Tag viele Stunden verbringt, wird er behaupten: »Er verkehrt mit mir nur, weil er keinen Menschen hat, mit dem er reden kann!« Seine Loyalität kann auch das unverschuldete Verbot der »Zeit« nicht erschüttern, das ihm den Lebensunterhalt raubt und ihn zwingt, mit seiner schwangeren Frau ins Ausland zu fliehen. Muß nicht in ihm eine noch stärkere Gewalt stecken, als es die der Zaren ist? Die Erklärung liegt zum Teil darin, daß er eigentlich nicht gegen eine konkrete Macht, sondern gegen das Gespenst des blinden Zufalls kämpft. Als wollte er die Situation auf die Spitze treiben und sich vor die letzte Prüfung stellen, verspielt er in Baden-Baden das wenige Geld, das er mitgenommen hat, und geht nun einer Periode entgegen, die bitterer sein dürfte, als die Zwangsarbeit in Sibirien. Jedenfalls steckt in dem Gefühl der Gesundheit, das ihn erfüllt, wenn er Ziegelsteine zum Bau einer Kaserne trägt, mehr Heiterkeit, als in den verzweifelten Bettelbriefen, die er aus Dresden nach Hause schickt: ein neugeborenes Kind, eine stillende Frau, der »Idiot« unter der Feder — und buchstäblich kein Brot.

So finden wir in den alltäglichen Einzelheiten der beiden Dichter-

leben dieselben Gegensätze ausgeprägt, welche die ewigen Werte ihrer Schöpfungen unterscheiden, — selbst in jenen Einzelheiten die scheinbar unabhängig vom immanenten Willen, vom persönlichen Fluidum der Menschen sind. Beide Dichter sind Söhne von Ärzten, Flauberts Vater ist ein berühmter Chirurg, Dostojewski wächst in einem Armenkrankenhaus auf. Flaubert erlebt den Sturm der Banausen gegen die »Madame Bovary«, Dostojewski steht auf dem Schafott. Dem asketischen Flaubert, den Schöpfer des hl. Antonius, kann man sich nicht ohne eine Fülle an Hilfsmitteln des Lebens, ohne Dekoration und Inszenierung vorstellen; bevor er sich zum Schreibtisch setzt, muß er seinen Blick von vielen Reizen reinigen, die ihn ablenken könnten, wenn nicht ein eherner Wille ihm befiehle. In den »Erniedrigten und Beleidigten« sehen wir ein graues, ödes Mansardenzimmer, einen wackligen Schreibtisch, einen Mangel jeglichen Komforts, der uns umsomehr ergreift, als er vom Dichter des Verschwenders Dimitri selbst nicht besonders beachtet zu werden scheint. Er klagt, aber er hält es doch aus. Die kahle Trivialität wirkt mehr als Ganzes, als im Detail, obwohl sie sich aus Details zusammensetzt. Last not least, Dostojewski erleidet jeden Monat einen epileptischen Anfall, Flauberts Epilepsie ist milde und zeigt sich nur selten.

Vom Alltäglichsten wollen wir auf die größte Perspektive übergehen und ein letztes, gewagtes Experiment anstellen; diese Linien bis dahin verfolgen, wo sie sich zur letzten Fiktion verknoten, bis zum Gottbegriff. Wenn wir vom Gottbegriff alles Materielle, Dogmatische, Schon-Geformte abstreifen (»der Katholizismus ist nicht mehr Christentum und geht in Götzendienst über, der Protestantismus aber nähert sich mit Riesenschritten dem Atheismus und wird zu einer schwanken, veränderlichen und nicht ewig feststehenden Sittenlehre.« Dostojewski contra Gradowsky) und ihn einfach als gewaltigen, gewaltigsten Hintergrund ausspannen, — wie zeichnet sich das Profil der beiden Dichter gegen diesen Grund ab? Eigentlich zeigt nur der Franzose ein Profil, der Russe verschwindet vollkommen im Schatten der Gottheit, seine Adern kommunizieren mit ihren Adern, als schliefe er in ihrem Schoße, von einer blutreichen Placenta geborgen; seine Wesenheit verschwimmt mit ihrer Allheit, — nicht als

ob er vom Geiste des Herrn erdrückt und überwältigt würde, sondern als wäre sein Ich ein Symbol der Gottheit, die Gottheit ein Symbol seiner Seele. Es gibt keinen Franzosen, der sich nicht vor dem weitesten Horizont in einer gewissen Verkürzung zeigte, irgendwo bricht sein Glaubenseifer ab und biegt in Menschliches um. Ebenso wie die gerade Linie der Griechen direkt in die Unendlichkeit führte, um nie mehr die Horizonte der Erde zu durchschneiden, während der Bogen der Römer aus der Erde wuchs, um zur Erde zurückzukehren, ebenso wie Rom seine Pforten Christus nie eröffnete und sich nur seinem Namen ergab, um seinen Geist vergewaltigen zu dürfen, während sich durch das ganze griechische Mythos Vorahnungen und Erfüllungen des Messiasproblems verfolgen lassen, — ebenso hat sich der liebe Herrgott in Frankreich immer sehr wohl gefühlt, wahrscheinlich weil niemand jemals so recht an ihn geglaubt hat und ist in Rußland die Gotteslästerung an der Tagesordnung, weil jeder, auch der Skeptiker, an ihn glaubt. Mit Ketten, die man nicht trägt, oder nicht fühlt, braucht man nicht zu klirren, aber Könige glauben oft, unter der Last ihrer Krone zusammensinken zu müssen. Pascal geht von der Mathematik aus und gelangt zur Mystik, das würde nichts besagen, wenn nicht seine Mystik im Grunde nichts anderes wäre, als die Weiterführung seiner mathematischen Methode, — wo sie doch die Aufhebung jeder Methode bedingt. Oder hat Huysmans an Gott geglaubt, der noch von der Schwelle des Klosters seinem Kritiker zuruft: c'est fait! Der französische Skeptizismus war immer stark genug, um nicht nur dem Teufel einen Platz neben Gott, sondern auch Gott Gleichberechtigung neben dem Teufel einzuräumen, — da ihm beide stets Begriffe waren und keine Wesenheiten, Formen und keine Inhalte. Gott ist höchstens das »Ich«, — und mit diesem für Flaubert der Feind.

In der Bibel steht es geschrieben, Jehova habe den Lehm angehaucht und ihm dadurch eine ewige Seele eingeflößt. Für Dostojewski hat dieser Vorgang Realitätswert, er wiederholt sich bei jeder Geburt vor seinen Augen, — für Flaubert ist es nichts weiter als ein guter Ausdruck. Dostojewski vermischt seinen Atem mit dem Atem des Schöpfers, noch bevor dieser den Lehm berührt, noch be-

vor sich seine Atome mit den Atomen der Materie vermischt haben, und deswegen sind für ihn alle Rätsel gelöst, noch ehe sie geformt werden, alle Fragen kaum mehr als rhetorische Fragen, alle Kontraste geebnet, noch ehe sie zur Reibung gelangen. Daher die Entspannung, Befreiung, die aus den gefährlichsten Situationen herauswächst. Alle Ereignisse sind nur Wiederholungen von mythischen Geschehnissen einer ewigen Wiederkunft und teilen dem Leser ein Gefühl des Deja-Vu mit. »Es ist wie — — wie vertrauter, als hätte ich selbst alles erlebt.« Die Verhältnisse zuspitzend, könnte man sagen: daher muß Fürst Mischkin die geliebte Vase der Generalin umschmeißen, weil er sie schon in dem Augenblick umgeworfen hat, in dem er gebeten wird, darauf zu achten. So konnte dem Dichter das große Wunderwerk gelingen, aus dem Planlosen ins eherne Gesetz zu wachsen, — weil der Mittelpunkt seiner Werke gar nicht in dem Raume liegt, in dem sie sich entwickeln, sondern in einem höheren, von dem aus die Übersicht eine unmittelbare, zwanglose, freie ist, von dem aus man kein Operglas braucht, um die Sonntagsausflügler zu beobachten.

Flaubert hingegen steigt nicht aus höheren Sphären zu den Menschen herab, sondern lebt mitten unter ihnen, ist Mensch unter Menschen. Er muß fortwährend die Ansatzstelle suchen, wo sich der himmlische Sauerstoff zur Erde verdichtet und muß darauf bedacht sein, nicht daneben zu greifen. In Frankreich findet er seinen Gott nicht und muß ihn anderswo suchen — aber auch in Tunis verstrickt er sich in Sorgen um die Legionenordnung der Punier, um die Essenzen und Wohlgerüche der karthagischen Frauen, um die Attribute der Gottheit. Es sind dieselben Schlingen, in denen er sich verfing, sobald er vom Schreibtisch aufstand, um auf die Straße zu gehen. Alle Versuchungen des heiligen Antonius führen noch immer nicht zur Erlösung, selbst nicht, da sich alle Attribute der Gottheit im Meere des Allseins vermischen. Mystischer Pantheismus ist ein Kompromiß und keine Lösung. Man vergleiche, wie sich die Prophezeiung erfüllt, welche an Julian ergeht (er werde Vater und Mutter töten) und wie die obenerwähnte Vase in Scherben zersplittert. Löwen und Bären, Schlangen und Panther begleiten Julian auf seinem verhängnisvollen Wege, — Fürst Mischkin hat nichts als sich

und seinen Zwang. Die transzendente Beziehung ergibt sich dem Russen unmittelbar aus den Dingen, die ihn umgeben, aus dem Staub, der auf den Möbeln liegt, aus der »Lucia«, die in einem Wirtshaus letzten Ranges heruntergeleiert wird, aus der Tücke des Hausdieners, aus der Stimme eines Mädchens, die um Hilfe schreit. Flaubert sieht seine Aufgabe darin, unter kreisenden Bergen die Maus herauszulocken, er wälzt kompakte Massen und dreht und wendet sie, bis alle Flächenstrahlungen zu einem Lichtpunkt konvergieren, der eine extremste Differenzierung zu sein scheint und die intensivste Konzentration ist. Der Nagel, an dem Archimedes die Welt aufhängen wollte! (Und doch ist das Resultat ein ganz anderes als bei Balzac: Balzac bringt alles, was er weiß, Flaubert nichts von dem, was er weiß, nur weiß).

Von der Gottidee aus können wir uns die kühnsten Sprünge erlauben und zur Verallgemeinerung übergehen, auch alle jene Verallgemeinerungen akzeptieren, die von Russen oder gar Freunden des Dichters gemacht werden und uns im ersten Augenblick befremden, da sie gar zu unmittelbar am Werk oder an der Person anknüpfen. Der Franzose findet zuerst die Konvention und dann die Synthese, Rußland (ein Bauern- und Kosakenvolk, das sich nur widerstrebend einer ad hoc geschaffenen, unzulänglichen Verwaltung fügt, die es immer als fremd und überflüssig empfindet) zuerst die Synthese und dann die Konvention. Infolgedessen ist die Synthese des Franzosen eine Sublimierung des Sinnlichen (der Besitz schafft Grenzen), der Stil des Russen: eine Befruchtung des Irdischen durch übersinnlichen Samen. Jener wird auch das Zwecklose nur durch den Willen erringen, dieser selbst den Alltag durch die Geduld der Katechumenen zu beherrschen suchen.

Um bei unserem Beispiel zu bleiben: Fürst Mischkin wirft die Vase um, während er die christliche Liebe predigt, aber in der Episode schwingt nicht ein Ton von Skeptizismus, von »tragischer Ironie« mit. Flaubert entthronte den heiligen Geist, als er ihn in einen ausgestopften Papagei verwandelte. Für den Idioten wurde die drohende irdische Niederlage zu einem Siege, auch Saulus stürzte vom Pferde und verzichtete auf die Eroberung von Damaskus, als er zum Paulus wurde. Da die sterbende Magd mit brechendem Auge den Pa-

pagei anblickt, erkennen wir genau, daß sie nicht ins Himmelreich eingehen wird, daß die ewige Seligkeit eine Lebenslüge ist.

Erst jetzt dürfen wir Foma Fomitsch als den typischen russischen Schmarotzer ansprechen, den Helden aus dem »dunkelsten Winkel der Großstadt«, als ein Opfer des Westlertums, des vom Volke abgewandten Subjektivismus betrachten, Raskolnikow und Dimitris Erlösung durch Liebe als die Erlösung der ganzen Menschheit deuten. Und wir dürfen auch sagen: die suggestive Wirkung, die vom Zaïmph der Tauit ausgeht, verrät nicht einen Glauben, sondern einen Aberglauben, Flaubert als Mystiker entbehrt der Sicherheit, die ihn nie verläßt, wenn er mit Frédéric Moreau das Pflaster der Boulevards tritt, selbst in der Situation, die dem Paris seiner Zeit am meisten entspricht: In der Burg des Herodes, wo die Menschen unter den Trümmern von Götterstatuen einherzugehen scheinen. Der Mangel der höheren Wahrscheinlichkeit, der seiner Romantik anhaftet, bestätigt seinen Realismns. Wie konkret sind die Ausführungen Dostojewskis, wenn sie zu den abstraktesten Dimensionen führen, wie lebendig ist sein Allmensch. Flauberts letzte Weisheit, der Bourgeois — ist ein phantastisches Gespenst. Bei jenem wird die Ausnahme zur Regel, ist die Dunkelheit hell — bei diesem wird die Regel zur Ausnahme, ist die Helligkeit dunkel. Bei Dostojewski fangen die Menschen an zu leben, erst wenn sie auftreten, sie öffnen die Tür und steigen aus dem Leeren, sie treten ab und fallen ins Nichts. Aber wir haben sie erkannt. Flaubert räumt alle Mißverständnisse fort, flieht jede Überraschung — und zum Schluß verstehen wir seine Helden ebensowenig wie im Anfang. Der Russe bringt eine Analyse, die fortwährend Synthese gebiert, die Synthese der Franzosen löst sich in Analyse auf und verschlingt sich zum gordischen Knoten, den »Bouvard und Pecuchet« vergeblich zu entwirren suchen.

Aber wo sich diese Widersprüche kreuzen, muß eine Gemeinsamkeit liegen, die wir nur dunkel ahnen, wenn wir sagen: Rasse. Oder: Mensch. Nehmt dem Franzosen seinen Stil und er wird selbst die Lust am Absinth verlieren, solange ihr dem Russen seinen Branntwein laßt, wird er Gott finden.

* * *

Und wenn wir die beiden, dem Inhalte nach so verschiedenen Systeme gegenüberstellen, — (Dostojewski: »Es muß sich jeder an der allgemeinen Sünde mitschuldig fühlen« Flaubert: »Der Künstler muß, wie ein Gott, überall und nirgends sein«) — spricht aus ihnen nicht dieselbe Zauberformel: daß sich das Unendlich-Kleine nur vom Unendlich-Großen aus fassen läßt?

Otto Kaus.

ITHAKA

PERSONEN:

Albrecht, Professor der Pathalogie
Dr. Rönne, sein Assistent
Studierende der Medizin
Der Student Kautski
Der Student Lutz.

Im Laboratorium des Professors.

Am Ende eines Kurses. Der Professor, Studierende der Medizin.

Professor:

Und nun, meine Herren, habe ich Ihnen zum Schluß noch eine ganz köstliche Überraschung aufgespart. Hier sehen Sie, habe ich die Pyramidenzellen aus dem Ammonshorn der linken Hemisphäre des Großhirns einer vierzehntägigen Ratte aus dem Stamme Katull gefärbt und siehe da, sie sind nicht rot, sondern rosarot mit einem leicht braunvioletten Farbenton, der ins Grünliche spielt, gefärbt. Das ist nämlich hochinteressant. Sie wissen, daß kürzlich aus dem Grazer Institut eine Arbeit hervorgegangen ist, in der dies bestritten wurde, trotz meiner eingehenden diesbezüglichen Untersuchungen. Ich will mich über das Grazer Institut im allgemeinen nicht äußern, aber ich muß doch sagen, daß mir diese Arbeit einen durchaus unreifen Eindruck machte. Und sehen Sie, da habe ich nun den Beweis in Händen. Das eröffnet nämlich ganz enorme Perspektiven. Es wäre möglich, daß man die Ratten mit langem, schwarzen Fell und dunklen Augen von denen mit kurzem, rauhen Fell und hellen Augen auch auf diese feine färberische Weise unterscheiden könnte, vorausgesetzt, daß sie gleich alt sind, mit Kandiszucker ernährt, täglich eine halbe Stunde mit einem kleinen Puma gespielt und bei einer Temperatur von 37,36° in den Abendstunden zweimal spontan Stuhlgang ge-

lassen haben. Natürlich darf man nicht außer acht lassen, daß ähnliche Erscheinungen auch unter anderen Bedingungen beobachtet worden sind, aber immerhin erscheint mir diese Beobachtung einer genauen Veröffentlichung wert, ja fast möchte ich sagen, ein Schritt näher zur Erkenntnis der großen Zusammenhänge, die das All bewegen. Und damit guten Abend, meine Herren, guten Abend.

(Die Studierenden ab bis auf Kautski und Lutz.)

Lutz:

Wenn man nun, Herr Professor, dies Präparat genau angesehen hat, läßt sich dann irgend etwas anderes sagen als: so, so, dies ist also nicht rot, sondern rosarot mit einem leicht braunvioletten Farbenton, der ins Grünliche spielt, gefärbt?

Professor:

Aber meine Herren! Zunächst gibt es über die Färbungen der Rattenhirne die große dreibändige Enzyklopädie von Meyer und Müller. Die würde zunächst durchzuarbeiten sein.

Lutz:

Und wenn das geschehen wäre, würden sich dann irgendwelche Schlüsse ergeben? Irgendetwas Funktionelles?

Professor:

Aber, mein Lieber! Schlüsse! Wir sind doch nicht Thomas von Aquino, hi, hi, hi! Haben Sie denn gar nichts gehört von dem Morgenrot des Konditionalismus, der über unserer Wissenschaft aufgegangen ist? Wir stellen die Bedingungen fest, unter denen etwas geschieht. Wir variieren die Möglichkeiten ihrer Entstehung, die Theologie ist ein Fach für sich.

Lutz:

Und wenn sich eines Tages Ihr gesamtes Auditorium erhöbe und Ihnen ins Gesicht brüllte, es wolle lieber die finsterste Mystik hören, als das sandige Geknarre Ihrer Intellektakrobatik und Ihnen in den Hintern träte, daß Sie vom Katheder flögen, was würden Sie dann sagen?

(Dr. Rönne tritt ein.)

Rönne:

Herr Professor, ich gebe Ihnen hiermit die Arbeit über die Lücke

im Bauchfell des Neugeborenen zurück. Ich habe nicht das geringste Interesse daran, einer bestimmten, in gewisser Richtung vorgeschulten Gruppe mir unbekannter Leute die bei einer Sektion gefundene Situation einer Bauchhöhle so zu schildern, daß sie sie sich nun vorstellen kann. Auch vermag ich es im Gehirn nicht, dies Spiel, diese leichte und selbstgenugsame Naivität eines Einzelfalles zu zerstören und aufzulösen.

Professor:

Ihre Gründe sind recht töricht, aber gut, geben Sie her. Genug andere Herren interessieren sich für diese Arbeit. Wenn Sie aber etwas weniger kurzsichtig wären, als Sie mir zu sein scheinen, würden Sie begreifen, daß es sich gar nicht um diesen Einzelfall handelt, daß vielmehr die Systematisierung des Wissens überhaupt, die Organisation der Erfahrung, mit einem Wort, die Wissenschaft bei jeder Einzeluntersuchung in Frage steht.

Rönne:

Vor 200 Jahren war sie zeitgemäß, als sie aus der Vollkommenheit von Organen die Weisheit Gottes erwies und aus dem Maule der Heuschrecken seinen großen Verstand und seine Güte. Ob man aber nicht nach weiteren 200 Jahren ebenso darüber lächeln wird, daß Sie, Herr Professor, drei Jahre Ihres Lebens darauf verwandten, festzustellen, ob sich eine bestimmte Fettart mit Osmium oder Nilblau färbt?

Professor:

Ich habe nicht die geringste Absicht, mich mit Ihnen über Allgemeinheiten zu unterhalten. Sie wollen diese Arbeit nicht machen. Gut, dann gebe ich Ihnen eine andere.

Rönne:

Weder werde ich beschreiben, ob bei dem Senker in das Fruchtland von Frau Schmidt die Dünndarmschlingen im 6. oder 8. Monat durch den bewußten Spalt getreten sind, noch wie hoch bei einer Wasserleiche gegen Morgen das Zwerchfell stand. Erfahrungen sammeln, systematisieren — subalternste Gehirntätigkeiten! — Seit hundert Jahren verblöden sie diese Länder und haben es vermocht, daß jeder Art von Pöbel die Schnauze vor Ehrfurcht stillsteht vor dem größ-

ten Bettpisser, wenn er nur mit einem Brutschrank umzugehen weiß, aber sie haben es nicht vermocht, auch nur das Atom eines Gedankens aufzubringen, der außerhalb der Banalität stände! Einen aus dem anderen kebsen, möglichst nah am Nabel bleiben und den Mutterkuchen nicht verleugnen — das sind Ihre Gedanken, — Maulwurfspack und Affenstirnen — eine Herde zum Speien!

Lutz:

Denn was schaffen Sie eigentlich? Hin und wieder buddeln Sie eine sogenannte Tatsache ans Licht. Zunächst hat es ein Kollege vor zehn Jahren bereits entdeckt, aber nicht veröffentlicht. Nach fünfzehn Jahren ist alles beides Blech. Was wissen Sie eigentlich? Daß die Regenwürmer nicht mit Messer und Gabel fressen und die Farrenkräuter keine Gesäßschwielen haben. Das sind Ihre Errungenschaften. Wissen Sie sonst noch was?

Professor:

Zunächst ist es gänzlich unter meiner Würde, auf diesen Ton zu antworten.

Lutz:

Würde? Wer sind Sie? Antworten sollen Sie. Los!

Professor:

Ich will mich dem Rahmen einfügen. Gut. Also, meine Herren, Sie sprechen wegwerfend von Theorien, meinetwegen. Aber in einem Fach mit so eminent praktischen Tendenzen: Serum und Salvarsan sind doch keine Spekulation?

Lutz:

Wollen Sie vielleicht behaupten, Sie arbeiten deswegen, damit Frau Meier zwei Monate länger auf den Markt gehen kann und damit der Chauffeur Krause zwei Monate länger sein Auto fährt? Außerdem — kleinen Leuten den Tod bekämpfen, wen's reizt — — — Und um es gleich zu sagen, Herr Professor, kommen Sie nun nicht mit dem Kausaltrieb. Es gibt ganze Völker, die liegen im Sand und pfeifen auf Bambusrohr.

Professor:

Und die Menschlichkeit? Einer Mutter das Kind erhalten, einer Familie den Ernährer? die Dankbarkeit, die in den Augen aufblinkt —

Rönne:

Lassen Sie's aufblinken, Herr Professor! Kindersterben und jede Art Verrecken gehört ins Dasein, wie der Winter ins Jahr. Banalisieren wir das Leben nicht.

Lutz:

Außerdem interessieren uns diese praktischen Gesichtspunkte nur ganz oberflächlich. Worauf wir aber eine Antwort erwarten, ist dies: woher nehmen Sie den Mut, die Jugend in eine Wissenschaft einzuführen, von der Sie wissen, ihre Erkenntnismöglichkeit schließt mit dem Ignorabismus? Weil es zufällig Ihrer Klabusterbeere von Gehirn genügt, in der Zeit, wo Sie sich nicht fortpflanzen, Statistik über Kotsteine zu betreiben? Mit was für Gehirnen rechnen Sie?

Professor:

. . . .

Rönne:

. . . . ich weiß! Ich weiß! Feldherrntum des Intellekts! Jahrtausend aus Optik und Chemie! Ich weiß, ich weiß: weil die Farbenblinden in der Minderzahl sind, haben Sie auch eine Erkenntnis. Aber ich sage Ihnen, wagen Sie es, noch ein einziges Mal Ihre Stimme zu erheben zu den alten Lügen, an denen ich mich krank gefressen habe: mit diesen meinen Händen würge ich Sie ab. Ich habe den ganzen Kosmos mit meinem Schädel zerkaut! Ich habe gedacht, bis mir der Speichel floß. Ich war logisch bis zum Koterbrechen. Und als sich der Nebel verzogen hatte, was war dann alles? Worte und das Gehirn. Worte und das Gehirn. Immer und immer nichts als dies furchtbare, dies ewige Gehirn. An dies Kreuz geschlagen. In dieser Blutschande. In dieser Notzucht gegen die Dinge —, o, wenn Sie mein Dasein kennten, diese Qualen, dieses furchtbare am-Ende-sein, von den Tieren an Gott verraten und Tier und Gott zerdacht und wieder ausgespieen, ein Zufall in den Nebeln dieses Landes — ich sage Ihnen, Sie würden still und ohne Aufhebens abtreten und froh sein, wenn Sie nicht zur Rechenschaft gezogen werden wegen Gehirnverletzung.

Professor:

Herr Kollege, es tut mir unendlich leid, wenn Sie sich nicht wohl-

fühlen. Aber, wenn Sie degeneriert, neurasthenisch, oder was weiß ich, an mittelalterlichen Bedürfnissen zugrunde gehn — was hat das mit mir zu tun? Was ereifern Sie sich gegen mich? Wenn Sie zu schwächlich sind für den Weg zur neuen Erkenntnis, den wir gehen, bleiben Sie doch zurück. Schließen Sie die Anatomien. Betreiben Sie Mystik. Berechnen Sie den Sitz der Seele aus Formeln und Korollarien, aber lassen Sie uns ungeschoren. Wir stehen über die Welt verteilt: ein Heer: Köpfe, die beherrschen, Hirne, die erobern. Was aus dem Stein die Axt schnitt, was das Feuer hütete, was Kant gebar, was die Maschinen baute — das ist in unserer Hut. Unendlichkeiten öffnen sich.

Rönne:

Unendlichkeiten öffnen sich: eine mächtige Großhirnrinde übergestülpt trottet etwas dahin, Finger stehen wie Zirkel, Gebisse sind umgewachsen zu Rechenmaschinen — o man wird ein Darm werden mit einem Kolben oben, der Systeme absondert. . . . Perspektiven! Perspektiven! Unendlichkeiten öffnen sich! —

Aber wegen meiner hätten wir Quallen bleiben können. Ich lege auf die ganze Entwicklungsgeschichte keinen Wert. Das Gehirn ist ein Irrweg. Ein Bluff für den Mittelstand. Ob man aufrecht geht oder senkrecht schwimmt, das ist alles nur Gewohnheitssache. — Alle meine Zusammenhänge hat es mir zerdacht. Der Kosmos rauscht vorüber. Ich stehe am Ufer: grau, steil, tot. Meine Zweige hängen noch in ein Wasser, das fließt, aber sie sehen nur nach Innen, in das Abendwerden ihres Blutes, in das Erkaltende ihrer Glieder. Ich bin abgesondert und ich. Ich rühre mich nicht mehr.

Wohin? Wohin? Wozu der lange Weg? Um was soll man sich versammeln? Da ich einen Augenblick nicht dachte, fielen mir nicht die Glieder ab?

Es assoziert sich etwas in einem. Es geht etwas in einem vor. Ich fühle nur noch das Gehirn. Es liegt wie eine Flechte in meinem Schädel. Es erregt mir eine von oben ausgehende Übelkeit. Es liegt überall auf dem Sprung: gelb, gelb: Gehirn, Gehirn. Es hängt mir zwischen die Beine herunter. . . . ich fühle deutlich, wie es mir an die Knöchel schlägt — — — runterkratzen. . . .

O so möchte ich wieder werden: Wiese, Sand, blumendurchwachsen, eine weite Flur. In lauen und in kühlen Wellen trägt einem die Erde alles zu. Keine Stirne mehr. Man wird gelebt.

Kautski:

Aber sehen Sie um unsere Glieder das Morgenrot? Aus der Ewigkeit, aus dem Aufgang der Welt? Ein Jahrhundert ist zu Ende. Eine Krankheit ist gebrochen. Eine dunkle Fahrt, die Segel keuchten, nun singt die Heimat über das Meer.

Was Sie vertrieben hat, wer will es sagen? Fluch, Sündenfall, irgendwas. Jahrtausende waren es ja auch nur Anläufe. Jahrtausende blieb es ja auch latent. Aber dann, vor hundert Jahren kam es plötzlich zum Ausbruch und schlug wie eine Seuche über die Welt, bis nichts mehr übrig blieb als das große fressende herrschsüchtige Tier: der erkennende Mensch, der reckte sich von Himmel zu Himmel und aus seiner Stirne spielte er die Welt. Aber wir sind älter. Wir sind das Blut, aus den warmen Meeren, den Müttern, die das Leben gaben. Sie sind ein kleiner Gang vom Meer. Kommen Sie heim. Ich rufe Sie.

Rönne:

Was sagen Sie? Das Blut . . .? Das Meer . . .? Das Blut ist warm. Die Meere waren warm, das habe ich auch gehört. Dann wäre es zu heilen, wenn sie zurück an die Meere gingen?

Professor:

Lassen Sie sich von Rönne nicht irre machen. Er ist durch Denken ohne ernste, zielgerichtete Arbeit etwas zermürbt. Es wird solche Opfer geben müssen auf unserem Weg.

Rönne:

. . . . . Es hat das mittelländische Meer gegeben, vor unvordenklichen Zeiten, aber es gibt es immer noch. Vielleicht war das das Menschlichste, das es gegeben hat? Meinten Sie das? . . . . .

Professor (fortfahrend):

Aber meine Herren, alle diese merkwürdigen Bedürfnisse und Gefühle und auch das, von dem sie sprachen: Mythos und Erkennt-

nis, wäre es nicht möglich, daß es alte Schwären unseres Blutes sind, von alten Zeiten her, die sich abstoßen werden im Laufe der Entwicklung, wie wir das dritte Auge nicht mehr haben, das nach hinten sah, ob Feinde kämen? Die hundert Jahre, die es Naturwissenschaften und aus ihnen Technik gibt, wie hat sich alles Leben doch verändert. Wieviel Geist ist der Spekulation, dem Transzendentalen untreu geworden und richtet sich nur noch auf die Formung des Materiellen, um neuen Bedürfnissen einer sich erneuernden Seele gerecht zu werden! Könnte man nicht bereits von einem homo faber sprechen, statt von einem homo sapiens wie bisher? Sollten sich nicht vielleicht im Laufe der Zeit alle spekulativ-transzendentalen Bedürfnisse läutern und klären und still werden in der Arbeit um die Formung des Irdischen? Ließe sich nicht von diesem Gesichtspunkte aus die naturwissenschaftliche Forschung und das Lehren des Wissens rechtfertigen?

Kautski:

Wenn Sie eine Gilde von Klempnern heranbilden wollen: ja. Aber es gab ein Land: taubenumflattert, Marmorschauer von Meer zu Meer, Traum und Rausch —

Rönne:

. . . Gehirne: kleine, runde, matt und weiß.
Sonne, rosenschößig, und die Haine blau durchrauscht.
Blühend und weich die Stirn. Entspannt an Strände. In Oleander
die Ufer hoch, in weiche Buchten süß vergangen . . . —
. . . Das Blut, als bräche es auf. Die Schläfen, als erhofften sie.
Die Stirn, ein Rinnen wie von flüggen Wassern.
O es rauscht wie eine Taube an mein Herz: lacht —
lacht — Ithaka! — Ithaka! . . . —
O, Bleibe! Bleibe! Gib mich noch nicht zurück! O welch
ein Schreiten, so heimgefunden, im Blütenfall aller
Welten, süß und schwer . . .
Ich will dir eine Tat tun, bleibe, bleibe! O, was ist
Kerker und was ist Tod. Rausch, Rausch ist stärker
als der Tod.

(Ergreift den Professor)

Professor:

Aber meine Herren, was haben Sie denn vor? Ich will Ihnen ja gerne entgegenkommen. Ich versichere Ihnen, ich werde in Zukunft in meinen Kollegs immer darauf hinweisen, daß wir die letzte Weisheit hier nicht lehren können, daß daneben philosophische Kollegs zu hören seien. Ich werde das Fragwürdige unseres Wissens durchaus zum Ausdruck bringen . . . (schreiend) Meine Herren, hören Sie! Wir sind doch schließlich Naturwissenschaftler, wir denken nüchtern. Was wollen wir uns in Situationen begeben, denen — sagen wir — die heutige Gesellschaftsordnung nicht gewachsen ist . . . Wir sind doch Ärzte, wir übertreiben doch die Gesinnung nicht. Niemand wird erfahren, was hier geschah! Hilfe! Hilfe!

Mord! Mord!

Lutz (ergreift ihn ebenfalls):

Mord! Mord! Schaufeln her! Aufs Feld den Modder. Von unserer Stirne sollen Geißeln gehn in dies Gezücht! —

Professor (gurgelnd):

Ihr grünen Jungen! Ihr trübes Morgenrot! Ihr werdet verbluten und der Mob feiert über euerm Blut ein Frühstück mit Prost und Vivat! Erst tretet den Norden ein! Hier siegt die Logik! Überall der Abgrund: Ignorabimus! Ignorabimus!

Lutz

(ihn mit der Stirn hin und her schlagend):

Ignorabimus! Das für Ignorabimus! Du hast nicht tief genug geforscht. Forsche tiefer, wenn Du uns lehren willst! Wir sind die Jugend. Unser Blut schreit nach Himmel und Erde und nicht nach Zellen und Gewürm. Ja, wir treten den Norden ein. Schon schwillt der Süden die Hügel hoch. Seele, klaftere die Flügel weit, ja, Seele! Seele! Wir wollen den Traum. Wir wollen den Rausch. Wir rufen Dionysos und Ithaka! —

Gottfried Benn.

DREI GEDICHTE

GEBET

Ich bin vor Dir nur ein kleines Gesicht
Und lege es manchmal in Deine Hände,
Denke manchmal: Bring' es zum Ende,
Aber verlaß mich nicht.

Du redest hart durch die andern,
Wollte doch nur am Bache wandern,
Und im Spiegel Dich sehen.

Laß mich ein wenig seitwärts stehen
Nur als Dein Hauch,
Nimm mich nicht zum Gebrauch,

Wie die, die Dich künden.
Ich will mich hinter Deines Mantels Falten
Selber finden,
Und dann mich halten.

Ich bin vor Dir nur ein kleines Gesicht
Und lege es manchmal in Deine Hände,
Denke manchmal: Bring' es zum Ende,
Aber verlaß mich nicht.

DIE WISSENDE

Ich weiß: Daß irgendwer jetzt durch die Nacht
Nach meiner Seele heiß verlangend greift,
Ich weiß: Daß einer längst an mich gedacht,
Und daß ich nun in ihm emporgereift.

Ich weiß: Daß irgendwo die lichte Nacht
Verlodert hin in übersterntem Glanz,
Daß Tage, wie des tiefsten Sommers Kranz,
Durch einen Einklang trunken angefacht.

Und irgendwo rauscht Bach und Meer und Strom
Durch zweier Schläge Herzempfänglichkeit,
Und überschlossen ragt von einem Dom
Der Schwur von aller Ewigkeit.

Doch irgendwann sinkt welkes Laub zur Nacht
Aus Händen, die einander müde sind,
Und Schwüre löst ein lock'rer Herbsteswind,
Da Zweie hell einander angelacht.

HERR, NUN IST'S ZEIT

Herr nun ist's Zeit. Es stehen Katastrophen
Am Horizonte wie erstarrt in Waffen.

Herr es ist Zeit, sie nun herbei zu raffen
Und ein Entsetzen in das leere Gaffen

In Deiner Völker ausgebrannten Ofen
Ein neues Grauen schwer hinein zu schaffen.

Herr es ist Zeit, uns Späher zu vernichten,
Die wir Dich nur wie ein Phantom erdichten:

Daß wir das Unerfaßliche nicht mehr befassen...
Herr es ist Zeit Dich nun allein zu lassen.

Maria Benemann.

VERSE

FÜR MEINEN BRUDER

In deiner Schärfe blutet dein schmaler Gedanke.
Deine Rippe zittert, wenn du die Kante senkst,
Wenn es klirrt durch deine Freiheit.
Peitscher, deine untergegangenen Augen verraten dich,
Und die Hand, am Kopfe gebogen.
Du erinnerst dich goldener Flüsse
Und ziehst ihre Wege nach.

AN EINEN

Der Bucklige spricht.
Die Glaswände sind zerbrochen zwischen uns,
Und ich seh dich viel klarer
Und bin freigeschüttelt.
Du, ich muß Riese sein:
Ich bin so weit, daß du in meine Kirche wandern sollst
Und alle frommen Dinge sehen:
Ich will, daß du jetzt alles weißt von mir.
Hör, meine Glocke brüllt für dich nach dir.
Wie Feuer schlägt sie in mich ein,
Bis du sie niederlegst mit deinem Willen,
Ihr Tönen meiner Schmerzen wandelst.

DEM FREUND

Meine Stirn ist dein großer See.
Du mußt mich lieben.
Meine Linien führe ich an dich heran,
Daß sie dich rühren.
Du bist weit zu erreichen an allen Seiten,
Und meine Tiefen dehnen sich langsam —
Ich kann sie nicht bringen,
Wenn ich zart bin:
So schmerzen wir uns immer.
Ich bin dein matter, hängender See,
Ich muß dich immer umlehnen.

Henriette Hardenberg.

EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN

4. DER HELD

Hauptmanns Odysseus und Wedekinds Simson zeigen mir schä fer als je, wie die akklamierten Dichter der Zeit den Sinn ihı Berufung vergessen.

Ich habe Hauptmann manches menschenselige Gefühl, Wedeki manches staunende Besinnen über die Grenzhaftigkeit und Üb grenzhaftigkeit des Menschen zu danken, aber ich will dankl sein, wenn ich an sie als Personen denken darf: jetzt sind sie f mich nichts als Kundgebung — Kundgebung des schmerzlichst Vorgangs.

Dieser Odysseus und dieser Simson sind der Sphäre ihrer in tionalen Ganzheit entrissen, der eine in kausale, der andre in psych logische Wahrscheinlichkeit eingestellt, und Dichter haben das get Darüber hilft mir keine Erinnerung an frühere Gaben hinweg.

Der homerische Held ist nicht »verständlich«, sondern wirkli Seine Dichter, die zahllosen des Mythos und die letzterschienen des epischen Berichts, haben die Wirklichkeit eines elementaren Me schen geschaut, als seine Zeitgenossen oder als in seinem Gedäd nis Erzogene, und haben sie gebildet, wie Dichter einer ungebrochen Zeit bilden: indem sie den Helden Wunder erleben, Wunder t ließen. Das Wunder ist die natürliche Sprache der naivsten Frömmi keit, der Frömmigkeit zum Helden. Es bedeutet nicht, wie ein Heutig es übersetzen mag, eine Ausnahme vom Naturgesetz, sondern d Ursprüngliche und Gesetzgebende, das Tun des zentralen, des er scheidenden Menschen, wie es notwendigerweise dem Hingegeben und Andächtigen erscheint. Was darin bildnerische Aussprache find ist das ungeheure Erlebnis der Führerschaft. Der Held tut ni

Übermenschliches, sondern die anderen tun Unterheldisches. Der Held ist das Maß der Dinge.

Diese Anschauung mag als primitiv-kausal bezeichnet werden, man könnte sie auch vorkausal nennen, weil sie allem vorausgeht, was heute ursächliche Weltorientierung heißt. Diese hat ihre Entstehung in dem Trieb, sich dem Irrationalen gegenüber durch Wissen und Voraussehen der Zusammenhänge, durch Einteilung und Einrichtung des Geschehens zu behaupten, sie hat ihre bestimmende Entfaltung empfangen, als der Mensch stärker als die Andacht vor dem Helden die Begierde verspürte, nicht länger in dessen Hände gegeben zu sein, statt des heldischen das »allgemein-menschliche« Maß aufzurichten und an Stelle der elementaren, unbegreiflichen, als Wunder begeisternden Tat das zweckmäßige, verständige und verständliche Handeln zum richtunggebenden Gesetz zu machen. Nun erst wird der Held als Ausnahme, bald auch nicht mehr als Ausnahme angesehen. Es bildet sich die Weltbetrachtung aus, die alles Tun und alle Täter, und so auch den Helden, in das Getriebe der Ursachen und Wirkungen einreiht, ihn daraus erklären, ja, wenn sie es nur zu übersehen vermöchte, daraus berechnen zu können sich unterfängt.

Ihr entgegen aber verharrt, an wehrhaftem Bewußtsein wachsend, die ursprüngliche, die mythische Anschauung. Wie sie das Geschehen der Welt als ein überkausal sinnvolles weiß, so erscheint ihr die Tat des Helden als eine gesteigerte Offenbarung des Weltsinns. Sie leitet sie nicht aus dem Getriebe der Ursächlichkeit ab, sondern erfaßt sie aus dem Willen des Göttlichen, sich zu verwirklichen. Sie erklärt den Helden nicht, sondern stellt sein Bildnis dar, das die irrationale Bedeutung, die undeutbare, nur eben darstellbare manifestiert. Ihr Träger ist der Dichter. Seine Berufung ist so tief gegründet, daß er sich, wie Homer, als den Zweck des Helden empfinden darf, denn im Helden wird der Sinn wirklich, aber im Mythos wird diese Wirklichkeit endgültig offenbar. Und es ist der Dichter, in dem der Mythos zum Worte wird.

Die rationale Betrachtung des Helden mag um der Stiftung einer einheitlichen Weltorientierung willen berechtigt sein, von höherer Legitimität ist die Frömmigkeit des Dichters. Er hat die riesenhafte

Aufgabe, das heroische Wunder immer wieder lebendig zu machen, jeder Zeit von neuem, daß es nicht etwa als Ausnahme vom Naturgesetz, sondern als das Ursprüngliche und Gesetzgebende, das Tun des zentralen, des entscheidenden Menschen, daß es mit Hingabe und Andacht als die fundamentale Tatsache empfunden werde, die nicht aus den andern, sondern aus der die andern zu verstehen sind. Er muß der kompakten Rationalität seiner Zeit gewachsen sein, daß er sie berichtige, aber von ihr nicht wieder berichtigt werden könne. Er muß die Gewalt und die Würde einer inappellabeln Instanz haben. Er muß die Wirklichkeit seines Blickes so groß, so unanzweifelbar vor den Blick der Menge einsetzen, daß ihr die Wahrheit ihrer Tage zum Trug und das scheinhafte Bild des Gedichts zur innern Wahrheit der Welt werde. Er darf die stoffliche Wucht des Wunders mindern, aber nur um es seelenhafter, nicht um es wahrscheinlicher zu machen, er darf das sichtbare Maß des Helden dem unsern annähern, aber nur um uns innerlicher zu überwältigen, nicht um uns den Glauben zu erleichtern. Er darf, er soll Kausalität geben, aber die seiner Vision, die in sich notwendig und sinnvoll zusammenhängend ist, nicht die des »historischen Verständnisses«.

Hauptmann will den freiertötenden Odysseus wahrscheinlicher, glaubwürdiger machen, aber er ist nur nichtig geworden und aus einem Täter, dessen Rede selber Tat ist, ein Sprecher so langwieriger ob auch wohlklingender Worte, daß ich ihm auch das klägliche bißchen Tat, das er zuletzt zu vollbringen vorgibt — daß er vier waffenlose, betrunkene Kerle auf etliche Meter Entfernung abschießt — nicht glauben mag. Dieser Dichter hat einst den »Florian Geyer« geschrieben, ein Werk, in dem heroischer Atem weht, aber diese Erinnerung ist alles eher als Trost. Damals ließ er sich von einer Art des Sehens, die in unserer Zeit erstarkt ist (es ist eine große Art, die das Heldische im Volk verwurzelt und aus ihm aufkeimend sieht), anregen, er gestaltete sie, jetzt läßt er sich von der Unart, der Unkraft, dem »Verständlichmachenwollen«, das in unserer Zeit wuchert, bestimmen, er macht es mit. Die kompakte Rationalität der Zeit, die ihm schon in den »Emanuel Quint« hineinreden durfte, hat ihn hingenommen.

Anders, aber nicht geringer vergeht sich Wedekind gegen den ewigen Sinn des Helden. Bei Hauptmann ist das heroische Wesen

in seiner Beziehung zur Welt entstellt, bei Wedekind in seiner innern Struktur. Hauptmanns Odysseus ist kausalisiert: er bringt nichts zustande, was nicht der normale Mensch nach den allgemein anerkannten energetischen Formeln zustande bringen kann, Wedekinds Simson ist psychologisiert: es geschieht nichts mit ihm, ohne daß er mit kundiger Selbstanalyse erforschte und mit pointierender Dialektik vortrüge, was er dabei empfindet und warum er es empfindet. Seine Taten werden durchaus der mythischen Überlieferung gemäß berichtet, sie sind nicht geschmälert worden, aber ihr Geist ist ihnen genommen, und statt seiner ist ihnen ein Geist angestückt worden, der um seine »Motive« Bescheid weiß und auch in der Terminologie beschlagen ist.

Der biblische Held hat keine Psychologie. Der angeschaute Held hat keine Psychologie. Freilich, auch der unheldische Mensch stellt in jedem Augenblick eine Totalität dar, die unendlich mehr und wesentlich anderes ist als die Summe ihrer »Teile«, d. h. der Produkte der psychologischen Analyse, auch ihn zerlegen ist irgendwo ein Unrecht. Aber er rechtfertigt es durch sein Dasein: weil er selber gelockert, disparat ist, weil in ihm selber, mag er noch so einfältig sein, ein Auseinander waltet. Des Helden Wesen jedoch ist in seiner Gestalt: in seiner fugenlosen Ganzheit, seiner stoßkräftigen Geschlossenheit, er hat sein Erleben mannigfach, leibhaft und einig wie er sein Tun hat, aber er hat keine »Motive«, er ist vielfältig, aber wie ein Gedicht, nicht wie ein Wörterbuch, er weiß um die Blitze seiner Leidenschaften, aber nicht um die Elektrizität. An ihm vollzogen wird die psychologische Analyse zum Widerspruch: weil der Held die Offenbarung der Ganzheit ist. Der Dichter aber, der ihn so analysiert, sündigt wider den Geist, denn ihm, dem Dichter, war vom Geiste aufgegeben, die mythische Anschauung zu tragen und zu hüten. Er darf den Helden beschreiben, wie einen Baum, er darf ihn erzählen, wie ein Erdbeben, aber er darf ihn, den in seiner Einigkeit Bestehenden, nicht als einen zerlegbaren Mechanismus vorführen. Der Held des Dichters darf sagen, was er fühlt, aber nicht, wie es zugeht, daß er es fühlt — denn sonst ist er, der wirklichste Mensch, ins Fiktive hinabgesunken. Der Held des Dichters darf prahlen, darf lügen, aber er darf nicht jene selbstanalytische »Wahrheit« reden, welche die Zersetzung der Wirklichkeit ist.

Die Helden sind die Gipfelungen und Knotungen des menschheitlichen Geschehens. In ihnen offenbart sich dem Menschen leuchtend und unmittelbar der Charakter der Unableitbarkeit und Unzerlegbarkeit, der allem Geiste innewohnt, aber sich einzig hier, in der zentralen Gestalt, vollkommen äußert. Doch der Trieb zum Ableiten und Zerlegen, den die von ihm Besessenen den Trieb zum Erkennen heißen (und wahrlich, er hat dessen Antlitz wie der Antichrist das Antlitz Christi hat), hält vor dem Helden nicht ein, ja, sich an diesem zu üben ist sein heftigster Genuß: wo könnte sich seine Lüsternheit so sättigen, wo könnte er so viel Wirklichkeit vernichten wie hier? Aber er ist betrogen. Wie in der Sage die lebendige Helena von den Göttern aus Troja entrückt wird und der Kampf um ein Schattenbild tobt, so ist es nicht der Held, sondern ein wesenloses Gespenst, um das sie sich bemühen. Bis die realisierenden Menschen, und unter ihnen der an Äußerung mächtigste, der Dichter, voran, den Trug besiegen, den Helden heimführen und in seine Herrschaft einsetzen.

Wie aber, wenn der Dichter den Sinn seiner Berufung vergißt und an den Popanz glaubt?

Martin Buber.

DER VERSUCH ZU LIEBEN
EINE NOVELLE

WILHELM kannte das hübsche Mädchen ein paar Monate. Es erfuhr alles.

Sein Kleid war von einer Damenhand geschmückt, die Schuhe oft gewöhnlich. Es lächelte maßvoll, man konnte nicht zu schnell schreiten — aber es sagte: »Ich bin nicht grazil, ich bin fett« ..?

Sein Name war langweilig. Die Freunde hörten es Stefa Frühling nennen und nahmen Wilhelms Einfall hin, das hübsche Mädchen wurde gewöhnt, andere Worte zu hören.

Als sie spazieren gingen und Wilhelm sagte: »Ich hab dich gern, aber ich küsse die Mädchen nicht«, lächelte Stefa Frühling mit rot geöffneten Lippen, drohend: »Das sag ich meiner schönen Schwester!«

Sie gingen oft spazieren. Sie drangen unbesorgt in verlassene Gärten ein. Es war noch Winter da draußen vor der Stadt. Stefa Frühling erzählte, wovon sie nachts geträumt hatte: »vom Verreisen ans Meer«, »von einem Himmel ohne Häuser« — und wurde Schwatzliese gescholten. Alsbald schrie sie mit großer Kunst wie eine Elster, wurde gelobt und echote alle Vogelrufe nach.

Abends fror Stefa Frühling, Wilhelm trug sie in seinem Paletot. Das große Wickelkind krallte die Hände in sein Haar, eine ungesunde Zärtlichkeit.

Er ging nach Hause: Sie ist nicht fett, das ist nicht präzis. Sie ist prick. Wie sie schrie, die pricke Drossel.

Stefa Frühlings Familie lud ihn ein. Während man plauderte, saßen auf dem Sofa blond und schwarzhaarig Mutter und Mädchen. »Dame und Damenjunges« dachte Wilhelm.

Dann war der Winter zu Ende. Die Tage fielen auseinander, und Wilhelm verließ die Stadt.

Ihr braun gesiegelter Brief lag morgens zwischen dem Teeporzellan. Er gab ihn seinen Fingerspitzen zum Spielen. Das Format der Umschläge differierte, aber das graphische Bild auf den Briefen hatte photographische Ähnlichkeit. In gleichem Tempo schrieb sie ihre groben, flüchtigen Buchstaben über kleine und große Kuverts.

Im April reiste Wilhelm zurück, durch die Wälder. Die Sonne glänzte und schwankte. »Ich werde in der Stadt eine Postkarte schreiben: Ich bin hier, ich freue mich. Wir wollen spazieren gehen.«

In den Straßen fühlte er das Tupfen von Luft und Sonne in seinem Gesicht. Alles erwartete ihn hier. Alle Müdigkeiten und Ansammlungen waren fort.

Das Zimmermädchen brachte die eingegangenen Briefe. Wilhelm sah nach der Handschrift und bog einen zwischen den Fingern: er würde lächeln bei der Lektüre. Da fiel Stefa Frühlings Photographie dunkel über die roten und grünen Tropfen der Briefmarken auf den Schreibtisch.

Am gleichen Nachmittag sagte Stefa Frühling: »Ich werde heiraten«.

»Natürlich«, sprach er, »wirst du das.«

»Aber ich werde mich zunächst verloben und dann diese Spaziergänge aufgeben.«

»Wenn du verlobt bist, gratuliere ich dir. Ich habe auch ein kleines Geschenk. Denke an mich, solange es vorhält.« Er hatte einen Karton Konfekt in der Tasche.

Sie sah ihn an. Die Größe seines Gefühls während der Reise machte ihn verlegen. Werde ich mich morgen grämen? dachte er. Ich liebe sie, wenn sie fort ist, wenn ich sie sehe, tue ich sonst nichts mehr.

Er sagte zögernd: »Ich habe dich nicht geküßt. Ich wußte niemals, ob wir uns liebten. Ich weiß es wieder nicht.«

»Hattest du nicht Angst, daß ich dich verlassen könnte?«

»Ja, im Grunde war ich feige.«

»Und jetzt, da ich dich allein lasse, küssest du mich jetzt?«

»Vielleicht.«

Sie redeten, sie gingen achtlos mit den Worten um, sie infizierten sich mit ihnen.

»Wenn wir uns die Hände geben, sehen wir unsere Augen später nicht mehr?«

Stefa Frühlings Stimme veränderte sich: »Ich bin doch so unschlüssig. Ich muß jetzt allein sein. Ich muß mich entschließen. Ich werde alt. Heiraten, das ist wenigstens etwas Neues. Das andere wäre freilich schöner, was ich nicht bekomme. Wir kriegen es ja nicht fertig.«

»Ja,« sagte Wilhelm, »wir würden auch nicht mehr vollbringen als heiraten: Anekdoten zusammentragen, das Zufällige annehmen, weil es neu ist.«

»Wenn ich es nicht brauchte, wenn ich etwas anderes hätte, ich würde mich freuen, wenn ich nicht zu heiraten brauchte. Meine Mutter rät mir dazu. Sie hat Furcht, ich könnte wieder ausbrechen. Sie meint, wir sollen jetzt nicht zusammen sein.«

»Heirate«, sagte Wilhelm mitleidig und sah sie an und sah ihren Mund: Sehr hübsch, sehr hübsch, dachte er — — — aber was für Gefühle sonst!

Unterwegs zu den Häusern der Stadt begann er die Trennung zu erleben. Das Gesicht der Tage alterte.

Er fand in seinem Zimmer die Lampe ohne Öl. Es war niemand mehr in der Küche. Da setzte er sich an den Schreibtisch und roch an Stefa Frühlings Briefen. Die Sekunden stachen ihn. »Heute kann ich sie nicht mehr sehen!« sagte er. Es wurde Schmerz in ihm.

Er machte Spaziergänge mit seinen Freunden und spielte abends Schach. Er bat sie in halbem Scherz, ihm eines ihrer Mädchen zu überlassen: »Ich altere frauenlos. Ich bin jähzornig geworden. Suizid drängt sich auf. Ich begreife nicht, daß ich keine Frauen habe.«

»Wir haben auch nur unser Auskommen, keine Rede von Ausschweifung. Uns allen fehlt das Tierherz des Zuhälters.«

»Was soll ich tun?«

»Dich um nichts kümmern. Die Frühling heiraten lassen, wen sie will. Wie wolltest du sie lieben, da es Liebe nicht gibt!«

»Ist also mein Gefühl Schwindel? Ich bringe es nie heraus.«

»Pah, möchtest du mit ihr schlafen? Du lügst, wenn du nicht geil bist!«

Das Gespräch ging weiter, doch Wilhelms Gedanken versteckten sich hier. Er verlangte Hilfe von der Skepsis gegen die Leidenschaft.

In der Nacht fand er keinen Schlaf. Sein Körper blieb heiß. Die Vorstellung seines Verlustes wurde maßlos. Trotzdem wußte er, »ich liebe sie nicht«, und hatte Stöhnen in der Kehle.

»Die schlimmen Tage werden nicht heilen!« Er versuchte es mit Sexualität, aber die Fleischesjugend einer Kokotte erlag seinen seelischen Strapazen. Er holte sich Ekel und nervöse Tränen und saß den Rest dieser Nacht halluzinierend am Schreibtisch.

Am dritten Abend besuchte er eine Gesellschaft. Das Haus leuchtete wie ein fremder Stern.

Stefa Frühlings Mutter wurde ein wenig verstört, ein wenig böse, als sie ihn sah, sagte:

»Herr Kreißler, wir wollen uns aussprechen wie ein Mensch zum andern«, sagte, »die Kleine ist zu Hause und weint.« — — Er sagte: »Ah, das Kind einer Dame!« Zitternd. Freudeweiß. — —

Er ging in der Straße. Seidener Fluß Erotik! Luft, die Frauen mit den Brüsten gepreßt hatten, fiel auf ihn. Im Café schrieb er ihr. »Bleibe meine Freundin! Ich habe niemanden. Ich gehe zu Grunde, wenn du mich verlässest. Ich altere frauenlos. Ich kenne die Dirnen aller Stände, aber ich bin kein Tier mehr. Meine Güte wurde jähzornig nach und nach. Du hast mein Herz geboren, nun herze es — du junge Mutter!

Sie treffen sich. Mondabends. Der Garten ist grün und die Luft hell. Wilhelm redet nicht mehr. Alles ist entstellt. Er sieht ihr Gesicht und empfindet Schweigen und Haß. Er sitzt schmerzmüde bei ihrer Angst. Er beobachtet die Mädchenangst in ihren Augen. Er spricht freundlich mit ihr und küßt sie nicht. Er genießt die Vergeltung für das, was er an drei Tagen gelitten hat. Seine Grausamkeit erfrischt ihn. Er hilft ihr nicht, sieht ohne Mitleid, daß ihre Liebkosungen täppisch und jungfräulich bleiben und bekommt einen Schluck Küsse über die Lippen. Ihr Kuß ist mager und hat den Geruch von Tränen.

Es dauert eine lange halbe Stunde, dann sagt Wilhelm: »Wir wollen gehen.«

Paul Boldt.

DAS GOLDBERGWERK

ERBARME dich, großer Pharao und gib Wasser den Verdürstenden!

Höre an, Herr:

In der Wüstengebirge einem, wohin du unser achthundert verbannt hast, denen deine Gnade ihr Leben schenkte, gibt es ein Goldbergwerk. Daher kommen wir fünf, die hier vor dir im Staube liegen, als Abgesandte. Seit einem Jahre wohl hat es nicht mehr geregnet, die Zisternen sind brach, die Brunnen sind leer. Mensch und Tier schreien, und alle sterben aus. An hundert Männer und Frauen und Kinder sind schon tot. Acht Tagereisen ist es von unserem Bergwerk bis zu diesem fruchtbaren Garten der Heimat.

Uns fünfen gab man vom letzten Brot und vom letzten Wasser, daß wir reisten: zu dir, Pharao.

Den Sonnengott selber dürstete in der endlosen Wüste, und er kam in unser Bergwerk trinken. Durch den Gürtel leeren kochenden Dampfes beugte er jeden Morgen aus seiner Höhe das glühende Angesicht, und er trank und trank aus unsern vier Quellen, bis sie matt und erbärmlich wurden, und ihr Widerhallen in den Felsen nur noch röchelte und dann hinsank. Des Gottes Hände sind unsichtbar und greifen alles beim Ursprung: da konnten wir ihnen nicht wehren. Nun ist der Gott satt und geht einen anderen Weg vorbei am Gebirge, aber sie, die nicht nebenaus können, kommen alle um.

Pharao, rette, die du noch am Leben findest! Schicke eilends eine Karawane, soviel Schläuche sie tragen kann! Entsende eilends die Kundigsten im Brunnenbau, damit sie vielleicht einen neuen Quell in der Tiefe des Gebirges auftun. Die Quelle wird nicht Wasser, sondern Leben ergießen. Sie wird durch die erfrischten Menschen

zu den Göttern aufwärts fließen, aufrecht wie ein Springbrunn. Die Quelle bist dann du, und sie spricht deinen Namen.

Sei du die Quelle!« —

Ob die fünf Botschafter diese Gebete aus der Wüste an das Ohr des Pharao getragen hatten? —

Wie ein riesiger, schwarzer Stadtwall stand das verfluchte, goldreiche Gebirge der westlichen Einöde gegen den Himmel, heiß ringsum, ringsum dünstend und stinkend. Von seinen höchsten Zinnen war bis in den zitternden Horizont hinein nichts zu sehen als Geröll oder unfruchtbarer Sand.

Und die achthundert Menschen, Gerechte und Verbrecher, Greise und nachgeborene Säuglinge, Töchter und Mütter, Söhne und Väter, krochen wie Ungeziefer durch ihren großen Steinhaufen und erstarben schon vor dem Tode: das Leben reichte ihnen nicht mehr in die Füße hinab, es siechte in den Fingern, es wollte in den Kehlen nicht mehr tönen. Seit ein paar Tagen war das Bergwerk stumm.

Kein Tor verschloß es nach außen, kein Bewaffneter stand im Weg. Alle waren jetzt frei, und fast alle blieben. Sie begriffen endlich das Herz der Wüste, an dem sie wohnten, sein Schlag dröhnte in ihren Köpfen. Zuerst waren viele geflohen mit Speise, soviel sie schleppen konnten, doch ohne Trank, und das Geschrei der Hyänen bei Nacht, hinter dem Himmel, zeigte die Stätten ihres Todes an. Manche waren umgekehrt und dann meist unterwegs, vor oder in dem Bergwerk umgebrochen. Nun ging nur selten noch jemand, verzweifelt begriffen sie ihre Machtlosigkeit vor der Wüste. Ihre Arbeit stand still.

Sie lagen im Schatten ihrer Binsenhütten, die elend an den Felsen klebten, sie hockten im Dunklen in den Arbeitsstollen der Berge, sie saßen wie aus Gewohnheit hinter den trockenen, steinernen Goldwäschertischen, die Arme glatt ausgestreckt, und die Millionen Funken der Goldstäubchen darauf brannten ihre stumpfen Augen blind. Ihre kleine Oase am Ostrand wurde Asche, die Bäume wurden steif, das Gras schwarz. Kein Euter gab mehr Milch, die letzten Ziegen meckerten kaum noch, die letzten Antilopen von Zeit zu Zeit, wenn sie die schwarze Angst wie ein Wahnsinn packte, die Gänse taumelten.

Wer Wasser stehlen wollte, wurde von den anderen erschlagen, und doch lag kein Wächter mehr vor den unreinen Lachen, weil die Wächter sich gegenseitig getötet hatten, wenn einen die Gier nach Wasser gepackt hatte. Die Felshöhlen mit dem letzten Korn und Mehl aus der Heimat galten soviel wie das Erz, man konnte vor Durst nicht mehr essen. Kein Aufseher waltete.

Die Tage des Aufruhrs, des Bürgerkriegs und Mordes waren vorüber.

Die Gehirne erschlafften und schlugen Gespensterschlachten. Der Wahnsinnige, ein junger Priester aus der Gegend von Memphis, um den sich längst niemand gekümmert hatte, wurde zuletzt wieder angehört. Man verstand seine irren Reden, nickte mit dem Kopfe und schloß die Augen. Der Priester saß noch immer zuhöchst im Gebirge, im Auslug über die runde Weite. Die Sehnsucht nach der Heimat sollte ihn verrückt gemacht haben. Anstatt Erz aus den Tiefen zu meißeln, hatte er oben einen ungeheuren Felsen bearbeitet, der jetzt wie eine gigantische menschliche Fratze anzusehen war, nasenlos, mit einem starr offenen zahnlosen Maul, einem kleinen, trotz mühevoller Meißelarbeit nur angedeuteten und gleichsam ausgelaufenen Augenloch und einem großen natürlichen. Der Priester war verbannt worden, weil er ehrgeizig den Gott seines Gaues über die angeseheneren Nachbargötter zu erhöhen getrachtet hatte, und hier verkündete er im Irrsinn seinen neuen Gott weiter, den Fliegen und Skorpionen und seinem eigenen Echo. Er schlief in dem höhlengleichen Augenloch des Kolosses auf den notdürftig verdeckten Felsrunzeln, doch manche Nacht ging er, ein brennendes Kikibündel schwingend, wie ein ruhloser Gedanke in dem großen Götterkopf umher, schrie und klagte. Als man ihm schließlich zu trinken verwehrte, sprach er nichts dawider, erhob auch nicht seine Hand, erkrankte und blieb auf seinem Lager. Der Widerhall seines Gesanges hatte in den Schluchten gewohnt, nun hatte das stumme Grauen auch sie. Alle Morgen schleppten sie die Toten der Nacht weit vor das Bergwerk hinaus.

Die Boten kamen nicht wieder. Man suchte sie im Himmel ringsum, und die Augen starben in den Himmel hinein.

Aber eines Morgens bohrte sich etwas durch die östliche rosa-

graue Dunstwand und wuchs heran. Da krochen alle von ihren Matten, aus den Schachten, von den Steinhöhen wie verborgenes Gewürm auf eine Beute. Ein Greis rief dem andern zu: Nun kommt, die ihr wie die Läuse in der Wüste wohnt, kommt, ihr Glückseligen. Stöhnen und Jauchzen erwachte hier hinter der Welt. Ein Kind öffnete den Tierpferch, Ziegen und Antilopen kamen heraus und liefen in dem elenden Menschenknäuel mit, der Karawane entgegen.

Als diese nahe war, erhoben sich schluchzende Stimmen: »Es ist der Pharao selbst. Seht die Krone der beiden Länder. Das Erbarmen kommt. Seht Pharao, den starken jungen Krieger. Seht das schöne junge Weib an seiner Seite, die Königin, im Schmucke von Weißgold und Lazuli.«

Die meisten warfen sich schon lang auf den Felsgrund, viele weinten, und es rief wie aus der Erde: hilf uns, hilf uns. Kein Verbrecher war jetzt hier unter den manchen Verbrechern, außer einem.

Das war Hesi, ein Leichenräuber und Leichenschänder. Die Letzten knieten nieder, nur er nicht. Seine schwarzen Augen glühten fern auf der, die neben dem Pharao heranritt. Sein Haupt war aufrecht, und, als wäre er kein Todgeweihter, drängte er sich über die Hände seiner Brüder hinweg durch die vordersten Reihen. Dann blieb er, bleich wie vor der Erscheinung eines Gottes, stehen, schattete die Augen mit den Händen ab und starrte auf die Königin. Seine Beine bebten wie die Beine der Tiere, die neben ihm standen, sein Blut war so traurig und schwer wie das ihre, und jetzt war auch sein Herz so erschrocken wie das der Tiere. Seht, er liebte die Königin.

Er hörte nicht auf die Worte Apaanchus, des Pharaos, die der zum Gruße sprach. Er sah an ihm vorbei und zuckte nur nach der Seite zusammen, wenn er sich von Apaanchus Blick getroffen fühlte.

Er war am Verdürsten so gut wie alle, doch drängte er sich nicht herzu, als Wasser- und Weinschläuche verteilt wurden.

Er war der Rüstigsten einer, doch eilte er sich nicht, mit anderen huldigend den Fürsten vom Tiere zu heben. Er sah bloß ein Weilchen auf die vielen Sklavenkinder, die schüchtern den Kamelen die Flanken streichelten und sie küßten, als wären dies die Götter der

Heimat, von denen sie manchmal dunkel gehört, doch dann zwang seine Seele seine Augen zurück auf die Königin.

Deren Blick war in schwermütiger Verwunderung umhergegangen unter den armen Verworfenen, die sich labten und denen dabei der Schweiß ausbrach und die Schläfen dick wurden und schnell zu schlagen begannen. Sie saß noch immer hoch auf ihrem prunkvoll gesattelten Kamele, das seinen gelben Kopf stolz in die Höhe hielt. Plötzlich fühlte sie, wie sie ganz und gar in einem einsamen, groß aufgegangenen Anschaun gleichwie im Schatten stand. Sie griff an den Zügel, als wollte sie ihr Tier beiseite wieder in die Sonne ziehn. Doch hielt sie inne und sagte:

»Deine Augen fragen mich etwas.«

Er antwortete: »— Ich weiß es nicht. Züchtige mich darum nicht.«

»Du hast noch nicht getrunken.«

»Du sagst es.«

»Man sagt, ihr stürbet Durstes.«

»Du sagst es. — Wer bist Du?«

»Das Weib des Pharao, Zait, die Königin.«

Vier aus ihrem Gefolge wollten sich auf ihn stürzen und ihn fortzerren. Doch Zait wehrte ab und sagte:

»Laßt ihn. Er spricht ehrerbietig. Laßt ihn sprechen. Wer bist du?«

»Ich heiße Hesi.«

»Du bist von hoher Abkunft?«

»Nein Königin, meine Anverwandten waren Weber in ihren Hütten, Bauern in den Marschen, Hirten in den Sümpfen des Nordens.«

»Warum bist du hier?«

Hesi schwieg, errötete sehr und warf sich jäh auf die Knie und Ellenbogen, dann klagte er sich an:

»Ich habe die Gräber deiner Vorfahren, der hohen Götter, beraubt. Ich kroch bei Nacht hinein auf den Wegen des Südwinds und der Vögel, denn ich war sehr arm und hungerte, weil man mich aus meinem Amte gejagt hatte.« Weinen schüttelte seinen Körper, als er nach einer Weile hinzufügte: »In Gerechtigkeit«.

Er erhob sich, und in unendlicher Traurigkeit sah er fort nach dem Horizont, und dem Horizont erzählten seine Augen.

Er hatte der Zunft der Balsamierer angehört. Junge tote Frauen

kamen oft unter seine Hände, vornehmer und schöner, als sie ihm je erreichbar sein konnten. Der Knabe träumte ihrer Schönheit nach. Auf seine Frage, warum sie mitunter erst einige Tage nach dem Tode seiner Zunft überlassen wurden, hatte er mit Grauen gehört, es geschähe aus Vorsicht, weil die Toten häufig geschändet worden seien. Da hatte er begriffen, warum sein Stand so verachtet wäre, warum ihm die Nachbarmädchen feindlich auswichen, und nach einem halben Jahre hatte er sich an einem Weibe, aus dem unter seinem Schnitte noch warmes Blut über seine Hände gelaufen war, selber vergangen. Mütterliche Fürbitte hatte ihn damals vor der Verbannung bewahrt, doch er war verloren. Nicht viel später wurde er in einer Grabkammer beim Raube ertappt, und er, der Dreißigjährige, mußte es nun schon zwölf Jahre eine Gnade heißen, damals nicht hingerichtet worden zu sein.

Die Königin hatte ihn in seinem klagenden Schweigen vor der Wüste betrachtet. Und darum wehrte sie nun ihren Dienerinnen, die sie endlich von ihrem Kamele heben wollten. Sie stieg ohne Hilfe von dem Rücken des Tieres und wandte sich an Hesi.

»Euch soll geholfen werden, Hesi. Eure Botschaft hat mich wie eine Geißel geschlagen. Ihr habt mich gejammert, und ich sprach zu Apaandu, dem Pharao, meinem Gemahl: Rüste mir ein Tier und dir, ich will das Elend in der Wüste sehen und mit dir ratschlagen und sinnen und helfen. Darum sind wir durch die Öde gereist, Bruder von Schakalen.«

»Königin,« erwiderte Hesi traurig, »und dann reitet ihr wieder heim und erzählt, ihr rittet, Brüder von Schakalen. Königin, deine Worte sind gut, deine Worte sind bitter, deine Worte sind bitterer als Vogelgalle. Mich dürstet sehr, mir schwindelt.«

Er drehte sich um, man reichte ihm eine Schale, ließ sie aus großem Schlauche vollaufen. Hesi trank und trank, und als die Schale halb leer war, schoß ihm durch den Kopf, er müsse den Rest der Königin darreichen. Er taumelte bei diesem Gedanken, eine Antilope scheuerte sich an ihm, da streckte er den Arm mit der Schale an ihr Maul und fiel hin. Ein paar Gewaffnete fragten die Nächststehenden nach seiner Hütte und trugen ihn auf das Lager.

Nach ein paar Stunden erwachte er. Er setzte die Türmatte bei-

seite und legte sich wieder. Er konnte einen großen Teil der Ansiedlung übersehen. Geradeaus, ziemlich fern, war das königliche Lager inzwischen aufgeschlagen worden, viele große weiße Zelte.

Den Pharao, umgeben von Gefolge und einem hellen Haufen Verbannter, bemerkte er rechts tief in einem Felsenkessel, in dem sich aus alter Zeit her ein leerer Brunnenschaft befand. Die Baumeister hatten ihn geprüft und stiegen eben herauf. Sie schüttelten den Kopf, und alle gingen weiter. »Sie werden nichts finden«, sagte Hesi vor sich hin, aber es tat ihm nicht weh. Er wandte sich ab und blieb liegen.

Da hörte er Stimmen über sich. Er sprang auf. Linker Hand, den Felspfad herab, kam ein anderer Haufen, dessen Mitte die Königin war. Sie strebten einem anderen Brunnenloch zu, das unweit seiner Hütte in früheren Jahrhunderten geschlagen war, ein breiter Steinwall umgab seinen Rand, lange Leitern hingen in seine Finsternis hinab.

Hesi drängte sich hinzu, nahm einem anderen die Hacke aus der Hand und sprang die Sprossen hinab, ohne die Königin anzusehen, doch wollte er nicht sich und seinen Brüdern dienen, sondern nur ihr allein. Er wollte für sie arbeiten, aber kein Wasser finden, sonst zöge sie ja wieder heim. So schickte er in Körben durch die Menschenkette auf den Leitern, von Hand zu Hand, nach oben, zu ihr, was die harten Zeiten hinabgestreut hatten, Geröll, Tierknochen, zerbrochene Geräte, Gold, ein paar Menschenschädel. Alles sollte die Königin grüßen, alles belud seine vor Darben und Erregung verzückte Seele mit Zärtlichkeit, und die Körbe stiegen steil in die lichte Höhe wie aus eigener Kraft. Stunden vergingen, bevor die Härte der Brunnensohle kam. »Laß!« sagte der Baumeister neben Hesi, ohne mit seinem Hammer nur einmal anzuklopfen. Er stieg langsam hinauf, Hesi folgte ihm Schritt für Schritt. Der Tiefenkundige war ein eitler Mensch, der die Wüstensklaven verachtete und nicht warten konnte, seine Kenntnis der Erdengeheimnisse zu offenbaren. Der unsägliche Jammer, den seine Worte in den Herzen aufwecken würden, schmeichelte seinem Gelüst nach Gewalt.

»Königin«, sprach er, »verwirf mich nicht aus deiner Gnade, aber in diesen Bergen ist kein Wasser verborgen. Unsere Augen werden es nicht sehen«.

»Was dann?« fragte Hesi zuckenden Mundes Zait. »Ihr zieht heim, und aus uns, den Brüdern von Schakalen, soll Fraß der Schakale werden.«

»Du lügst«, sagte die Königin zu dem Kundigen, wankend vor Schrecken, mit zorniger Stimme! »Geh abseits, du sollst fürder nicht geachtet sein vor dem Angesicht des Pharao. Sucht ihr anderen!«

Zait wandte sich. Nacht fiel von ihrem bleichen Gesicht und umgab ihre Schritte, und ihre Seele schrie zu Hathor, der Göttin. Von Gefährtinnen gefolgt, ging sie langsam zu ihrem Zelt und verschwand darin. Einer Dienerin befahl sie, Pharao zu sich zu bitten. Er kam bald und ging zu ihr.

Die Bergleute taten sich alle zusammen und klopften, wo die Wasserfinder hinwiesen, fiebernd, durch die jäh über ihre Seelen gehängte Finsternis tiefer geschwächt als zuvor. Die Pestilenz ihres versiegelten Lebens fuhr, stöhnend in ihrem Atem aus. Die Hirne schmerzten, schwer, als wäre das Gold, das sie sonst gruben, in ihren Köpfen, und als müßten sie die Köpfe spalten. Sie sprachen nicht, sie weinten nicht, sie pochten, als riefen sie wen aus der Tiefe, sie bauten, als bauten sie Gräber.

Die Sonne wurde schon dunkel.

Die Kinder hatten sich fast alle vor den äußersten Wachen zusammengetan, sehr krank fast alle, und alle sahen immer wieder zu den Königszelten hinüber. Dort wohnten die Götter. Sie wohnten draußen vor dem Schicksal.

Hesi war in seine Hütte zurückgegangen. Seine Glieder waren kühl, doch sie glühten von innen bis in die Monde seiner Fingernägel. Er ging nicht trinken, obwohl ihn wieder dürstete. Er schlug seine Schlafmatte gegen die Felswand, daß der Staub davonstob, und legte sie mit großer Sorgfalt zurecht. Dann stand er lange davor und sann nach. Er weinte ja? Und dann ging er fort.

Er stand am Pferch der Kamele. Es wurde dort zum Abend Wasser ausgeteilt.

»Gebt mehr Wasser!«

Er hatte einen Napf voll, dann noch einen bekommen.

»Ich will mehr!« sagte er, nachdem er ausgetrunken hatte.

»Ich darf dir nicht mehr geben«, sagte ihm der Aufseher. »Es sind eurer viele.«

»Ich sage dir, gib mehr!« antwortete Hesi mit drohend geballter Faust für alle.

Er stieg mit dem zum drittenmal gefüllten Napf zu dem irren Priester hinauf. Es trieb ihn hin zu ihm, der geheim war für das Geheime, ein Mensch wie ein Acker und wie das Gras auf dem Acker. Krank lag der Priester in seinem Kote auf den Matten. Hesi streichelte ihm die Wangen, als wäre er ein Weib, und labte ihn. Der Sieche trank, tastete dabei mit den Fingerspitzen über die geschwollenen Adern an Hesis Hand, legte sich dann nieder und blieb teilnahmslos abgewendet. Hesi saß hinter ihm, an die Felswand gelehnt, und sah vor sich in dem Loch des steinernen Gottesauges die Abendröte untergehen. Plötzlich weckte er in großer Angst den Kranken und klagte: »Du, wir sterben jetzt alle, soviel wir hier sind. Auch der Pharao und sein Weib. Das werden wir töten. Das haben mir die Rinder meines Vaters gesagt, denn ich sehe sie heute wieder grasen, ganz schwarz, nur an Bauch und Knöcheln rot. Ich habe ihnen bunte Schilftroddeln und Decken geflochten, ich habe sie mit süßem Teig gemästet. Ich strecke meine Hand und halte ihre Hörner darin, und wenn ich die Hand betrachte, so ist sie leer. Sie redeten aber.

Und ich schließe dann die Augen und strecke wiederum die Hand aus, und das tote Weib, an dem ich mich verging, liegt blutend auf ihrer Fläche, und wenn ich die Hand betrachte, so ist sie wieder leer. Doch die Tote sprach, wie das Vieh. So greife ich ganz Ägyptenland, und ich griff nichts. Doch ganz Ägyptenland bedrängte mich mit seiner Rede. Ihr werdet heute Nacht sterben, Pharao.« Der Kranke erhob sich steif wie in Furcht und Zustimmung, kroch zu Hesi, klammerte sich mit Armen und Beinen an ihn, als erklettere er einen Baum, preßte und drückte ihn, und dann fiel er ab wie eine Frucht.

Hesi stieg hinab, vergiftet von dem Gedanken des riesigen Götzenkopfes, der wie ein Turm über dem Bergwerk zu wachen und gebieten schien, er lief durch die schwarze Nacht zu dem tiefsten Brunnen bei seiner Hütte, um den nun alle Insassen des Bergwerks versammelt waren, er vertrieb die Arbeitenden aus seiner

Tiefe in unablässigen Reden des Hasses, er fing selbst an zu arbeiten und zwang aus der Kraft vergebener Liebe die Willenlosen zu Werkzeugen seines Willens.

Es war wie ein Gesumm von wilden Wespen um die Tiefe. Immer neue Köpfe tauchten in den steinernen Kelch und sogen Empörung und Wut aus den Worten Hesis, der schlug und schlug, draufzu, draufzu, und dazwischen drohte und schrie wie ein Trunkener

»Packt sie! Steinigt sie! Sie sollen uns büßen, alle beide, für alle Pharaonen seit Ewigkeit, von denen keiner seinen Fuß hier hatte, seit Ewigkeit. Ah, sie müssen büßen für alle, die daheimgeblieben sind und nicht ein einziges Mal in dreißig und sechzig und achtzig Lebensjahren unser gedachten. Straft ganz Ägypten in ihnen! Soviel Menschen daheim, soviel Steine auf sie! Straft in ihnen alle, die jahrtausendelang im Nil getrunken haben und uns vergaßen und jene vergessen haben, die vor uns hier mit ihren Händen an den Felsen kratzten jahrtausendelang. Zerreißt sie! Laßt sie büßen selbst für alles Vieh, weil es sein Maul wässerte und hüpfte auf seinen Füßen und unser nicht gedachte, und für alle Vögel, die vor Freude flattern, weil sie ihr Herz geletzt und auf den Bäumen um uns nicht geklagt.«

Er brüllte heiß und lang auf und dann schüttelte sich sein Körper weinend in einem Krampf.

Oben wuchs ein Murren. »Holt eure Felshauen,« rief man, »hebt Steine auf! Packt sie fester!« Ein langer Mensch, der seine großen Hände aufhob und warnte, wurde in den Brunnen gestoßen, wo er mit gebrochenen Schenkeln wimmernd liegen blieb.

»Jedem soll es so ergehen, der widerspricht«, rief es oben.

»Ja, seid fest!« schrie Hesi, mitten an der Leiter hangend, und seine Seele buhlte mit Zait. Dann sprang er wieder herauf, unter seine Kameraden. »Laßt euch nicht durch Versprechen blenden. Sie werden euch Reichtümer verheißen, wenn ihr ihnen das Leben laßt, aber acht Tagereisen ist's nach Hause und in dreien seid ihr verschmachtet. Hört nicht auf sie! Tötet!

Süß wird das Weib des Pharao zu euch reden wie nie eine Frau. Ich höre es schon in beiden Ohren schallen, daß ich entrückt werde,

und muß es mit den Zähnen überknirschen. So wird sie zu mir reden: Hesi, du, ich schenke dir ein Haus und einen Weingarten, von Trauben blau und voll von alten Feigenbäumen, und du brauchst nicht selber ernten, Affen werden in den Kronen auf und ab klettern und die Früchte pflücken. Aber ich werde sie dafür erwürgen.

Und du dort, zu dir höre ich sie reden: Ich schenke dir einen fetten Acker, achtzig Worfelweiber und Schafe, die Saaten einzutrampeln samt Eseln, sie zu dreschen. Hörst du, laß ihr süßes Fleisch dich nicht betören, zertrümmre mit deinem Stein die Musik ihres Mundes!

Und ihr Weiber da, laßt mich euch die Geschenke nennen, bevor sie es tut, mit denen sie euch belügen wird. Hört, ich, Hesi, der Ärmste, ich schenke euch Kikibündel mit Saft für eure Lampen, Alabasterstützen in euer Bett und grüne Schminke, ihr, die ihr heut sterbt, ich schenke euch Kyphipillen aus Myrrhen, Ginster, milden Weihrauch und Honig, ihr Geierfraß, und schaffe euch Meerkatzen zum Spielzeug, Netze zum Vogelfang, ihr Stinkende und schon Verweste unter der Sonne, vor denen mir ekelt, ich schenke jedem von euch die Länder Tenu, Charu, Keft und Fenech, ihr Unrat und Kot in der Wüste!«

Bei diesen Worten brauste der Zorn eines vor Durst und Ohnmacht verrückten Weiber blindlings gegen ihn selbst auf, als rede schon die Königin, und ein Stein flog ihm an seinen erhobenen Arm. Er bückte sich, nahm ihn auf, zeigte ihn zärtlich und redete unter einem irrsinnig schluchzenden und schreienden Lachen:

»Seht, seht! Tut so gegen sie! So habe ich euch doch den Haß gelehrt, die Ehre der Unterdrückten und Zertretenen. Ihr seid ja Tote. Tote kann man nicht töten. Wohlan denn, säumt nicht mehr! Kommt, kommt!«

Dabei lief er voran und wälzte den Menschenhaufen gegen das königliche Lager. Rasch waren die Kamele hingeworfen und gebunden, die Wachen, Soldaten und Offiziere gefesselt, fortgeschleift und in die Schächte des Bergwerks gestürzt. Geschick und Kraft wogen wie nichts gegen die fünffache Zahl der rasenden Gegner, denn es waren nur wenig mehr Krieger in der Begleitung des Pharao, als für gewöhnlich mit den Lebensmittelkarawanen in die Wüsten zogen.

Hesi hatte sich zwei schwere Golderzklumpen als Waffe erlesen und schwang sie über sich, und sie gleißten von innen wie glühende Steine gegen Pharao und Zait. Die standen hoch vor ihrem Zelte. Haß zerrte alles in Hesis Gesicht gegen den zuckenden Mund hinab. In seinen beiden Augen lag aber nur Zait allein wie auf zwei Scheiterhaufen. Er sprang in großen Sätzen vor und wollte Zait packen, ganz gleich, ob er mit ihr gesteinigt würde, er wollte sie für sich allein in einen Winkel schleppen und sie erwürgen oder vergewaltigen. Er spolperte im Sprung und schlug hin. Sofort jedoch richtete er sich empor. Er hatte Geifer in den Mundwinkeln. Die Frauen entsetzten sich vor ihm, und ein paar Männer hielten ihn gar fest. Er heulte und winselte in ihren Händen.

Der Haufe quoll dicht im Kreis um Apaanchu und Zait auf. Da war es, als hätten Pharaos, des Sohnes der Götter, Haupt und das verwundert bleiche Gesicht Zaits, den Steinen befohlen, noch in den Händen der Empörer zu bleiben. Alle warteten, während das Feuer von den Fackeln und Bränden strömte, auf Worte, auf die Verteidigung ihres Königs. Der schwieg. Hesi verstummte. Da sagte Apaanchu unbewegt:

»Was wollt ihr?«

»Steinigen — — steinigen,« jammerte es in Chören, jammerten fern die Gebirge mit.

Der Pharao ging auf einen jungen Menschen, der sich vorandrängte, zu, und gab ihm einen Backenstreich. Dann trat er einen Schritt zurück und hob die groß aufgetanen Augen gegen die strömenden Feuer, dann auf Zait, die wie aus Stein hinter ihm stand. Seine unverwirrte Gewalt erschreckte den Haufen der Sklaven, als hätte der Blitz jemand erschlagen. Seine Stirn war wie hundert von ihnen, seine Augen hundert, sein Mund, seine Hände. Nach langer Betrachtung Zaits sprach er:

»Grabt nach Wasser!«

Die Antwort war ein anschwellendes Geheul und einige lahme Steinwürfe.

»Ihr Toren!« schrie Apaanchu sie da an. »Was ladet ihr auf euch!« Und nach kurzem Beschluß, feierlich: »Ich schwöre euch bei den Göttern, Wasser wird springen, ehe es tagt. Und des zum Be-

weis befehle ich euch: Nehmt allen Wein und alles Wasser aus den Schläuchen, trinkt es, gießt es aus. Ich und die Königin begehren keinen Tropfen vor dem Trunk, den diese Berge bewahren. — Wollt ihr uns nun dennoch töten, wehe euch! Niemand wird euch in die Freiheit führen, wie es in meinem Herzen beschlossen war.«

Da ließen sie in schauerndem Verwundern ab, gegen Apaanchu und Zait vorzudringen. Viele warfen sich in Reue vor ihnen zu Boden und klagten sich an, viele wichen weit zurück, manche stürzten zu den Weinschläuchen. Und selbst Hesi wurde weich. In sein Hirn stieg ein Fiebertraum von Freiheit, und seine Augen wurden glücklich, Zait länger im Leben zu sehen. Ermattet kehrte er sich ab und stieg in den Brunnen unterhalb seiner Hütte, zu hämmern, zu graben. Er schickte alle fort, die ihm helfen wollten.

Sie gingen und verkrochen sich wieder in Hütten und Schachten. Der grausame Rausch der Verzweiflung war rasch vorüber. Jeder von den Aufrührern hörte seinen einsamen Tod in seine Ohren reden, ob er auch mit andern sprach oder sich qualvoll zum Schlaf ausstreckte. Viele folgten, in Haufen geteilt, mit ihren Fackeln wieder den Brunnenmeistern. Überall pochte es lastbar.

Apaanchu führte Zait langsam gegen Osten, ohne daß ihn jemand zu gehen hinderte. Außer Hörweite, in einem groben Steingeröll, blieb er stehen.

»Verzeih du mir meinen lügnerischen Schwur,« sagte er, »denn die Götter vergeben ihn nicht. Ich tat ihn nur, um eine Stunde für den Abschied von dir zu gewinnen, mein junges armes Weib. Du bist aufrecht und gefaßt wie ich: wir reisen nun nach Osiris Hallen. Laß sie drum unsern Trank aus Ägypten trinken, wir brauchen ihn nicht mehr.«

»Mich dürstet. — — Mich dürstet, Apaanchu.« Sie brach in ein schluchzendes Weinen aus. »Ich will nicht sterben. Mir graut vor dem Tode. Ewig will ich leben.«

Er stützte sie und schwieg. Dann redete er sanften Tones:

»Ich flehte zu den Göttern, daß sie mich nicht ewig leben ließen. Vor dem ewigen Leben befiel mich das Grauen. Es befiel mich so tief, daß ich weiter die Götter bat, sie möchten auch die anderen Menschen nicht ewig leben lassen, auch die geringsten nicht. Aber

mein Grauen war noch nicht gestillt, und ich betete sie an, sie möchten auch den Tieren ihr Leben nicht immer lassen, die doch keinen Besitz in ihren Händen und keine Weisheit in ihren Herzen haben. Sucht sie, flehte ich, in den Kronen und Rindenspalten der Bäume und unter den Felsplatten der Höhlen. Und sieh, die großen Götter haben all meine Bitten gewährt. Auch du bist von der göttlichen Gnade nicht ausgenommen, Zait, denn sonst könnte ich dich nicht so lieben wie jetzt.«

Zait erwiderte: »Ich danke dir für deine Bitte, Pharao, und danke den Göttern für die Gewährung. Wenn du mir nicht zuvorgekommen wärest, hätte ich vielleicht deine Bitte getan. Nun du aber vor den Göttern lagst und Gnade fandest, so bin ich betrübt, daß ich wiederkomme zu den Knien der Götter und nicht Gnade finde. Die Ungnade ist das, was auf mir lastet. Ich kann mich unter die Gnade nicht beugen, da sie mir nicht frei ist, sondern im Zwang wie eine Verachtung hingeworfen. Ich will nicht in der Sklaverei des Todes stehen!« Und schluchzend fügte sie hinzu: »Du mußt, du mußt mich leben lassen!«

Endlich faßte sie sich ein wenig und sprach in einer düsteren, gewaltsamen Verzücktheit: »Du, der Pharao, kannst nicht lügen. Und wenn du schwörst, ist es Wahrheit. Der Brunnen wird quellen! Und als sie unsere Tiere banden und unsre Sklaven fesselten und schlugen, wußte ich: Der Brunnen wird quellen. Es war mir alles wie ein sonderbares, erregendes Bild: die Augen schaudern, aber die Seele lacht. Die Glieder zittern vor Entsetzen, aber die Seele vor gieriger Freude. Der Brunnen wird quellen.«

»Die Brunnen quellen daheim, mein Weib, und der Nil leuchtet wie eine ewige Straße. Aber hier ist die Wüste. Hör, wie es im Schachte schallt: Fels — — Fels — — Stein bleibt Stein.«

»O, ginge erst die Sonne auf!«

»Die Sonne geht nicht auf.«

»Sie muß aufgehen und dich mir zeigen, fremder Mann«, sagte Zait unendlich bange. »Ich sehe dich nicht im Dunkel und rufe: Apaanchu, Apaanchu. — Ja, hier fühle ich dein Haupt, — hier deine Arme, — hier deine Hände. Wie aber fängt es die Seele an, die deine zu ertasten, die schon unterwegs ist nach den Hausungen der

Ewigkeit. Meine kann nicht mit, Apaanchu, kann nicht, sinkt unter in diesen häßlichen Steinen wie in einem See, gezogen wie von Geliebten: weil sie bleiben wollen und du nicht. Sie sinkt unter in den Schluchten dieses Bergwerks, in der Wüste, im Himmel, — sie wird von ihnen aufgesogen wie das Licht. Sie gehorcht mir ja nicht, wenn ich sage: komm, es ist Zeit aufzubrechen. Rufe sie mir zurück, Apaanchu, auf die Reise zu Osiri.«

»Ich brauche nicht rufen, weil ich sie bei mir fühle. Und auch deinen Leib will ich hegen, solang ich noch kann. Wenn die Steine geflogen kommen und wir bluten, will ich mein Gewand in Streifen reißen und deine Wunden einhüllen. Dann werden die herzlosen Steine fühlen, daß sie keine Macht über uns haben, und wütender dahergeflogen kommen, und ich will weiter Binden reißen und dich halten, und also werden wir sterben.«

»Auch ich möchte so, Apaanchu, mit dir gesteinigt werden und dich dein Gewand in Streifen reißen sehen und die Streifen um meine Glieder binden. Auch ich möchte sehr bluten, wenn wilder die Steine geflogen kommen und möchte leiden. Apaanchu, von meinen Gliedern wird nicht eins zu schmerzen vergessen, doch davor fürchte ich mich nicht, — aber dann, dann leben! Ich will unköniglich und bloß und preisgegeben in Scham knien, doch dann leben. Ich kann nicht sterben. — Wie ist diese Nacht grausam, o ginge doch erst die Sonne auf!«

»Zait, ist dies gar so schwer: die Sonne geht nicht auf?«

»Still, Kleingläubiger! Still! Ich weiß, sie geht auf. Schon wird es blau in Ägypten und strömt wie blaue Wehmut zwischen der Störche breitem Flug. Kann es denn sein, daß ich hier liege, finster und kühl, und dort in Ägypten wird es Morgen? Kann es dort Morgen werden, wenn ich tot bin?

Der Tauber gurrt: Das Tal ist hell, merkt es! Die Paviane heben ihre Pfoten zur Sonne auf. Und schon liegt die Welt überschwemmt von Liebe und ist reich an allem Segen. Die Vögel im Laube paaren sich und die Mäuse in den Scheunen. Die gelben Kornhaufen laufen über und selbst der Drescheresel darf von den Ähren naschen. O, alles Getier hat es besser als ich, noch die Wachtel, die vor dem Ichneumon zitternd im Papyruswald wohnt.

Der Morgen wird Mittag und der Mittag Abend werden und die Stunden werden bestehen. Muß denn ich nicht dabei sein, Apaanchu? Mir ist, als müßte ich immer dabei sein. Kannst du den Wind in einem Sack fangen, kannst du den Mond mit einer Binsenmatte auslöschen? Der Wind fährt aus und der Mond wächst feurig rund. Ich bin wie der Wind und ich bin wie der Mond. Kannst du denn zum Süden sagen: werde Norden? Kannst du zum Nil sprechen: lisch doch aus? Ich bin wie der Süden, ich bin wie der Nil, und du sprichst zu mir: lisch doch aus! Wie bist du fremd!

Ich sage doch ich und das ist, als sagte ich ewig. Und wenn ich das nicht darf, so hat mich all mein Leben belogen und ich muß es anders lernen. Warum fließt mir dann rasches Blut in den Adern und nicht fauler grauer Schlamm! — Wenn ich heute davon muß, so seien alle meine Leiden verflucht, denn sie waren zu tief dafür. — Und meine Freuden seien verflucht, denn sie haben mir nichts von dieser Nacht gesagt, und ich hätte sie früh erwürgen sollen. Meine Träume haben mich belogen, denn sie wußten nichts vom schnellen Tode. Ich fange an, sie recht zu sehen, gib mir Zeit!

Ich habe Freundinnen gehabt, das tut mir weh. Siehe, heut früh wird ein fremdes Schiff in den Hafen zu Memphis kommen, sie werden hinabgehen und Schmuck erhandeln, Purpurlaken und weiße Wurzeln, um das Bad zu süßen, Asantgewürz —: und ich beneide sie darum. Sieh, Apaanchu, dieser Neid ist auch zuviel Fessel für den Tod.

Ich bin ihnen feind! — —

Die Feindschaft ist am Leben überschüssig für das Sterben. — —

Und die Liebe ist überschüssig.

Ich will anfangen wie ein Schüler.

Ich beginne schon mit der Liebe, Apaanchu.«

»Arme, Verirrte du! — Was habe ich dir getan?«

»— — — Du hast mir dies getan, Apaanchu: daß ich sterben muß.«

»Oh! — Dich schlägt ein Gott mit Dunkelheit.«

»Schenke, schenke mir die Zeit für das Licht. Alle Dinge haben mich betrogen. Auch du, auch du, Apaanchu, hast mich betrogen, weil du mich geliebt hast. Liebe lügt ewigen Schimmer vor.«

»So hättest du auch mich betrogen, Zait, denn auch du hast mich geliebt.«

»Ja, Apaanchu, ich habe dich betrogen, aber jetzt betrüge ich nicht mehr. Ich habe dich losgelassen in meinem Frost, ich sinke in meine Einsamkeit.«

»Und mich treibt noch der Schmerz, daß du Untreue mir entschweben willst und doch nirgendwohin entschweben kannst, näher an dich heran.«

»— Apaanchu, so sind wir tief verschieden. Mit einer Wehmut jenseits der Liebe nehme ich diese Erkenntnis aus unserer Drangsal. Schenke mir Zeit, mehr zu erkennen: um deiner Liebe willen. — Vielleicht kommt aus der Erkenntnis auch meine Liebe noch zurück. Nein, faß mich nicht an! Nicht mehr. Vorbei ist dies alles.«

»Ich fasse dich an, weil ich mich schenke. Das ist alles, was ich jetzt kann.«

»Apaanchu! Das sind Worte ohne Sinn. Oder lehre mich ihren Sinn. Wenn ich erschlagen liege, wo ist dann dein Geschenk, Apaanchu? Nein, du kannst dich nicht schenken. — Nicht einmal den Stein kannst du mir schenken, der mich erschlägt. — —

Es ist grauenvoll, Apaanchu, ich sehe hell, wenn ich leben könnte, der Stein ist mir lieber als du. Er ist mir auch lieber als ich. Und die Luft, in der ich stehe, und der Weg, den ich trete. Erst müßte ich dir s i e schenken und dann mich. — Du wärest sehr traurig ohne sie, im Leeren vor mir, und sehntest dich nach ihnen. Sprich, Apaanchu, muß ich denn die Steine, die mich töten werden, nicht mehr lieben als dich?

Der Mensch ist dem Menschen das Fremdeste.

O, über die Ohnmacht, die die Götter uns gaben! Wie ekelt mich davor. Ägyptenland, Ägyptenland! könnte ich doch sprechen: Stank sei dein Meer wie eines Trunkenen Gespei! Ein Schwindel fasse Schilf und Rohr, und es breche um in seiner Schwäche! Ihr Berge, zertreten seid ihr, wie ein Töpfer Ton tritt! — O Traurigkeit!«

»Zait, ja! O Traurigkeit! Über dich, nur über dich. Nun fange auch ich an, dir fremder zu werden. Nie grollte ich dir, außer nun, um dieses Abschieds willen.«

Da schwiegen sie und horchten auf das Pochen in Hesis Brunnen.

Doch fern, oben in dem Götterkopf, wurde es lebendig. Viele Menschen stiegen hinauf, Fackeln irrten daran umher, aus seinen

Augen schien die Dunkelheit zu zucken. Etwas wie Murmeln und Rufen scholl in der Ferne.

Nach einer Weile wurde es in Hesis Brunnen still.

Hesi stieg die lange Leiter herauf, und als sein Körper zur Hälfte über die runde Brüstung ragte, blieb er stehen. Seine Hände glitten zuckend über die Holme und obersten Sprossen und fanden keine Ruhe. Sein Gesicht war verwandelt, mild und verklärt und wie schon verwesend. Er starrte lange zu Apaanchu und Zait hinüber. Nach einer Weile rief er laut, aus seiner Tiefe: »Zait!«

Die Königin erschrak und sagte dann zu Apaanchu: »Er ruft uns«.

»Du irrst. Er rief deinen Namen.«

Zait hatte ein paar Schritte auf den Brunnen zu getan, Apaanchu haschte sie bei der Hand und sagte: »Willst du folgen, wenn dein Henker dich ruft?«

Zait erwiderte: »Ja, es zieht mich. Rede ich mit ihm, so werde ich noch einen Hügel aus Worten zwischen mich und den Tod bringen. Ich will ihn anflehen, vielleicht läßt er sich erbitten. Nein, halte mich nicht, hindre mich nicht, du Fremder.«

Sie sagte diese Worte in traumhafter Kühle, so ganz in sich und alles abweisend, daß Apaanchu sehr erschrak und in ratlosem Entsetzen ihr folgte. Tu es nicht, wollte er flüstern, doch sie war in ihrem Göttlichen wie ein fremdes, geweihtes Tier, das man nicht anreden kann, und an ihrer menschlichen Würdelosigkeit hatte er keinen Teil.

Hesi erbebte, als er die Königin vor sich treten sah.

»Warum willst du mich töten?« fragte Zait nach einem Schweigen, bevor er geredet hatte.

»Damit du nicht länger lebst als ich«, sagte Hesi mit einer grausamen Innigkeit!

»Ja, das verstehe ich«, erwiderte Zait aus der Wahrheit ihrer jüngsten Wandlung.

»Doch ich will dich nicht mehr töten, damit ich nicht länger lebe als du. Ich will alle, die vorhin in meine Verzweiflung gestimmt und sich an dir vergangen haben, beschwören. Sie werden sich alle vor dir auf die Erde werfen und flehentlich Abbitte tun. — Und dann werden wir alle zusammen sterben. Dies ist unabwendbar.«

»Ich will dich nicht mehr hören, du Furchtbarer.«

Hesi schwieg und sah sie lange an.

Da Zait sich dennoch nicht zum Gehen wandte, siedete der Haß in Apaanchu empor, und er fuhr sie mit verzweifelten Worten an.

»— Apaanchu,« erwiderte ihm Zait, »ich habe dir gesagt: du hast keinen Teil an mir. Du hast nicht mehr Teil an mir als dieser dort.«

»Ein guter Kebsmann«, sagte Apaanchu bebend.

Zait erwiderte ihm nichts.

Doch Hesi sah die Königin an und sprach mit einer Stimme, die ruhig war, als erzähle er ein Märchen: »Ach, wie wollte ich dir dienen, einer Magd gleich. Ich wollte dir einen Schwan in glühender Asche braten, ihn mit einem Strohwisch abstäuben, dir Brombeeren zum Nachtisch suchen und dich in allem betreuen. —

Ach, und gingest du vor mir zu deinen Vorfahren, so würde ich dir das Scherbchen Weizen auf die letzte Reise messen. Die Töpferöfen sollten rauchen, und ich zöge dir viele Dienerinnen aus Ton daraus hervor, du solltest im Hause des Todes auch glücklich sein durch mich: Ein Zedernschiffchen mit Ruderern, einen Weinkrug aus Holz, Amulette, von mir mit Fleiß geschnitzt, alle Fülle — — vom Glücke in den Häusern des Lebens weiß ich nicht soviel, Königin. Wie wollte ich dir dienen.«

»Apaanchu!« rief Zait fast ohne Willen aus, wie wenn dieser sie schützen sollte.

Apaanchu antwortete in immer steigendem Zorn über das Gespräch: »Der Narr tut mir fast leid.«

Zait sagte verträumt: »Er tut dir leid?«

Apaanchu entgegnete, erzürnt über diese neue Güte gegen den Sklaven: »Nun, Leichenräuber, sprich nur, was du dieser zu schenken hast.«

Zait weinte über dieses Wort, doch Hesi sagte:

»Nichts, nur mich, und die kahlen Berge, auf denen unsere Füße stehen. Doch ich will dir nichts von dem Elend hier sagen. Doch dürfte ich's, es würde, indem du es hörtest, ganz sanft.«

»Erzähle denn, Hesi. Alles ist jetzt gleich. Jetzt und immer gilt nur, was ist in seinem Augenblick und was kommen wird. — Einst

war Apaandhu der Pharao, einst war Hesi ein Dieb, einst war Zait —«

Hesi fuhr fort: »Einst war Zait das Weib eines Sklaven im Wüstenbergwerk. — Du kommst in Bitternis und großes Geseufze. Zwar gehst du alle Tage nach Gold aus, doch bitter tuts, wo es dein Finger faßt. Die Schachte winden sich tief in den Stein, von der Sonne ab, doch stehe ich im Dunklen vielleicht mit magrem Lämpchen hinter dir und helfe dir, den harten Felsen mit Feuer spröde zu machen und mit Eisen zu spalten. Und wenn wir Kinder hätten, die müßten schon, was die Hacke abschlug, an ihre kleinen Brüste pressen und wegschleppen. Nein, graue dich nicht! Sie sterben selten in den Schachten, ihre Füße bekommen Schwielen, damit laufen sie ins Sonnige, sie laufen zu der Reihe der Männer, die in steinernen, groben Mörsern zerstampfen, was sie bringen. Sieh, vielleicht sitze ich an einem solchen Mörser und ein Sohn ist der Bote zwischen dir und mir.«

Apaandhu sagte geschüttelt, mit versiegender Stimme: »Erlaubst du ihm denn schon, von deinem und seinem Sohn zu sprechen?«

Zait erwiderte: »Ich hasse ihn ja, mir graut vor ihm, aber es liegt so weit wie Ägypten und ist so lügenhaft.« Dann schrie sie auf: »Ah laß! — Hesi, ich verbiete dir, von unserem Sohn zu sprechen!«

Hesi sagte: »Von unserm Sohn. Nun lag's doch in deinem Munde, das Holde.«

Apaandhu sprang zu und riß sein Schwert über den Sklaven empor.

Hesi lächelte und sprach: »Wie irrst du doch! Dein Weib und ich irrten nicht so. Es bleibt alles ein Spiel der Worte, bis das Ende —«

Apaandhu unterbrach ihn. »Du sollst nichts in ihr finden, was sie mit dir gemein hat und wäre es nur dies, daß ich irrte und ihr nicht.«

Zait schauderte auf und sagte: »Uns ist ja nichts gemeinsam.«

Und Hesi sagte: »Nein, Pharao, nichts. Denn sieh, was hier an Leben verfließt, ist alles einsam. — Zait und Hesi, sie stehn vielleicht einer dicht beim andern und mahlen Erzgestein auf den Mühlen,

aber ihre Zungen schlafen schwer. — Sie werden vielleicht zusammen Greise und sitzen krumm an schrägen Granitplatten und waschen und waschen: keiner aber spricht ein Wort.«

Apaandhu griff sich an die Kehle und unterbrach ihn mit lastbar gedämpfter Stimme: »Ach Zait, soll die Schmach, daß er so redet, noch nicht zu Ende sein?«

Zait sagte zitternd: »Es ist nur Spiel. Zum Gruseln, Apaandhu. Ich höre nur ein Abenteuer, das gewiß nicht für mich sein wird. Ich höre doch nur das Neue, das ich noch nicht kenne und das ich gerechter lernen will als das Alte. Das alte Leben wurde heute eitel Schmerz und nichts als weher Überfluß. — Wozu bist du und wozu ist dein Land mit allen den Vögeln aus Arabien, die jetzt, gesalbt mit Weihrauch, darüberhin fliegen?«

Als hätte sie sie gerufen, strichen vier magere Geier von den östlichen Felsen her im ersten Morgengrau über sie hin. Zait sagte ganz versunken:

»Wozu diese bunten Wickel Leben: Vögel? Ihr wart mir so freund einst, jetzt seid ihr mein Schmerz, mein Schmerz, der fliegt und der grüne Federn hat und hohle Posen und Schöpfe, Gekröse. Welch Überfluß, wozu? Ihr alle seid ein Stückchen meines Schmerzes und hebt es und tragt es und lebt es und sterbt es: ihr Ibisschwärme über den Sykomoren und ihr Pelikane im Morast, ihr Marabus, die ihr mit dem kahlen Kopfe mir zunickt und nickt, — und was du irgend nennen kannst. — Was von mir werdet ihr morgen sein und heben und leben und sterben? Überfluß meines Glückes vielleicht? Ich weiß nicht, laßt mich sinnen. — Und du, Apaandhu, du heißt es Schmach, wenn ich ein grauses Märchen noch anhören will, das dieser da im Munde hält, ein süßes —«

Da ließ Apaandhu sein Schwert aus der Faust fallen, nahm es auf, erhob es hastig und erschlug Zait.

Sie sagte im Sterben: »Siehst du, nun habe ich den Tod gelernt, du fremder Mann. Du aber?«

Hesi sprang über den Brunnenwall und wollte neben Zait niederstürzen. Der Pharao sprang ihm entgegen, und sie rangen miteinander. Hesi war müde und schwach, seine Knie zitterten, und er wehrte sich gegen Apaandhus würgende Hände nur wie gegen eine

Angst im Schlaf. Dann starb er wie ein Baum, dessen Zeit erfüllt ist.

Apaanchu nahm sein Weib auf seine Arme und trug es fort, um es zu begraben. Er ging über die Geröllhalde, auf der sie ihren Abschied genommen hatten, und suchte die kleine verdorrte Oase.

Die Späher zuhöchst um das Götterstandbild hatten nun deutlich gesehen, daß keine Tiere am östlichen Himmel aufgetaucht und wieder im Felsicht verschwunden waren, sondern eine zweite Karawane war nahe. Die Obersten der Kornspeicher, der Häuser der Gerechtigkeit und der Streitmacht von Ägypten hatten Rat gehalten, nachdem der junge Pharao in Übereile fortgezogen war, und einen zweiten Zug, reich an Wasser, Korn und allem Gut, ausgerüstet und am nächsten Tage dem andern nachgesandt.

Man suchte nun den Pharao, um es ihm zu melden.

Er schickte die Boten von sich und starrte ihnen nach, bis die neue Karawane in dem Bergwerk war. Dann befahl er Umkehr und Aufbruch, führte alle Überlebenden heim nach Ägypten und schenkte den meisten die Freiheit. Nur der Irre wurde vergessen und kam um, und seitdem liegt das Bergwerk verödet.

Oskar Loerke.

VIER GEDICHTE

EIN ERNTELIED

Ihr wißt, das alle Körner, die guten und die bösen,
sich aus verdorrten Ähren lösen.

Die einen fallen aus dem Scheffel auf die Tenne
und wandern durch den Höllenleib der Henne,
andre werden in den Mühlen zerrissen
oder brechen unter den Gebissen
hungeriger Pferde,
viele aber, die unbeirrt
des Weges gehen, suchen ihre Gräber in der Erde,
bis die Auferstehung in ihnen wurzelig wird.

Fragt nicht: Warum? Denn eure Frage verendet
schmerzhaft im unendlichen Gewölbe,
wenn ihr nicht glaubt, daß alle Körner dieselbe
Reise gehen, die sich im Leben ewig vollendet.

EWIGE STUNDE

Ich sah an einem himmelblauen Tag
nichts, als die wunderlichen Wolken wehn,
und fühlte meine Erde schaukelnd gehn,
auf der ich, süß vom Licht gekreuzigt, lag.

Die Stunde, die ich lebend so vollbrachte,
war weise wie ein hungeriges Tier,
ich wußte nicht mehr, daß ich selig lachte,
ich lachte, denn ich wußte nichts von ihr.

Als wiegte jemand ohne Aufenthalt
mich ewig fort von Tor zu Toren,
war ich plötzlich tausend Jahre alt
und plötzlich ungeboren.

AUF DER WALDWIESE

Föhren, die im Glanz des Mittags blauten,
drängten an die reife Wiese, hielten
tiefgespannt den Atem an und schauten
auf die Falter, die im Tanze spielten.

Als die Tänzer müde waren, boten
farbenlaute Blumen weiche Sessel
an, die gelben überschrien die roten,
blaue drängten vor die weiße Nessel.

Wolken, die vor Neugier schwollen, tauchten
aus dem Himmelsmeer, die Bäume hauchten
plötzlich mächtig auf, Applaus, das dünne
Donnnern eines fernen Hochgewitters,
wehte wogend über die Tribüne.

DER HEILAND

Wenn der Abend niederfällt
leise in die lauten Straßen
und die Lichter heimlich quält,
die erstehen und verblassen,
geht der Heiland durch die Stadt.

Mädchen führt er an den Händen
vor die bunten Fenster hin,
daß sie Gold und Seide fänden
für den törichtjungen Sinn,
denn der Heiland will erlösen.

Männer, die vor Sehnsucht brennen,
führt er weise dann herbei,
sündig wird er keinen nennen,
wer nur ehrlich brünstig sei,
denn der Heiland will erlösen.

Dann in Spielen und Konzerten
weckt er Geigen und Gesänge,
daß ein Rausch die wirren Herden
Leiden stundenlang verdränge,
denn der Heiland will erlösen.

Fällt die späte Nacht den Straßen
in den seligmüden Schoß,
um sich auszuruhen, blasen
Engel aus dem Sternenschloß:
Heil den Menschen, die erlöst sind!

Gottfried Kölwel

DER GOLEM
ROMAN

(Fortsetzung)

VII
WACH

Zwakh war vor uns die Treppen hinaufgelaufen und ich hörte, wie Mirjam, die Tochter des Archivars Hillel, ihn eben ängstlich fragte und er sie zu beruhigen trachtete.

Ich gab mir keine Mühe hinzuhorchen, was sie miteinander sprachen, und erriet mehr, als ich es in Worten verstand, daß Zwakh erzählte, mir sei ein Unfall zugestoßen und sie kämen bitten, mir die erste Hilfe zu leisten und mich wieder zu Bewußtsein zu bringen.

Noch immer konnte ich kein Glied rühren und die unsichtbaren Finger hielten meine Zunge, aber mein Denken war fest und sicher und das Gefühl des Grauens hatte von mir abgelassen. Ich wußte genau, wo ich war und was mit mir geschah, und empfand es nicht einmal als absonderlich, daß man mich wie einen Toten herauftrug, samt der Bahre im Zimmer Schemajah Hillels niedersetzte und — allein ließ.

Eine ruhige natürliche Zufriedenheit, wie man sie beim Heimkommen nach einer langen Wanderung genießt, erfüllte mich.

Es war finster in der Stube und mit verschwimmenden Umrissen hoben sich die Fensterrahmen in Kreuzesformen von dem mattleuchtenden Dunst ab, der von der Gasse heraufschimmerte.

Alles kam mir selbstverständlich vor und ich wunderte mich weder darüber, daß Hillel mit einem jüdischen siebenflammigen Sabbathleuchter eintrat, — noch, daß er mir gelassen »guten Abend« wünschte wie jemandem, dessen Kommen man erwartet hat.

Was ich die ganze Zeit, die ich im Hause wohnte, nie als etwas besonderes bemerkt hatte, — trotzdem wir einander oft drei- bis viermal in der Woche auf den Stiegen begegnet waren, — fiel mir plötzlich stark an ihm auf, wie er so hin und her ging, einige Gegenstände auf der Kommode zurechtrückte und schließlich mit dem Leuchter einen zweiten, gleichfalls siebenflammigen anzündete.

Nämlich: sein Ebenmaß an Leib und Gliedern und der schmale feine Schnitt des Gesichtes mit dem edlen Stirnaufbau.

Er konnte, wie ich jetzt beim Schein der Kerzen sah, nicht älter sein als ich: höchstens 45 Jahre zählen.

»Du bist um einige Minuten früher gekommen«, — begann er nach einer Weile — »als anzunehmen war, sonst hätte ich die Lichter schon vorher angezündet.« — Er deutete auf die beiden Leuchter, trat an die Bahre und richtete seine dunklen tiefliegenden Augen, wie es schien, auf jemand, der mir zu Häupten stand oder kniete, den ich aber nicht zu sehen vermochte. Dabei bewegte er seine Lippen und sprach lautlos einen Satz.

Sofort ließen die unsichtbaren Finger meine Zunge los und der Starrkrampf wich von mir. Ich richtete mich auf und blickte hinter mich: Niemand außer Schemajah Hillel und mir war im Zimmer.

Sein »Du« und die Bemerkung, daß er mich erwartet habe, hatten also mir gegolten!

Viel befremdender als diese beiden Umstände an sich wirkte es auf mich, daß ich nicht imstande war, auch nur die geringste Verwunderung darüber zu empfinden.

Hillel erriet offenbar meine Gedanken, denn er lächelte freundlich — wobei er mir von der Bahre aufstehen half und mit der Hand auf einen Sessel wies, und sagte:

»Es ist auch nichts wunderbares dabei. Schreckhaft wirken nur die gespenstischen Dinge — die Kischuph — auf den Menschen, das Leben kratzt und brennt wie ein härener Mantel, aber die Sonnenstrahlen der geistigen Welt sind mild und erwärmend.«

Ich schwieg, da mir nichts einfiel, was ich ihm hätte erwidern sollen. Er schien auch keine Gegenrede erwartet zu haben, setzte

sich mir gegenüber und fuhr gelassen fort: »Auch ein silberner Spiegel, hätte er Empfindung, litte nur Schmerzen, wenn er poliert wird. Glatt und glänzend geworden gibt er alle Bilder wieder, die auf ihn fallen, ohne Leid und Erregung.«

»Wohl dem Menschen« —, setzte er leise hinzu, »der von sich sagen kann: Ich bin geschliffen.« — Einen Augenblick versank er in Nachdenken, und ich hörte ihn einen hebräischen Satz murmeln: Lischuosècho Kiwisi Adoschem.« Dann drang seine Stimme wieder klar an mein Ohr:

»Du bist zu mir gekommen in tiefem Schlaf und ich habe dich wach gemacht. Im Psalm David heißt es:

> »Da sprach ich in mir selbst: jetzt fange ich an: Die Rechte Gottes ist es, welche diese Veränderung gemacht hat.«

»Wenn die Menschen aufstehen von ihren Lagerstätten, so wähnen sie, sie hätten den Schlaf abgeschüttelt, und wissen nicht, daß sie ihren Sinnen zum Opfer fallen und die Beute eines neuen viel tieferen Schlafes werden, als der war, dem sie soeben entronnen sind. Es gibt nur ein wahres Wachsein und das ist das, dem du dich jetzt näherst. Sprich den Menschen davon und sie werden sagen, du seist krank, denn sie können dich nicht verstehen. Darum ist es zwecklos und grausam, ihnen davon zu reden. »Sie fahren dahin wie ein Strom —

> Und sind wie ein Schlaf,
> Gleich wie ein Gras, das doch bald welk wird —
> Das des Abends abgehauen wird und verdorret.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wer war der Fremde, der mich in meiner Kammer aufgesucht hat und mir das Buch »Ibbur« gab? Habe ich ihn im Wachen oder im Traum gesehen? — wollte ich fragen, doch Hillel antwortete mir, noch ehe ich den Gedanken in Worte fassen konnte.

»Nimm an, der Mann, der zu dir kam und den du den Golem nennst, bedeute die Erweckung des Toten durch das innerste Geistesleben. Jedes Ding auf Erden ist nichts als ein ewiges Symbol in Staub gekleidet!

Wie denkst du mit dem Auge? — Jede Form, die du siehst,

denkst du mit dem Auge. Alles was zur Form geronnen ist, war vorher ein Gespenst.«

Ich fühlte, wie Begriffe, die bisher in meinem Hirn verankert gewesen, sich losrissen und gleich Schiffen ohne Steuer hinaustrieben in ein uferloses Meer.

Ruhevoll fuhr Hillel fort:

»Wer aufgeweckt worden ist, kann nicht mehr sterben, Schlaf und Tod sind dasselbe.«

»— — kann nicht mehr sterben?« — Ein dumpfer Schmerz ergriff mich.

»Zwei Pfade laufen nebeneinander hin: der Weg des Lebens und der Weg des Todes. Du hast das Buch »Ibbur« genommen und darin gelesen. Deine Seele ist schwanger geworden vom Geist des Lebens«, hörte ich ihn reden.

»Hillel, Hillel, laß mich den Weg gehen, den alle Menschen gehen: den des Sterbens« — schrie alles wild in mir auf.

Schemajah Hillels Gesicht wurde starr vor Ernst.

»Die Menschen gehen keinen Weg, weder den des Lebens, noch den des Todes. Sie treiben daher wie Spreu im Sturm. Im Talmud steht: »Ehe Gott die Welt schuf, hielt er den Wesen einen Spiegel vor, darin sahen sie die geistigen Leiden des Daseins und die Wonnen, die darauf folgten. Da nahmen die einen die Leiden auf sich. Die andern aber weigerten sich und diese strich Gott aus dem Buche der Lebenden.« Du aber gehst einen Weg und hast ihn aus freiem Willen beschritten — wenn du es jetzt auch selbst nicht mehr weißt: Du bist berufen von dir selbst. Gräm dich nicht: allmählich, wenn das Wissen kommt, kommt auch die Erinnerung. Wissen und Erinnerung sind dasselbe.«

Der freundliche, fast liebenswürdige Ton, in den Hillels Rede ausgeklungen war, gab mir meine Ruhe wieder und ich fühlte mich geborgen wie ein krankes Kind, das seinen Vater bei sich weiß.

Ich blickte auf und sah, daß jetzt viele Gestalten im Zimmer waren und uns im Kreis umstanden: Einige in weißen Sterbegewändern, wie sie die alten Rabbiner trugen, andere mit dreieckigem Hut und Silberschnallen an den Schuhen — aber Hillel fuhr mir mit der Hand über die Augen und die Stube war wieder leer.

Dann geleitete er mich hinaus zur Treppe und gab mir eine brennende Kerze mit, damit ich mir hinaufleuchten könne in mein Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich legte mich zu Bett und wollte schlafen, aber der Schlummer kam nicht und ich geriet statt dessen in einen sonderbaren Zustand, der weder Träumen war, noch Wachen, noch Schlafen.

Das Licht hatte ich ausgelöscht, aber trotzdem war alles in der Stube so deutlich, daß ich jede einzelne Form genau unterscheiden konnte. Dabei fühlte ich mich vollkommen behaglich und frei von der gewissen qualvollen Unruhe, die einen foltert, wenn man sich in ähnlicher Verfassung befindet.

Nie vorher in meinem Leben wäre ich imstande gewesen, so scharf und präzis zu denken wie eben jetzt. Der Rhythmus der Gesundheit durchströmte meine Nerven und ordnete meine Gedanken in Reihe und Glied wie eine Armee, die nur auf meine Befehle wartete.

Ich brauchte bloß zu rufen, und sie traten vor mich und erfüllten, was ich wünschte.

Eine Gemme, die ich in den letzten Wochen aus Aventurinstein zu schneiden versucht hatte, — ohne damit zurecht zu kommen, da sich die vielen zerstreuten Flimmer in dem Mineral niemals mit den Gesichtszügen decken wollten, die ich mir vorgestellt, — fiel mir ein und im Nu sah ich die Lösung vor mir und wußte genau, wie ich den Stichel zu führen hatte, um der Struktur der Masse gerecht zu werden.

Ehedem Sklave einer Horde phantastischer Eindrücke und Traumgesichter, von denen ich oft nicht gewußt: waren es Ideen oder Gefühle, sah ich mich jetzt plötzlich als Herr und König im eigenen Reich.

Rechenexempel, die ich früher nur mit Ächzen und auf dem Papier hätte bewältigen können, fügten sich mir mit einemmal im Kopf spielend zum Resultat. Alles mit Hilfe einer neuen, in mir erwachten Fähigkeit, das zu sehen und festzuhalten, was ich gerade brauchte: Ziffern, Formen, Gegenstände oder Farben. Und wenn es sich um Fragen handelte, die durch derlei Werkzeuge nicht zu lösen waren,

— philosophische Probleme und ähnliches —, so trat an Stelle des inneren Sehens das Gehör, wobei die Stimme Schemajah Hillels die Rolle des Sprechers übernahm.

Erkenntnisse seltsamster Art wurden mir zuteil.

Was ich tausendmal im Leben achtlos als bloßes Wort an meinem Ohr hatte vorübergehen lassen, stand wertgetränkt bis in die tiefste Faser vor mir, — was ich »auswendig« gelernt, »erfaßte« ich mit einem Schlag als mein »Eigen«-tum. Der Wortbildung Geheimnisse, die ich nie geahnt, lagen nackt vor mir.

Die »hohen« Ideale der Menschheit, die vordem mit kommerzienrätlich biederer Miene, die Pathosbrust mit Orden beklext, mich von oben herab behandelt hatten — demütig nahmen sie jetzt die Maske von der Fratze und entschuldigten sich: sie seien selber ja nur Bettler, aber immerhin Krücken für — — einen noch frecheren Schwindel.

Träumte ich nicht vielleicht doch? Hatte ich etwa gar nicht mit Hillel gesprochen?

Ich griff nach dem Sessel neben meinem Bett.

Richtig: dort lag die Kerze, die mir Schemajah mitgegeben hatte, und selig wie ein kleiner Junge in der Christfestnacht, der sich überzeugt hat, daß der wundervolle Hampelmann wirklich und leibhaftig vorhanden ist, wühlte ich mich wieder in die Kissen.

Und wie ein Spürhund drang ich weiter vor in das Dickicht der geistigen Rätsel, die mich rings umgaben.

Zuerst versuchte ich zu dem Punkt in meinem Leben zurückzugelangen, bis zu dem meine Erinnerung reichte. Nur von dort aus — glaubte ich — könnte es mir möglich sein, jenen Teil meines Daseins zu überblicken, der für mich, durch eine seltsame Fügung des Schicksals, in Finsternis gehüllt lag.

Aber wie sehr ich mich auch bemühte, ich kam nicht weiter, als daß ich mich in dem düstren Hofe unsres Hauses stehen sah und durch den Torbogen den Trödlerladen des Aaron Wassertrum unterschied.

Als ob ich ein Jahrhundert lang als Gemmenschneider in diesem Hause gewohnt hätte — immer gleich alt und ohne jemals ein Kind gewesen zu sein!

Schon wollte ich es als hoffnungslos aufgeben weiter zu schürfen

in den Schächten der Vergangenheit, da begriff ich plötzlich mit leuchtender Klarheit, daß wohl in meiner Erinnerung die breite Heerstraße der Geschehnisse mit dem gewissen Torbogen endete, nicht aber eine Menge winzig schmaler Fußsteige, die wohl bisher den Hauptpfad ständig begleitet hatten, von mir jedoch nicht beachtet worden waren: »Woher«, schrie es mir fast in die Ohren, »hast du denn die Kenntnisse, dank derer du jetzt dein Leben fristest? Wer hat dich Gemmenschneiden gelehrt — und — gravieren und — all das andere? Lesen, schreiben, sprechen — und essen — und gehen, atmen, denken und fühlen?

Sofort griff ich den Rat meines Innern auf. Systematisch ging ich mein Leben zurück.

Ich zwang mich in verkehrter aber ununterbrochener Reihenfolge zu überlegen: was ist soeben geschehen, was war der Ausgangspunkt dazu, was lag vor diesem und so weiter?

Wieder war ich bei dem gewissen Torbogen angelangt — — Jetzt! Jetzt! nur ein kleiner Sprung ins Leere und der Abgrund, der mich von dem Vergessenen trennte, mußte überflogen sein — — — da trat ein Bild vor mich, das ich auf der Rückwanderung meiner Gedanken übersehen hatte: Schemajah Hillel fuhr mir mit der Hand über die Augen — genau wie vorhin unten in seinem Zimmer.

Und weggewischt war alles. Sogar der Wunsch weiter zu forschen.

Nur eins stand fest als bleibender Gewinn: die Erkenntnis: die Reihe der Begebenheiten im Leben ist eine Sackgasse, so breit und gangbar sie auch zu sein scheint. Die schmalen verborgenen Steige sinds, die in die verlorene Heimat zurückführen: das, was mit feiner kaum sichtbarer Schrift in unserem Körper eingraviert ist, und nicht die scheußliche Narbe, die die Raspel des äußeren Lebens hinterläßt, — birgt die Lösung der letzten Geheimnisse.

So, wie ich zurückfinden könnte in die Tage meiner Jugend, wenn ich in der Fibel das Alphabet in verkehrter Folge vornähme von Z bis A, um dort anzulangen, wo ich in der Schule zu lernen begonnen, — so, — begriff ich, — so müßte ich auch wandern können in die andere ferne Heimat, die jenseits alles Denkens liegt.

Eine Weltkugel an Arbeit wälzte sich auf meine Schultern. Auch

Herkules trug eine Zeitlang das Gewölbe des Himmels auf seinem Haupte, — fiel mir ein, und versteckte Bedeutung schimmerte mir aus der Sage entgegen. Und wie Herkules wieder los kam durch eine List, indem er den Riesen Atlas bat: »Laß mich nur einen Bausch von Stricken um den Kopf binden, damit mir die entsetzliche Last nicht das Gehirn zersprengt«, so gäbe es vielleicht einen dunkeln Weg — dämmerte mir — von dieser Klippe weg.

Ein tiefer Argwohn, der Führerschaft meiner Gedanken weiter blind zu vertrauen, beschlich mich plötzlich. Ich legte mich gerade und verschloß mit den Fingern Augen und Ohren, um nicht abgelenkt zu werden durch die Sinne. Um jeden Gedanken zu töten.

Doch mein Wille zerschellte an dem ehernen Gesetz: Ich konnte immer nur einen Gedanken durch einen andern vertreiben und starb der eine, schon mästete sich der nächste an seinem Fleische. Ich flüchtete in den brausenden Strom meines Blutes, aber die Gedanken folgten mir auf dem Fuß, ich verbarg mich im Hämmerwerk meines Herzens: nur eine kleine Weile und sie hatten mich entdeckt.

Abermals kam mir da Hillels freundliche Stimme zu Hilfe und sagte: »Bleib auf deinem Weg und wanke nicht! Der Schlüssel zur Kunst des Vergessens gehört unsern Brüdern, die den Pfad des Todes wandeln, Du aber bist geschwängert vom Geiste des Lebens.«

Das Buch Ibbur erschien vor mir und zwei Buchstaben flammten darin auf: der eine, der das erzene Weib bedeutete, mit dem Pulsschlag, mächtig gleich einem Erdbeben, — der andere in unendlicher Ferne: der Hermaphrodit auf dem Thron von Perlmutter, auf dem Haupte die Krone aus rotem Holz.

Dann fuhr Schemajah Hillel ein drittes Mal mit der Hand über meine Augen und ich schlummerte ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

VIII
SCHNEE

Mein lieber und verehrter Meister Pernath!

Ich schreibe Ihnen diesen Brief in fliegender Eile und höchster Angst. Bitte, vernichten Sie ihn sofort, nachdem Sie ihn gelesen haben, — oder besser noch, bringen Sie ihn mir samt Kuvert mit. — Ich hätte keine Ruhe sonst. —

Sagen Sie keiner Menschenseele, daß ich Ihnen geschrieben habe. Auch nicht, wohin Sie heute gehen werden!

Ihr ehrliches gutes Gesicht hat mir — »neulich« — (Sie werden durch diese kurze Anspielung auf ein Ereignis, dessen Zeuge Sie waren, erraten, wer Ihnen diesen Brief schreibt, denn ich fürchte mich, meinen Namen darunter zu setzen) — soviel Vertrauen eingeflößt — und weiter, daß Ihr lieber seliger Vater mich als Kind unterrichtet hat, — alles das gibt mir den Mut, mich an Sie, als vielleicht den einzigen Menschen, der noch helfen kann, zu wenden.

Ich flehe Sie an, kommen Sie heute, abends um 5 Uhr, in die Domkirche auf dem Hradschin. †

Wohl eine Viertelstunde lang saß ich da und hielt den Brief in der Hand. Die seltsame, weihevolle Stimmung, die mich von gestern nacht her umfangen gehalten, war mit einem Schlag gewichen — weggeweht von dem frischen Windhauch eines neuen irdischen Tages. Ein junges Schicksal kam lächelnd und verheißungsvoll — ein Frühlingskind — auf mich zu. Ein Menschenherz suchte Hilfe bei mir. — Bei mir! Wie sah meine Stube plötzlich so anders aus. Der wurmstichige, geschnitzte Schrank blickte so zufrieden drein und die vier Sessel kamen mir vor wie alte Leute, die um den Tisch herumsitzen und behaglich kichernd Tarock spielen.

Meine Stunden hatten einen Inhalt bekommen, einen Inhalt voll Reichtum und Glanz.

So sollte der morsche Baum noch Früchte tragen?

Ich fühlte, wie mich eine lebendige Kraft durchrieselte, die bisher schlafen gelegen in mir — verborgen gewesen in den Tiefen meiner

Seele — verschüttet von dem Geröll, das der Alltag häuft, wie eine Quelle losbricht aus dem Eis, wenn der Winter zerbricht.

Und ich wußte so gewiß wie ich den Brief in der Hand hielt, daß ich würde helfen können, um was es auch ginge. — Der Jubel in meinem Herzen gab mir die Sicherheit, daß das Geschehnis fest stand als reifer Bau.

Wieder und wieder las ich die Stelle: »und weiter, daß Ihr lieber seliger Vater mich als Kind unterrichtet hat — — — — — —«, — mir stand der Atem still. — Klang das nicht wie Verheißung: »heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein?«

Die Hand, die sich mir hinstreckte, Hilfe suchend, hielt mir das Geschenk entgegen, die Rückerinnerung nach der ich dürstete, — würde mir das Geheimnis offenbaren, — den Vorhang heben helfen, der sich hinter meiner Vergangenheit geschlossen hatte!

»Ihr lieber seliger Vater« — —, wie fremdartig die Worte klangen, als ich sie mir vorsagte! — Vater! — Einen Augenblick sah ich das müde Gesicht eines alten Mannes mit weißem Haar in dem Lehnstuhl neben meiner Truhe auftauchen — fremd, ganz fremd und doch so schauerlich bekannt — — dann kamen meine Augen wieder zu sich und die Hammerlaute meines Herzens schlugen die greifbare Stunde der Gegenwart.

Erschreckt fuhr ich auf: hatte ich die Zeit verträumt? Ich blickte auf die Uhr: Gott sei Lob, erst halb fünf.

Ich ging in meine Schlafkammer nebenan, holte Hut und Mantel und schritt die Treppen hinab. Was kümmerte mich heute das Geraune der dunkeln Winkel, die bösartigen engherzigen verdrossenen Bedenken, die immer von ihnen aufstiegen: »Wir lassen dich nicht, — Du bist unser, — wir wollen nicht, daß du dich freust — das wäre noch schöner, Freude hier im Haus!«

Der feine, vergiftete Staub, der sich sonst aus allen diesen Gängen und Ecken her um mich gelegt mit würgenden Händen: heute wich er vor dem lebendigen Hauch meines Mundes. Einen Augenblick blieb ich stehen an Hillels Tür.

Sollte ich eintreten?

Eine heimliche Scheu hielt mich ab zu klopfen. Mir war so ganz anders heute — so als dürfe ich gar nicht hinein zu ihm. Und schon trieb mich die Hand des Lebens vorwärts — die Stiegen hinab. — —

Die Gasse lag weiß im Schnee.

Ich glaube, daß viele Leute mich gegrüßt haben, ich erinnerte mich nicht, ob ich ihnen gedankt. — Immer wieder fühlte ich an die Brust, ob ich den Brief auch bei mir trüge:

Es ging eine Wärme von der Stelle aus. —

Ich wanderte durch die Bogen der gequaderten Laubengänge auf dem Altstätter Ring und an dem Erzbrunnen vorbei, dessen barockes Gitter voll Eiszapfen hing, — hinüber über die steinerne Brücke mit ihren Heiligenstatuen und dem Standbild des Johannes von Nepomuk.

Unten schäumte der Fluß voll Haß gegen die Fundamente.

Halb im Traum fiel mein Blick auf den gehöhlten Sandstein der heiligen Luitgard mit »den Qualen der Verdammten« darin: dicht lag der Schnee auf den Lidern der Büßenden und den Ketten an ihren betend erhobenen Händen.

Torbogen nahmen mich auf und entließen mich, Paläste zogen langsam an mir vorüber mit geschnitzten hochmütigen Portalen, darinnen Löwenköpfe in bronzene Ringe bissen.

Auch hier überall Schnee, Schnee. Weich, weiß wie das Fell eines riesigen Eisbären.

Hohe stolze Fenster, die Simse beglitzert und verreift, schauten teilnahmslos zu den Wolken empor.

Ich wunderte mich, wie der Himmel so voll ziehender Vögel war.

Wie ich die unzähligen Granitstufen emporstieg zum Hradschin, jede so breit, wie wohl vier Menschenleiber lang sind, versank Schritt um Schritt die Stadt mit ihren Dächern und Giebeln vor meinem Sinn. —

Schon schlich die Dämmerung die Häuserreihen entlang, da trat ich auf den einsamen Platz, aus dessen Mitte der Dom aufragt zum Thron der Engel. —

Fußtapfen — die Ränder mit Krusten aus Eis — führten hin zum Nebentor.

Von irgendwo aus einer fernen Wohnung klangen leise, verlorene Töne eines Harmoniums in die Abendstille hinaus. — Wie Tränentropfen der Schwermut fielen sie in die Verlassenheit.

Ich hörte hinter mir das Seufzen des Schlagpolsters, wie die Kirchentüre mich aufnahm, dann stand ich im Dunkel und der goldene Altar blinkte in starrer Ruhe herüber zu mir durch den grünen und blauen Schimmer sterbenden Lichtes, das durch die farbigen Fenster auf die Betstühle niedersank. Funken spähten aus roten gläsernen Ampeln.

Welker Duft von Wachs und Weihrauch.

Ich lehne mich in eine Bank. Mein Blut wird seltsam still in diesem Reich der Regungslosigkeit.

Ein Leben ohne Herzschlag erfüllte den Raum — ein heimliches geduldiges Warten.

Die silbernen Reliquienschreine lagen im ewigen Schlaf.

Aus weiter, weiter Ferne drang das Geräusch von Pferdehufen gedämpft, kaum merklich an mein Ohr, wollte näherkommen und verstummte.

Ein matter Schall, wie wenn ein Wagenschlag zufällt. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Rauschen eines seidenen Kleides war auf mich zugekommen und eine zarte schmale Damenhand hatte meinen Arm berührt.

»Bitte, bitte, gehen wir doch dort neben den Pfeiler, es widerstrebt mir, hier in den Betstühlen von den Dingen zu sprechen, die ich Ihnen sagen muß.«

Die weihevollen Bilder ringsum zerrannen zu nüchterner Klarheit. Der Tag hatte mich plötzlich angefaßt.

»Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, Meister Pernath, daß Sie mir zuliebe bei dem schlechten Wetter den langen Weg hier herauf gemacht haben.« — —

Ich stotterte ein paar banale Worte.

» — — aber ich wußte keinen andern Ort, wo ich sicherer vor Nachforschung und Gefahr bin, als diesen. Hierher, in den Dom, ist uns gewiß niemand nachgegangen.«

Ich zog den Brief hervor und reichte ihn der Dame.

Sie war fast ganz vermummt in einen kostbaren Pelz, aber schon am Klang ihrer Stimme hatte ich sie wiedererkannt als dieselbe, die damals voll Entsetzen vor Wassertrum in mein Zimmer in der Hahn-

paßgasse flüchtete. Ich war auch nicht erstaunt darüber, denn ich hatte niemand anders erwartet.

Meine Augen hingen an ihrem Gesicht, das in der Dämmerung der Mauernische wohl noch blasser schien, als es in Wirklichkeit sein mochte. Ihre Schönheit benahm mir fast den Atem und ich stand wie gebannt. Am liebsten wäre ich vor ihr niedergefallen und hätte ihre Füße geküßt, daß sie es war, der ich helfen sollte — daß sie mich dazu erwählt hatte. — — — — — — — — — — — — — — —

»Vergessen Sie, ich bitte Sie von Herzen darum, — wenigstens solange wir hier sind — die Situation, in der Sie mich damals gesehen haben,« sprach sie gepreßt weiter — — »ich weiß auch gar nicht, wie Sie über solche Dinge denken — —«

— »Ich bin ein alter Mann geworden, aber kein einziges Mal in meinem Leben war ich so vermessen, daß ich mich Richter gedünkt hätte über meine Mitmenschen«, — war das einzige, was ich hervorbrachte.

»Ich danke Ihnen, Meister Pernath«, sagte sie warm und schlicht. »Und jetzt hören Sie mich geduldig an, ob Sie mir in meiner Verzweiflung nicht helfen oder wenigstens einen Rat geben können.« — Ich fühlte, wie eine wilde Angst sie packte, und hörte ihre Stimme zittern. — »Damals — — im Atelier — — — damals brach die schreckliche Gewißheit über mich herein, daß jener grauenhafte Oger mir mit Vorbedacht nachgespürt hat. — Schon durch Monate war mir aufgefallen, daß, wohin ich auch immer ging, — ob allein, oder mit meinem Gatten, oder mit — — — mit — mit Dr. Savioli, — stets das entsetzliche Verbrechergesicht dieses Trödlers irgendwo in der Nähe auftauchte. Im Schlaf und im Wachen verfolgten mich seine schielenden Augen. — Noch zeigt sich ja kein Zeichen, was er vorhat, aber um so qualvoller drosselt mich nachts die Angst: wann wirft er mir die Schlinge um den Hals!

Anfangs wollte mich — Dr. Savioli damit beruhigen, was denn so ein armseliger Trödler wie dieser Aaron Wassertrum überhaupt vermöchte — schlimmsten Falles könnte es sich nur um eine geringfügige Erpressung oder dergleichen handeln, aber jedesmal wurden seine Lippen weiß, wenn der Name Wassertrum fiel. Ich ahne: Dr. Savioli hält mir etwas geheim, um mich zu beruhigen, — irgend etwas Furchtbares, was ihm oder mir das Leben kosten kann.

Und dann erfuhr ich, was er mir sorgsam verheimlichen wollte: daß ihn der Trödler mehrere Male des Nachts in seiner Wohnung besucht hat! — Ich weiß es, ich spüre es in jeder Faser meines Körpers: Es geht etwas vor, das sich langsam um uns zusammenzieht wie die Ringe einer Schlange. — Was hat dieser Mörder dort zu suchen? — Warum kann Dr. Savioli ihn nicht abschütteln? — Nein, nein, ich sehe das nicht länger mit an, ich muß etwas tun. Irgend etwas, ehe es mich in den Wahnsinn treibt.«

Ich wollte ihr ein paar Worte des Trostes entgegnen, aber sie ließ mich nicht zu Ende sprechen.

»Und in den letzten Tagen nahm der Alb, der mich zu erwürgen droht, immer greifbarere Formen an. Dr. Savioli ist plötzlich erkrankt, — ich kann mich nicht mehr mit ihm verständigen — darf ihn nicht besuchen, wenn ich nicht stündlich gewärtigen soll, daß meine Liebe zu ihm entdeckt wird —, er liegt in Delirien und das einzige, was ich erkundigen konnte, ist, daß er sich im Fieber von einem Scheusal verfolgt wähnt, dessen Lippen von einer Hasenscharte gespalten sind. — Aaron Wassertrum!

Ich weiß, wie mutig Dr. Savioli ist, umso entsetzlicher — können Sie sich vorstellen? — wirkt es auf mich, ihn jetzt gelähmt vor einer Gefahr, die ich selbst nur wie die dunkle Nähe eines grauenhaften Würgengels empfinde, zusammengebrochen zu sehen.

Sie werden sagen, ich sei feige, — und warum ich mich denn nicht offen zu Dr. Savioli bekenne, — alles von mir würfe, wenn ich ihn doch so liebe —: alles, Reichtum, Ehre, Ruf und so weiter, aber —« sie schrie es förmlich heraus, daß es wiederhallte von den Chorgalerien, — »ich kann nicht! — Ich hab' doch mein Kind, mein liebes, blondes, kleines Mädel! Ich kann doch mein Kind nicht hergeben! — Glauben Sie denn, mein Mann ließe es mir!? Da, da, nehmen Sie das, Meister Pernath« — sie riß im Wahnwitz ein Täschchen auf, das vollgestopft war mit Perlenschnüren und Edelsteinen — »und bringen Sie es dem Verbrecher, — ich weiß, er ist habsüchtig — er soll sich alles holen, was ich besitze, aber mein Kind soll er mir lassen. — Nicht wahr, er wird schweigen? — So reden Sie doch um Jesu Christi willen, sagen Sie nur ein Wort, daß Sie mir helfen wollen!«

Es gelang mir mit größter Mühe, die Rasende wenigstens soweit zu beruhigen, daß sie sich auf eine Bank niederließ. —

Ich sprach zu ihr, wie es mir der Augenblick eingab. Wirre, zusammenhanglose Sätze.

Gedanken jagten dabei in meinem Hirn, so daß ich selbst kaum verstand, was mein Mund redete. — Ideen phantastischer Art, die zusammenbrachen, kaum daß sie geboren waren. —

Geistesabwesend haftete mein Blick auf einer bemalten Mönchsstatue in der Wandnische. — Ich redete und redete. Allmählich verwandelten sich die Züge der Statue, die Kutte wurde ein fadenscheiniger Überzieher mit hochgeklapptem Kragen und ein jugendliches Gesicht mit abgezehrten Wangen und hektischen Flecken wuchs daraus empor.

Ehe ich die Vision verstehen konnte, war der Mönch wieder da. Meine Pulse schlugen zu laut.

Die unglückliche Frau hatte sich über meine Hand gebeugt und weinte still.

Ich gab ihr von der Kraft, die in mich eingezogen war in der Stunde, als ich den Brief gelesen hatte, und mich jetzt abermals übermächtig erfüllte, und ich sah, wie sie langsam daran genas.

»Ich will Ihnen sagen, warum ich mich gerade an Sie gewendet habe, Meister Pernath« — fing sie nach langem Schweigen leise wieder an. »Es waren ein paar Worte, die Sie mir einmal gesagt haben — und die ich nie vergessen konnte die vielen Jahre hindurch — —«

Vor vielen Jahren? Mir gerann das Blut.

»— — Sie nahmen Abschied von mir — ich weiß nicht mehr, weshalb und wieso, — ich war ja noch ein Kind — und Sie sagten so freundlich und doch so traurig:

»Es wird wohl nie die Zeit kommen, aber gedenken Sie meiner, wenn Sie je im Leben nicht aus noch ein wissen. Vielleicht gibt mir Gott der Herr, daß i ch es dann sein darf, der Ihnen hilft.« — Ich habe mich damals abgewendet und rasch meinen Ball in den Springbrunnen fallen lassen, damit Sie meine Tränen nicht sehen sollten. Und dann wollte ich Ihnen das rote Korallenherz schenken, daß ich an einem Seidenband um den Hals trug, aber ich schämte mich, weil das gar so lächerlich gewesen wäre.«

Erinnerung!

— Die Finger des Starrkrampfes tasteten nach meiner Kehle. Ein Schimmer wie aus einem vergessenen fernen Land der Sehnsucht trat vor mich — unvermittelt und schreckhaft: Ein kleines Mädchen in weißem Kleid und ringsum die dunkle Wiese eines Schloßparks — von alten Ulmen umsäumt. Deutlich sah ich es wieder vor mir. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich mußte mich verfärbt haben, ich merkte es an der Hast, mit der sie fortfuhr: »Ich weiß ja, daß Ihre Worte damals nur der Stimmung des Abschieds entsprangen, aber sie waren mir oft ein Trost und — und ich danke Ihnen dafür.«

Mit aller Kraft biß ich die Zähne zusammen und jagte den heulenden Schmerz, der mich zerfetzte, in die Brust zurück.

Ich verstand: Eine gnädige Hand war es gewesen, die die Riegel vor meiner Erinnerung zugeschoben hatte. Klar stand jetzt in meinem Bewußtsein geschrieben, was ein kurzer Schimmer aus alten Tagen herübergetragen: Eine Liebe, die für mein Herz zu stark gewesen, hatte für Jahre mein Denken zernagt und die Nacht des Irrsinns war damals der Balsam für meinen wunden Geist geworden.

Allmählich senkte sich die Ruhe des Erstorbenseins über mich und kühlte die Tränen hinter meinen Augenlidern. Der Hall von Glocken zog ernst und stolz durch den Dom und ich konnte freudig lächelnd der in die Augen sehen, die gekommen war, Hilfe bei mir zu suchen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder hörte ich das dumpfe Fallen des Wagenschlags und das Trappen der Hufe. — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Durch nachtblauglitzernden Schnee ging ich hinab in die Stadt.

Die Laternen staunten mich an mit zwinkernden Augen und aus geschlichteten Bergen von Tannenbäumen raunte es von Flitter und silbernen Nüssen und vom kommenden Christfest.

Auf dem Rathausplatz an der Mariensäule murmelten bei Kerzenglanz die alten Bettelweiber mit den grauen Kopftüchern der Muttergottes ihren Rosenkranz.

Vor dem dunklen Eingang zur Judenstadt hockten die Buden des Weihnachtsmarktes. Mitten darin, mit rotem Tuch bespannt, leuchtete

grell, von schwelenden Fackeln beschienen, die offene Bühne eines Marionettentheaters.

Zwakhs Policcinell in Purpur und Violett, die Peitsche in der Hand und daran an der Schnur ein Totenschädel, ritt klappernd auf hölzernem Schimmel über die Bretter.

In Reihen fest aneinander gedrängt starrten die Kleinen — die Pelzmützen tief über die Ohren gezogen — mit offenem Munde hinauf und lauschten gebannt den Versen des toten Prager Dichters Oskar Wiener, die mein Freund Zwakh da drinnen im Kasten sprach:

»Ganz vorne schritt ein Hampelmann,
Der Kerl war mager wie ein Dichter
Und hatte bunte Lappen an
Und torkelte und schnitt Gesichter.« — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bog in die Gasse ein, die schwarz und winklig auf den Platz mündete. Dicht, Kopf an Kopf, stand lautlos eine Menschenmenge da in der Finsternis vor einem Anschlagszettel.

Ein Mann hatte ein Streichholz angezündet und ich konnte einige Zeilen bruchstückweise lesen. Mit dumpfen Sinnen nahm mein Bewußtsein ein paar Worte auf:

VERMISST!

1000 fl Belohnung

Älterer Herr . . . schwarz gekleidet . . .

. . . . Signalement:

. . . fleischiges glattrasiertes Gesicht . . .

. . . . Haarfarbe: weiß . . . .

. . . Polizeidirektion . . . Zimmer . . . . .

Wunschlos, teilnahmslos, ein lebender Leichnam, ging ich langsam hinein in die lichtlosen Häuserreihen.

Eine Handvoll winziger Sterne glitzerte auf dem schmalen, dunklen Himmelsweg über den Giebeln.

Friedvoll schweiften meine Gedanken zurück in den Dom, und die Ruhe meiner Seele wurde noch beseligender und tiefer, da drang vom Platz herüber, schneidend klar — als stünde sie dicht an meinem Ohr — die Stimme des Marionettenspielers durch die Winterluft:

»Wo ist das Herz aus rotem Stein?
Es hing an einem Seidenbande,
Und funkelte im Frührotschein« — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gustav Meyrink.

(Fortsetzung folgt.)

BERICHTIGUNG:

Das Gedicht »Aufwachen« im Heft 6 ist von Herrn Alfred, nicht Kurt Wolfenstein.

FESTSTELLUNGEN

Die Argonauten. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Ernst Blaß. Heidelberg, Richard Weißbach. — Wir erachten es als unsere schöne Pflicht, unsere Leser von dieser Zeitschrift in Kenntnis zu setzen, und wünschen den Argonauten gute Fahrt, die sie so glücklich begonnen haben, mit Orpheus als Geleitsmann und Lynkeus als Lotsen, dem Sänger und dem Späher. Es sprechen in diesem ersten Hefte außer dem Herausgeber (in herrlichen Gedichten und vortrefflichen Worten über Werfels »Wir sind«) A. Kronfeld, Leonard Nelson, Friedrich Burschell und Robert Musil. D. R.

Familie. Ein einfacher Mann las von Familientagen und wurde aufmerksam, daß es doch was schönes sei, so als Einzelner zu einer großen Familie zu gehören, die da alle Jahre einmal zusammenkäme, sich begucke und berate. Es ließ ihn nicht ruhen, und er forschte in dem Geäst und Verzweig seines Stammes und konstatierte erfreut eine stattliche Zahl — ich glaube es waren 74 — von Onkeln, Tanten, Vettern, Kusinen, Nichten usw. Und er hielt sich darin auf dem Laufenden, kümmerte sich — er hatte nichts zu tun und genoß in beschaulichem Alter seine guten Renten — um die 74, und hatte keine ruhige Stunde mehr. Eine weitläufige Familie ist bei den heutigen unruhigen Zeitläufen eine ununterbrochene Kette dramatischer Ereignisse meist nicht freudiger, sondern trauriger Art. Die Gesundheit unseres so kräftigen Mannes zerrüttete sich im Lauf eines Jahres beängstigend. Die Ärzte rieten ihm, dies und das aufzugeben. Er gab nichts auf — als seine Familie. Da erholte er sich rasch wieder. R. I. K.

Statistik. — Die Kriminalität nimmt mit der Kälte zu. Hat es 10 Grad unter Null, muß man die Sträflinge, die ihr Teil abgesessen haben, mit Gewalt aus den Gefängnissen bringen, in die sie sehr bald wieder einziehen, geärgert darüber, daß die Erlaubnis, in einem warmen Gefängnis zu weilen von dieser absurden Formalität abhängt, daß man was angestellt haben muß. Widerwillig stellen sie also was an. So wächst die Kriminalität mit der Kälte. — Eine andere Statistik: die Schweiz hat die meisten Selbstmörder. Ein frommes Land, ein gebirgiges Land, — deshalb die Selbstmorde? Tirol und die andern östlichen Alpenländer sind bergig und fromm, kommen aber selbstmörderisch erst an siebenter Stelle. Ist die Armut Ursache? Das sehr arme Irland liebt das Leben so sehr, daß es sich tötend an achter Stelle kommt. Der Reichtum? Preußen ist ein, man sagt, reiches Land, und kommt an zweiter Stelle. Da wäre ein Punkt. Aber England kommt an vierter und Armut gibt es eigentlich da nur in London. Immer noch bleibt die Schweiz unerklärt. Der Selbst-

mord hat wohl überhaupt keine sozial oder national oder religiös bestimmten Ursachen. Und was die Schweiz anlangt, so geht sie in der Selbstmordstatistik an der Spitze, weil — alle Engländer, die sich umbringen wollen, nach der Schweiz reisen. Ecco, sagt Herr Kerr. R. I. K.

Reik, Arthur Schnitzler als Psycholog. Bruns, Minden. — Dieses Buch psychoanalysiert Gestalten Schnitzlerscher Erfindung. Es nimmt ihre Seele heraus, setzt an ihre Stelle die der psychoanalytischen Theorie, konkludiert und siehe, zuweilen stimmen die Ergebnisse. Manche entlegenen Stellen der Werke erhalten dabei untereinander Verbindung, unterbücherliche Zusammenhänge tauchen auf. Oder doch die Möglichkeit solcher. Interessant ist das Buch.

Und ganz verblendet. Der Irrtum ist: Gestalten eines Dichters hätten eine kausal verständliche Seele. Sie haben aber nur eingeschobene und wieder abgebrochene Stücke davon, eine Benützung davon, oft nur den Schimmer. Das ganze Unterfangen geht darum von einer falschen Voraussetzung aus. Personen eines Dichtwerkes wie lebende Menschen behandeln, ist die Naivität des Affen, der in den Spiegel greift. Der Mensch im Buch ist nie bloß aus sich selbst zu verstehen, er ist nicht voll, sondern ausgestopft mit Absichten und Interessen des Dichters. Insgesamt (Psychologisches, Ethisches umschlossen) bilden sie das, was wir — wahrhaftig mit einem Noch-Fremdwort — das Ästhetische nennen. Es ist auffallend, wie unempfindlich Reik für sein Vorhandensein ist, wenn er sich eine Stelle zu erklären sucht.

Beweist durch diesen Irrtum Schnitzler nichts für die Psychoanalyse, so zeugt doch diese ein wenig wider ihn. Man erhält den beklemmenden Eindruck: Arthur Schnitzler sei kein ganz unwürdiges Objekt für sie. Dieser Wienerische Autor enthält, zieht man auch alle Entstellung ab, doch überraschend viel Sentimentalität. Spezies Beischlaf und Totenkopf, oder Liebesnacht und Duellmorgen oder Impostiertsein von verrucht komplizierten Bösewichten. Und ähnliche Dinge, die der — nicht wenig an die Manifestationen von spirits erinnernden — Banalität des Unbewußten entsprechen. Man fühlt es, wenn er melancholisch wird, wenn eine Welle von Stimmung heraufkommt, wenn er bedeutsam wird. Im — auch bei andren immer — trüben Schaffensgrund fühlt man es, wo das Werk nicht ganz über ihm zugewachsen ist. Auf diese Stellen legt Reik unerbittlich den lobenden Finger. Denn er zeigt uns tiefe (freilich vorpsychoanalytische) Ahnung eines großen Dichters.

Außer daß es Schnitzler in dieser Weise ein wenig kompromittiert, hat dieses Buch nichts an sich, was es aus der Fülle der psychoanalytischen Literatur aussondern sollte. Es ist nicht der erste Versuch, diese zur Klärung künstlerischer Fragen zu verwenden. Es ist auch kein Versuch, der sich durch besonders künstlerisches Gefühl von den übrigen auszeichnete. Er steht und fällt in seinem Wert mit ihnen. Ich halte alle Versuche für wertvoll, und die psychoanalytischen in ihren Ursprüngen für geistvoll. Sie gaben mehr oder doch anderes, als die gewöhnliche Psychologie gab und schienen auf viele Gebiete, wo dieser Wissenschaft Bedeutung zukommt (so gewiß auch auf die Ästhetik), neues Licht zu werfen. Aber diese Abzweigung der Psychologie verfällt immer mehr in Lächerlichkeit.

S. Freuds Grundgedanken sind gewiß eine geniale Intuition und es steckt in ihnen eine große Möglichkeit für die sonst sehr sterile Psychologie des Emotionalen. Aber sie ist bis heute nicht zur wissenschaftlichen Wahrheit geworden. Statt daß man nach dem ersten Finderglück und der ersten Absteckung des Umfangs zur methodischen Durcharbeitung geschritten wäre, — soweit bis man den Kriterien genügt, die heute in der Wissenschaft von dem, was gelten will, gefordert werden, — ergoß man sich in eine völlig extensive, expansive, imperialistische Ausnützung der neuen Idee. Die Psychoanalyse wurde zum Universalschlüssel. Man weiß heute noch nicht, ob die Freudschen Grundgedanken richtig sind oder Modifikationen bedürftig, und die Anwendungen überschwemmen schon alles. Vom Herzbuben der Tarockkarten bis zum Volkslied erklärt sich alles aus Verdrängung infantiler Sexualität, Sexualität, Bisexualität und einigen wenigen andren Voraussetzungen. Wissenschaftlich organisierte Ideenflucht hat ein kultivierter Psychologe dieses hemmungslose Sichverbreiten genannt. Solche Eignung einer Hypothese zum alles erklären ist wissenschaftlich prima vista verdächtig, daß sich die Tatsachen panikartig einer Hypothese fügen, beweist immer etwas gegen die Hypothese. Auch die Pythagoräer lasen mit freudiger Überraschung im Wesen der Zahlen von eins bis zehn das Wesen aller Dinge und hatten doch manchen Entschuldigungsgrund für sich, der heute fehlt. V. S.

Der Einzug des van der Goes. — Es ist pedantisch, die Leute zu schelten, daß sie für das neue Bild aus Spanien in das Kaiser Friedrich-Museum gehen und seit Jahren für andere Bilder dort keine Zeit gehabt haben. Das Neue ist die liebenswürdigste Verführung, es ist das Dauerndste an unserer Jugend, und der van der Goes ist neu, trotzdem es sich um was altes handelt.

Dieses Alte trifft sich freilich sonderbar mit unserer Moderne, ein kaltes Bild und ein ungläubiges, man bemerkt eine gewisse Taubheit gegen das Allergrößeste in dem, was dargestellt ist. Nun ist aber Ungläubigkeit in jener Zeit Krankheit gewesen und van der Goes starb irrsinnig: auch dies reizt die Leute zum Besuch: les nerveux se cherchent.

Für unsere labilen Sinne ist das Bild also besonders lebendig. Unter die vollkommenen Schwerpunktes sichere Physiognomik der Eycks etwa sind durchaus porträtische Gesichter geschoben, in denen sich zu der flämischen Deutlichkeit etwas von der tückischen Beobachtung der Desequilibrierten mischt. Nun ist die Bindung der Frömmigkeit immerhin noch stark genug, um nicht die bloße Banalität, die wahllose Treffsicherheit dieses umgekehrten van Gogh triumphieren zu lassen, aber es gibt da doch nur Leben, wie die Gegenwärtigen es im Malerischen verstehen und zwar im besten Fall unerbittliche und durchkonstruierte Zufälligkeit. Aber in den geschweiften Ohrfeigengesichtern der Statisten durch die Fenster, in der querulanten Langweile des Kindes besteht dieser eigenwillige und eigentumslose Maler auf seiner schlimmen Anwartschaft.

Die bloße Malerei dieses Bildes ist höchster Bewunderung wert, wenn auch das Bild nicht ebenso hoher Sympathie. Selbst seine einseitigsten Bewunderer können unendlich von ihm lernen. Doch ist seltsam, daß die Hand des stehenden Königs dermaßen auf Wirklichkeitstäuschung gemalt ist, daß sie über die Bildebene

hinausfällt, also plötzlich vor jedem andern Gegenstand auf den Beschauer zu gesehen wird.

Jedermann kennt die Glückwünsche, die sich die Acquisiteure des Bildes erworben haben, ob dieses Bild gleichermaßen zu beglückwünschen sei, in dieser Stadt zu leben, das ist problematisch. Denn für die Zeit der ersten Sensation ist es peinlicherweise in den Raum des Genter Altares so gestellt worden, daß es die Seitenflügel dieses Schatzes fast verdeckt, auf diesen Seitenflügeln befinden sich Engel, die so wahrhaft vom Himmel auf diese Erde hinabgestiegen sind, wie sie von dieser Erde einmal hinaufschwebten. Aber diese brüskierten Bilder sind seit langem im Museum und lassen sich nicht noch einmal kaufen, sie sind zwar länger dort als irgendeiner der dort Angestellten, doch fehlt ihnen die Gabe beiderseits ersprießlicher Kooperation, durch welche sie sich von diesen angestellten Herren die richtige Schätzung erwürben. Aber wenn es für diese preußisch gewordenen Bilder im Museum eine Ehre ist, so bedeutende Historiker zu Direktoren zu haben, so ist es auch umgekehrt eine Ehre für diese Beamten, solche Bilder in ihren sinnlos gebauten Kammern zu haben, von denen die erste gleich mit einer toten Wand anfängt. Diese Ehre haben die betreffenden Herren augenscheinlich nicht empfunden, dafür waren sie jedenfalls nicht empfindlich, als sie die Eycks durch die Vorstellung des van der Goes verstümmelten: das fällt auf sie zurück, denn die Integrität eines schönen Bildes berührt das alles nichts. Für ein schönes Bild ist der korrespondierende Verwalter ein Kompositum von Bader (für den Firnis) und Zeremonienmeister (für Platz und Illumination), und weiter gar nichts, ein Kunsthistoriker montiert sich erst in den Zusammenhängen zwischen Bildern, und wie wenig schert das gerade ein Bild! Es kann freilich niemanden entlassen, es hängt an seiner verfinsterten Wand, während der Obskurant herumläuft. Aber dafür hat es die Aussicht, ihn zu überdauern, und diese Aussicht ist sicher wie der Tod.

Jedoch die Lebenden können nicht ebenso resigniert sein, es ist für sie alle unangenehm, daß man wegen Kunsthistorie, oder um den Wert des Ankaufs über alle Frage zu stellen, eine bis auf die Knochen symptomatische Rücksichtslosigkeit begeht. Diese Wissenschaft der Parallelen, die sich im Endlichen schneiden, hat sich hier wirklich ihr besonderes Symbol bereitet, indem sie zwei unvergleichlich schöne Bilder zu einander längs und mit dem Rücken auf dreiviertel Meter Abstand gestellt hat, — tröstlich nur, daß auch ein Bild seinen Rücken hat! R. G.

Hugo von Hofmannsthal, Die Wege und die Begegnungen. Erster Druck der Bremer Presse. — Mit diesem Stück Prosa in Nachtblau und Gold tritt die mit Spannung erwartete Bremer Presse zum erstenmal in die Erscheinung. Es handelt sich hier um anderes und um mehr als einen Verlag, um mehr auch als um das Buchgewerbe in Luxusdrucken. Die Bremer durchstöbern nicht die Druckoffizinen nach seltenen schönen Schriften, sondern sie schaffen sich ihr eigenes Letternmaterial, hier eine ganz admirable Antiqua mit holzgeschnittenen Initialen, Kopf- und Schlußstücken, nicht dem besten Binder auf dem Markte wird die Bindung übergeben, sondern es wird in der Werkstätte der Presse selber diese Arbeit besorgt mit ebenso großem handwerklichem Können als mit bestem Geschmack. Der leitende Gedanke

der Bremer Presse ist nicht, irgendwelche Bücher sehr gut herzustellen, hier dirigieren nicht kunstgewerbliche Absichten, sondern sie dienen einer Idee: diese ist bestimmend und so wurde auch alles Technische vollendet. Köstliche Arbeit wird hier nicht an ein Beliebiges oder Zufälliges verschwendet, sondern an in bestimmtem Geist Gewähltes, ein bedeutendes Programm ist aufgestellt und wird in diesen Drucken zur Erfüllung kommen, deren technische Vollendung als ein äußeres Zeichen sichtbar machen soll, was sich hier vollzieht: der Druck von des Tacitus Germania mit Borchardts Übersetzung mag zur Orientierung mehr noch und deutlicher dienen als diese kostbare kleine Prosa Hofmannsthals, welche des Dichters bekannte Art und Weise wiederholt: von Träumen schwere Luft um einen Gedanken spielend, der noch alle geburthafte Weiche hat und zur begrifflichen Deutlichkeit sich vielleicht nie verhärten kann. Wofür keiner wie Hofmannsthal den Ausdruck hat. Dem Schwebenden alle Schwere zu lassen und dem Enteilenden doch währende Gegenwart. Ganz subjektiv zu sein und doch den Dingen, den ungeänderten Wirklichkeiten ganz verhaftet. Wie gesagt: Borchardts Tacitus wird das Wollen der Bremer Presse deutlicher hinstellen vor die Wenigen, nicht jene, welche gutgedruckte seltene Bücher sammeln, sondern die, denen die Wiedergeburt des deutschen Geistes starke Not ist. B.

E. W. Bredt, Häßliche Kunst? Mit 50 Tafeln in Lichtdruck, C. Kuhn Verlag, München. — In der Einleitung gibt der Herausgeber als den kunstpädagogischen Zweck seiner ausgewählten Bildwerke an, jenen, die vom »Häßlichen« der neuen Kunst ablehnend sprechen, zu zeigen, daß dieses »Häßliche« auch in der ganz konventionell verehrten alten Kunst vorhanden sei. Also eine Aufgabe aus der Gegend des Kunstwartes: Belehrung des Spießbürgers über Dinge, die mit der Belehrung am allerletzten beizubringen sind. Zusammen damit geht dann selbstverständlich die Verflachung nicht nur, sondern auch die Fälschung des Problemes, das hier, in den Künsten, gar nicht beim rein Gegenständlichen liegt. Wäre das Gegenständliche in der Kunst auch nur im geringsten bestimmend, dann wäre ja auch das landläufige Urteil der Ahnungslosen, das um »Schön« und »Häßlich« geht, vollauf berechtigt, denn es gibt schöne und häßliche Gegenstände. Um seiner Aufgabe einen Sinn zu geben, muß der Verfasser geistige Proleten wie Rosenberg und ähnliche »Kunstkritiker« ernst nehmen, was man sonst wohl nicht tut. Die Gattung dieser Schreiber ist in einem ganz andern Kapitel abzuhandeln als in einem, das mit der Kunst zu tun hat. Das was der Banause für Kunst und Kunsturteil hält, muß ihm unbenommen bleiben. Kunstschaffen nicht nur, sondern auch Kunstaufnehmen ist keine allgemeine, erlernbare Fähigkeit. Man muß sich über das Verunglückte und Überflüssige des Textes mit den gut reproduzierten Bildern trösten, die, wenn auch nichts neues, so einiges altes bringen, das man gern immer wieder sieht, wozu wir aber nicht Klinger und nicht Dietz und nicht Böcklin rechnen, die da neben Rembrandt, Gaugin und Signac aufmarschieren. Woraus man sieht, daß der Verfasser, mehr Publikum als Künstler, mehr über das Publikum gedacht hat als über die Kunst. Was uns für einen Kunstkritiker nicht der rechte Weg scheint. B.

Der Dom in Gefahr. — Geistige Güter haben einen recht unmerklichen Tod

bei ihrer Beerdigung erst gibt es die argen Katastrophen, aber als Anzeigen nur Kleinigkeiten, Symptome, und Symptome sind die Feigheiten unter den Wahrheiten. Es gehört etwas Mut dazu, solche Wahrheiten zu sagen, während die Tatsachen noch zu schwach sind, sie zu tragen.

Die Berliner Feuerwehr wurde am 12. Februar dem Kaiser vorgestellt, zuerst in Parade, dann bei der Arbeit. Zu diesem zweiten Teil diente das nächstliegende und ungeeignetste Objekt in Berlin, der Dom von Berlin. »Die Feuerwehrleute stürmten in das Innere«, von außen wurde ein passender »bedrohter« Turm reichlich begossen und bestiegen, dann Halt gepfiffen, und die Kirche spielte bei den folgenden Demonstrationen nicht mehr mit.

Nun ist wahr, der Protestantismus hat keinen Übergang vom Diesseits zum Jenseits/ seine Leitern reichen nicht in einem Stück zu Gott, und der Begriff der Heiligen ist also ziemlich beliebig. Aber obgleich dieser Glaube etwas vom Skelett hat, so besitzt er doch eine Epidermis und diese zarte Hülle müßte empfindlich sein, sonst wäre die ganze Sache im Kern tot. Es gibt auch sehr viele Leute noch, wenn auch bürgerlich und langweilig, die in der Kirche das Gotteshaus sehen und mit Bedeutung ihren Hut abnehmen und sich still verhalten, wenn sie dort sind. Es gibt sogar Leute, die nicht eigentlich gläubig sind, aber deren Pietät sich in den hergebrachten Formen bewegt, und das gehört sich so.

Und gerade dieses Gotteshaus, weil es dem Schloß gegenüberliegt, wird zum Voltigierbock für Feuerleute benutzt und zur Demonstration, wie geschickt sie Wasserstrahlen aussenden/ dabei denkt man sich nichts, man kommt nicht »auf den Gedanken«, aber das beweist, daß man nichts fühlt und in einer anderen Luft lebt als die Dinge vertragen, die so verehrt sein sollen. Man ist nicht in Sympathie mit den Leuten, deren Achtung und Respekt den Thron schützen und man harmoniert unwissentlich mit denen, die ihrerseits alles tun, und dafür verworfen werden, daß sie die Kirche profanieren.

Die frommen Blätter und die Pastoren schweigen alle über diese Affäre, und es ist möglich, daß die Steine dieser undeutschesten Kirche nicht zu reden vermögen/ wenn man ihnen aber die schon lahme Zunge ausreißt, darf man nicht jammern, wenn der rote Saft nachstürzt. R. G.

Stefan George, Der Stern des Bundes. Georg Bondi, Berlin. — Man weiß ja: der Kreis um George nahm nicht das Sublime seines Gedichtes auf, sondern seine naiv-blöde Überhebung, daß er die wahre Welt auf seinen Schultern trage, Heiland und Atlas in Einem, und daß sein Name heilige. Die ganz unfruchtbaren Jünglinge ließen sich mit Schauern heiligen, es entstand der »Kreis«, es verödeten die Blätter für die Kunst, und die »Jahrbücher für die geistige Bewegung« verkündeten, die Gründung des Reiches läge ganz und allein in ihrer Hand. Die Wasser, welche die abgestorbene Welt verdeckt und verschlungen hatten, liefen ab, und aus der Arche des Jahrbuches stiegen die »Geistganzen« und redeten. Nun ist auch mit diesem letzten Buche George selber zu ihnen getreten, ist »Kreis« geworden. Der Feind ist zu Boden gerungen, die »gute« Sache hat gesiegt/ man zelebriert nicht mehr für den Kreis, sondern für jedermann, der 3 Mark Eintritt zahlt.

Der Tempel ist nach außen gestülpt, was sich, da er papieren war, leicht machen ließ. Man brennt denselben Weihrauch, man hat die gleiche Geste, dasselbe Wort: mit Betonung wird gezeigt, daß man gewonnen hat, oder »reussiert« hat. Oder man tut so, was ja auf dasselbe herauskommt in einer Zeit, wo der Kredit wichtig und entscheidend ist. Es ist nicht ganz deutlich, wer oder was der Stern des Bundes ist: man hat die Wahl zwischen einem Knaben, Maximin der Zweite vielleicht, oder — es ist widerlich dies sagen zu müssen — Gott. In einem andern Buche aus dem »Kreis« steht der Satz über George: »Es ist kein Zufall, daß er aus dem Schoß der Kirche kam.« Wir notieren diese vorsichtig nachbauende Schwenkung ins Neueste, Allerneueste nur. Pfäffisches war hier immer schon genug. Noch zu diesem neuen Buche zu sagen: es gießt noch einmal das Mißlungene, Matte im Siebenten Ring auf, hat Steigerungen zum Gedichte dort, wo das Liebeserlebnis mit jenem Knaben zu stärkerer Bildhaftigkeit drängt, und ist im Ganzen überlagert von den Schwaden Weihrauchs der Gottanbeter: George ist sich nun selber Mythus geworden. Alle Treuges und Heislers und Wolfskehls dichten in ihn hinein, aus ihm heraus: gerade daß er noch die Wortfüge gibt, erkennbar auch sie schon mehr aus ihm lieben Worten, die weder schön noch deutsch sind noch im Sinn der Sprache richtig gebildet. Und Gott, dies letzte Aufgebot dieses nicht einmal mehr in seiner Würde sicheren Mannes, sei ihm verboten. Der Seinen Namen so nennt wie George in diesem Buche, der betet nicht in seiner Stille, sondern macht vor Zuschauern einen theatralischen Kniefall. O. S.

Olaf Gulbransson, Fünfzig unveröffentlichte Zeichnungen. Herausgegeben von Alfred Mayer. München bei G. Müller. – Irgendwelche Fakten durch irgendeine Verwandtschaft untereinander zu koordinieren, das gibt oft einem ganz Irrealen das Aussehen eines Wirklichen. Irgendeine Zeichnung mit lauter Richtigkeiten, die auf den Eindruck des »Lebens« zielen, das ist nur eine ganz grobe Versammlung von Faktizitäten, die gar nichts miteinander gemein haben. Denn, die Realität ist ein ganz isoliertes und autonomes Faktum und besteht aus sich selber. Die Realität ist die Individualisation konfuser Fakten, ist ihre Verdichtung, der Punkt ist das realste Faktum und Ausgang der Linie. Setzt der Zeichner seine Linie aus Analogie oder aus Sentimentalität, so mißversteht er seine Kunst, so wie ein Mathematiker seine Wissenschaft nicht verstünde, der in ein Kalkül seine persönliche Abstammung oder seine Anschauung über das Frauenstimmrecht hineinbrächte. Das Wunder Rembrandtscher Zeichnung, das Delacroix begriff, ist ihre Illogizität, ist ihre Linie, die das reale Summum gibt, die Quintessenz der Fakten, ihr Dogma gewissermaßen. Die Kubisten dürfen sich auf diesen Satz nicht berufen, der ja nur eine intuitive Erkenntnis beschreibt, welche allein die künstlerische ist. Der Künstler, der sein Werk durch eine Rechnung zu gewinnen meint, verrechnet sich. So macht man Sessel, aber keine Bildwerke. Die Gesetzmäßigkeit, die wir nachher in einem Bildwerk finden, kam aus der Tatsache des Werkes, nicht ging sie ihr voran. Die Zeitung, in der Gulbransson sein Werk veröffentlicht, orientiert über ihn gar nicht, nicht einmal sentimentalisch, er ist nicht, was man einen Karikaturisten nennt, weder ist er das im Gefühl, das sich mit einem invertierten Pathos äußerte, noch in der Zeichnung,

die sich gar nicht in dem billigen Spaß der Übertreibungen ausgibt. Er fixiert das Flüchtige jeder Erscheinung in der Linie, die das intensivste Leben der Erscheinung mitteilt oder ausdrückt oder entscheidet. Er tut das so sicher und mit solcher spielenden Leichtigkeit wie keiner unter den heute Zeichnenden und drückt mehr aus als hundert malende Expressionisten. Er verzichtet auf keine Farbe, aber er kocht sie ein, bringt sie auf ihren Extrakt, er macht es sich schwerer damit, denn die Farbe kann mit ihrer Sinnfälligkeit berauschend überrumpeln. Er verzichtet auf jedes Modélé, aber er preßt das Plastische an die Peripherie, wo es Linie wird, und macht es sich schwerer damit, denn man kann um die Zeichnung nicht herumgehn wie um die Plastik. Er zeigt das Hinten mit, wenn er das Vorne zeichnet. Er bringt das immer etwas Kindliche, das Malerei und Plastik haben, in eine hohe Spiritualität, die ganz entmaterialisiert ist, von Malfarbe, Leinewand, Ton, Stein befreit. Hier braucht der Geist nicht mehr Materialien, um sich mitzuteilen, er drückt sich in sich selber aus, ohne ein stoffliches Medium und ohne das Verführerische, das die stofflichen Medien der Bildkünste schon für sich selber haben, — o die schöne blaue Farbe, o der schöne schwarze Stein! — Hier ist ein Buch über G. mit einem guten kurzen Text und vielen Blättern, die man nicht kannte. B.

Der Blick. Eine Kunstzeitschrift. – Es ist höchste Zeit, daß in der babylonischen Verwirrung heutigen Kunstschaffens und Kunstsehens eine reinliche Ordnung geschaffen wird. Daß hier wie in allen anderen Dingen Ordnung sein muß, daran wollen wir auch unter den widerlichsten Umständen festhalten. Ordnung heißt nicht Reaktion, heißt auch nicht Anpassung. Aber irgendwie Krach machen heißt auch nicht revolutionieren. Achte Barthaare an Ölbildern definieren nicht nur keine neue Kunst — wenn neu in der Kunst überhaupt einen Sinn hat — sondern steigern nur die Chancen aller jener handgefertigter Scheußlichkeiten, welche, von der »Scholle« etwa hergestellt oder von Stuck, die sonst gute Stube des Bürgers verunzieren. Der Unsinn der einen treibt den unsicheren Kunstfreund mit Anführungszeichen in den Stumpfsinn der andern. — Kritiker und Kunstzeitschriften wittern etwas. Nicht nur die Händler. Die erstern merken, daß sie nicht mehr auf der Höhe ihrer Höhe sind. Also üben sie eine kleine Schwenkung nach links ein, aber ihr von Haus aus gebrechlicher Organismus kann die Bewegung nicht mehr vertragen, sie werden zu sitzen kommen zwischen dem von ihnen gewärmten Stuhl und dem andern, den wir ihnen wegziehen, um uns darauf zu setzen. — Die Kritiker denken in das Bild hinein und so immer daneben. Sie haben ein »Kriterium«, was immer sagt, daß man außerhalb der Sache steht. Und nicht in ihr. Sie treiben mit Bildern Mißbrauch, indem sie sie auf beiläufiges, ganz ungegründetes Theoretisieren beziehen, zu dem ihnen die Ästhetik nicht Recht gibt, weil sie keine haben. Oder sie konstruieren die Welt der Bildwerke vom Werke eines Malers aus, das sie zum Gesetze machen. Oder sie haben »Stimmungen« wie der Oskar Bie. Oder sie bestreiten ihren kritischen Aufwand vom Mißtrauen, indem sie so tun als wüßten sie schon das Wahre, aber es hätte in dieser verworfenen Zeit keinen Wert, es zu sagen. — Wir wollen alles das nicht. Wir wollen uns nicht um die Kunst kümmern als Draußenstehende, sondern von ihrem Erlebnis als von einer selbstverständlichen

Tatsache ausgehen. Wenn irgendwas auf der Welt, so hat die Kunst die größte Realität. Wir werden sehr subjektiv sein, gar nicht vorsichtig. Wir haben keine diplomatische, sondern eine menschheitliche Aufgabe. Und die Kunsthändler sollen uns schon ganz wurst sein. — — — So lautet ein Prospekt, den man uns schickt. Erscheint dieser »Blick« nicht, dann sind wir jedenfalls um keine Enttäuschung reicher.

Für die Redaktion verantwortlich:
Erik-Ernst Schwabach — Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, Kreuzstraße 3b.
Für Österreich-Ungarn verantwortlich: *Hugo Heller,* Wien I, Bauernmarkt 3.
Gedruckt in der Offizin von *Poeschel & Trepte* in Leipzig.
Papier von *Edm. Obst* in Leipzig.
Alle die Weißen Blätter betreffenden Zusendungen sind zu richten an die Redaktion der Weißen Blätter, Charlottenburg, Sybelstraße 22.



FESTSTELLUNGEN

Otto Brahm, Kritische Schriften über Drama und Theater. Berlin, S. Fischer Verlag. — Neben Hermann Bahrs Aufsätzen wird diese Sammlung der Brahmschen Schriften das wichtigste Dokument für die Geschichte dessen sein, was man die moderne Literatur nennt, einer Periode, die abgeschlossen hinter uns liegt, in ihren Strebungen und Zielen überschaubar und bestimmbar. Ja mehr als Bahr, der als Mitschaffender mehr noch Partei ist, wird die kritische Tätigkeit Brahms (auch er Partei, doch nicht dichterisch mitbestimmte) diese Zeit deutlich machen in der Stärke und in der Schwäche ihrer Positionen. Es stellt ein hohes Zeugnis für Brahms ethischen Willen sowohl als für seinen gut ausgebildeten Geist aus, daß, was nie als ein Buch beabsichtigt war, was immer nur für den Tag geschrieben wurde und des Vergänglichen im Objekte genug enthält, sich doch zu der starken Einheit und inneren Einheitlichkeit eines Buches mit Anfang und Ende zusammenschloß, was nicht nur als ein Verdienst des geschmackvoll edierenden Schlenther anzusprechen, sondern eben Ausdruck Brahmschen Wesens ist. Er hatte seine Grenzen: dies ist kein Vorwurf, denn keiner kann über sich selbst wegspringen. Er füllte seine Grenzen aus: dies ist höchstes Lob, denn es verlangt dies Hingabe und Arbeit eines ganzen Lebens. Es ist doch sehr viel, daß man imstande ist ein Buch, das von Theaterstücken und Schauspielern und allerlei sonstigen Futilitäten handelt, mit aller Teilnahme, ja mit Vergnügen am Schreiben des Verfassers zu Ende zu lesen ohne zu ermüden. Brahm schrieb ein gutes, sachliches Deutsch, das nie flunkerte, seinen Charakter ganz von der Ergriffenheit und Beherrschung des Stoffes bekam, und das belebt wird von einer gar nicht preziös tuenden Grazie und einer nie aufdringlich werdenden Ironie Sein Wissen sagt er wie ein Weltmann, ohne den je mit der Geste besonders auszuzeichnen, und die Affekte seines Fühlens lassen ihn auch in stärkster Begeisterung nie lyrisch stammeln, denn er hat einen sauberen, an sich haltenden Geist, der sich in der Limitierung beherrscht. Und er ist nie witzig um witzig zu sein. Er will gar nicht Aufsehen machen. Er ist immer angezogen wie jedermann und wie es Brauch und Situation verlangen. Ich will nicht fragen, ob sich das Brahmsche Wesen so fein und wohltuend etwa nur deshalb vorstellt, weil es sich von dem aufgeregten Hintergrund heutigen Schreibens über das Theater stark abhebt, denn solche Frage wäre Frage nach dem Menschlichen und indiskret. F. B.

Erster deutscher Herbstsalon. — Von den 300 Nummern des Katalogs hätte ich an die 200 gern entbehrt und statt deren mit Vergnügen die besten der neueren Bilder von Meidner, Pechstein, Oppenheimer, Häckel und einigen andern gesehen.

Denn die Kubisten interessieren mich nicht. Ich kann mir nichts melancholischeres denken, als was ich einmal bei Feldmann in Cöln sah: die Ausstellung eines lebendigen Künstlers, Picassos, drei Zimmer voll schöner, schöner Bilder und dahinter ein viertes, mit den letzten kubistischen Arbeiten gewürfelt, düster wie eine mit lehmfarbenem Mosaik ausgeschlagene Grabkammer, Picassos letzte »Periode«! Ich sah mich um, ob nicht der Künstler in einer Ecke am Strick baumelte. Mich fror. — Neugierig, wie ich bin, habe ich eine Anzahl kubistischer Traktate mit Fleiß gelesen. Einige sind, stellenweise, hübsch geschrieben. Und wenn man sie gelesen hat, braucht man sich keine kubistischen Bilder mehr anzusehen. Man nickt und geht mit Respekt vor soviel anständiger Verbohrtheit weiter. Im Herbstsalon hing ein kubistisches Bild mit einem rosa Kokottenbriefchen, das so recht in die algebraische Umgebung hineingepatzt war. Da blieb man denn wieder stehen und freute sich: Wie hübsch doch so ein hundsgemeines Rosa sein kann. Eine frisch eingetroffene Ladung Tschechen wies ebenfalls solche Farbenve'leitäten auf. Man freute sich — und marschierte entschlossen vor die Farben, die Farben Kandinskys. Eine brennende Aprikosenblüte, von der wir, mit unsern Europäernerven, vielleicht von den kleinen, zarten Japanholzschnitten geträumt haben: etwas wie die große, glühende Apotheose eines Utamaro. Es ist das Liebenswürdigste von den Kompositionen, die dort einen einzigen brennenden Dornbusch bilden. Aber die andern sind wahrscheinlich stärker. Kandinsky ist nun auf seiner Suche soweit vorgedrungen, daß seine Malerei nur noch eine Musik in Farben scheint... Vor bald hundert Jahren haben die Romantiker begonnen, davon zu sprechen. Kandinsky hat es als erster erreicht: Alles Gegenständliche ist aufgegeben, man erkennt von irgend welchen »Vorlagen« nicht mehr, als etwa in einem Stück absoluter Musik an Nachahmungen (Vogelruf, Geräusch) auftaucht. Aber bitte: vor Nachahmungen dieses genialen Einzelfalls sei flehentlich gewarnt...

Die andre Säule des Herbstsalons: Franz Marc. Der Salon hätte das eine oder andre seiner älteren Bilder zeigen sollen. Es ist immer reizvoll, nicht nur Bilder, sondern auch ein Stück Entwicklung zu sehen. Der Weg Franz Marcs ging vom Dekorativen ins Seelische. Er begann damit, daß er Tiere malte, wie eben ein Maler Tiere malt. Jetzt erzählt er von ihnen. Mit franziskanischer Liebe. Wie die heilige Katrei vor Meister Ekehart ausrief: »Herr, ich bin Gott geworden!« so könnte man von Franz Marc sagen, er sei Tier geworden... »Was,« ruft Fitzebutze, der Räsonneur der jüngsten Malerei ergriffen aus, »was heißt das! was hat das mit Malerei zu tun?« — Es gibt Künstler, bei denen das Handwerk gar keine Rolle mehr spielt. Nicht, als ob sie es verleugneten. Aber ihre Inbrunst ist so groß, daß die ergriffene Seele das sonst so lüsterne Auge betört und das Gesicht dem Gefühl hörig macht. Die Bilder von Franz Marc: Wälder voll ausschreitenden Liebreizes und schlank gewachsener, nein, noch im Wachstum sich streckender Kraft, seine Tiere noch ganz in die Schöpfung versponnen, — saftig, leuchtend, stark. Und ich finde diese Inbrust eines Intellektuellen ergreifender, als etwa die rührende Ungeschicklichkeit des Zöllners Rousseau — den sie schlucken mit Haut und Haaren: verständnisvoll. R. S.

Frank Wedekind, Gesammelte Werke. Sechs Bände. München, G. Müller. Der sechste Band enthält Wedekinds letztgeschriebenes Werk, die Simson-Tragödie — von ihr aus muß, wer immer über dieses Dichters Schaffen urteilte, den Weg zurückgehen und ihn noch einmal und wieder erleben. Führt er auch immer noch über Gipfel nicht nur, sondern auch über Niederungen: W. steht durch diese Tragödie dieses höchste erreichte Ziel, in einem andern und bedeutungsvollen Licht. Wer diese Tragödie schreiben konnte, dem bedeutete das Dichten nie die gelegentliche Übung eines schönen Talentes, dem war es von tiefsten Sinn bewegter Wille auch, mehr einem Volke sein zu müssen, als ein irgendwelcher Schönmacher. Dieser Mann hat mit ganz andern Dingen noch gerungen als mit, sagen wir, seinen „Stoffen", der trug noch andere Lasten als die angenehme Bürde des Talentes; der hat, nicht vom künstlerischen Asthma gequält, das Leben ganz anders bei den Hörnern genommen als die sog. Naturalisten das, was sie als das Leben vermeinten. Wedekind ist der größte Dichter dieser Zeit, weil er auch ihr leidendster Mensch ist, der sich dichterisch äußerte. Keine Zeit verträgt ihre Großen: aber manchmal anerkennt sie sie negativ: die unsere hätte Wedekind gar zu gerne verhungern lassen. Um dem zu wehren sang er seine Lieder zur Guitarre auf dem Podium. Da sagte man schnell: ein Clown, ein Variété! und wollte sich ihn so vom Halse schaffen, da er schon nicht materiell auszuhungern war. Also erklärte man, sein Geld sei falsch. Aber er hat den Sieg behalten. Damit, daß er nichts sonst tat, als immer stärker der zu werden, der er war. Er wurde nicht billiger, im Gegenteil! Aus dieser ethischen Härte sprang der Simson, eine Tragödie, wie sie die Deutschen seit Kleist nicht besaßen. Mit welchem Namen nur ein Zeitpunkt fixiert sein soll, kein Vergleich, bei dem Simson über den Homburg sowohl wie über den Guiskard den Sieg gewänne. Den Einwurf Hebbel meint man doch wohl nicht ernsthaft. — Auf den ersten Seiten dieser Zeitschrift war gesagt worden, die moderne Literatur hätte uns nur Bücher gegeben, aber kein Werk — dieses Urteil ist in einem Falle, aber nur in dem einen, als unzutreffend zu bezeichnen: Wedekinds Schaffen gab ein Werk. Hat es die Risse und Schründe seines Urhebers, so seien wir beglückt davon, daß sich hier nie einer verstellte und anders tat als er war. Daß er noch unter einem andern Schicksal steht als dem des Dichters, das legt ihn uns besser ans Herz, verbindet ihn stärker mit dem Menschheitlichen noch. Übrigens: auf keinerlei Gruppierungen oder Einzelschulen der sogenannten „Moderne" fällt auch nur die Spur eines Verdienstes um diesen Dichter Frank Wedekind. Die „Moderne" kann sich ihn mit nichts zuschreiben. Er ist Einer ganz für sich immer gewesen, hat bei keinem ästhetischen Programm Schulden gemacht. Warum erkennt es kein Theaterdirektor als seine größte Pflicht (die vielleicht auch sein bestes Geschäft ist), Wedekinds Werk zu spielen, nicht dieses oder das, sondern jedes? Nicht nur die deutsche Schaubühne würde dabei gewinnen. F. B.

Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. In deutschen Versen von Paul von Winterfeld. C. H. Beck, München. Der umfangreiche Band ist aus dem Nachlasse W.s von Hermann Reich, dem Verfasser des gedankentiefen Mimus-Werkes, herausgegeben und eingeleitet. W. war ein etwas genialischer Mann mit einem Stoffwissen

auf seinem Gebiete der mittellateinischen Philologie wie es in gleichem Umfang, und, man kann das bei ihm wirklich sagen, in gleicher Tiefe Wenige besitzen. Nicht ganz zù seinem Glücke übte er auch ein kleines versifikatorisches Talent, dessen Zeugnisse als Lyrik anzusprechen, nicht anginge. Einer von jenen Dilettanten war er, die Gefühle haben und gar keine Anschauung, keine innere Figur. Dieser dichternde Zustand, diese leichte Banalität des nichts als Gefühligen, das schon Wunder was auszudrücken meint, wenn es Seelenschmerz sagt, kommt auch in diesen Übertragungen überall dort zum Vorschein, wo die unbedeutende Vorlage solches Dichten unterstützt, verschwindet aber zum Glück in den starken Stücken, wie dem Waltharius, dem Notker, ganz. W., ein feinorganisierter Mensch, merkte wohl hier die Distanz und zog nicht in den engen Kreis seines Vermögens was nicht hineingehörte. Sicher ist auch dieses freundliche Resultat nicht an solchen sprachschöpferischen Phänomenen wie etwa Rudolf Borchardt zu messen, auch nicht an geringeren als Borchardt, wie Vesper, aber es ist auch keineswegs in die Gegend zu stellen, wo sich Fuldas Meier Helmbrecht aufhält. Im Ganzen eine respektable Arbeit, die kaum ein anderer unternehmen wird und die immerhin ein Bild von der Art der Dichtung gibt, die, schon deutsch im innern Wesen sich lateinisch ausdrückt, in welchem Umstande schon das Urteil liegt, daß das wahrhaft Große zu schaffen ihr nicht beschieden sein konnte. Denn diese Dichter übersetzten sich selber, gaben ihr eigenes dichterisches Element auf. B.

Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit. Von Theodor Haecker. München, J. F. Schreiber. Von der Bedeutung Kierkegaards wisse die heutige Zeit nichts, was nichts gegen die Wirkung und Bedeutung ausmache, doch aber bliebe es die Aufgabe des philosophischen Menschen und sein Stolz und sein Glück, ein lebendiges Sein in ein lebendiges Wissen zu heben und dort zu sichern. Das unternimmt der Verfasser in seiner oft bis zum Schimpfen temperamentvollen Schrift, die nicht nur zeigt, daß er mit Nutzen Schelers Collegien gehört hat und auch sonst eine vortreffliche Erudition besitzt — ohne Spur gelehrter Pedanterie —, sondern auch hellen Sinn für Leben und Zeitdinge und stolzen Mut zu Urteilen, deren Gründe oft tiefer liegen als im bloß Intellektuellen. Vortrefflich ist alles g e g e n den Monismus, Mauthner, Naumann, ästhetisierende Kunstüberschätzung, Systemethiker, vortrefflich alles f ü r Bergson, Strindberg, Dostojewsky, Kraus Gesagte: zu all dem kann man nicht anderer Meinung sein als der Verfasser. Wohl aber im Hauptthema. K. hat nicht nur das vollständigste Buch über sich selbst in allen seinen Büchern geschrieben, das alle Bücher anderer überflüssig macht, sondern er hat überhaupt nichts anderes geschrieben als sich selber, er ist das einzige Thema seiner Bücher, alle Wege, die er geht, sind freiwillige Umwege zu sich selber, er kommt immer zu sich selber zurück: kommt nicht zu Gott, schleppt Gott in seine Höhle, er war Sokrates noch einmal und ein Dialektiker von solcher Inbrunst, daß es ihm sogar den religiösen Charakter geben konnte, ihm, der nur im Sinne des protestantischen Paradoxes religiös war, dessen genialer Zu-Ende-Denker er war und dessen definitiver Erlediger. Womit die große Bedeutung Kierkegaards keineswegs historifiziert werden soll! Was übrigens auch damit geschähe, wenn in Erfüllung ginge, was der

Verfasser wünscht: daß ihn die Philosophen berücksichtigen mögen. Ich vermisse meinerseits K. gerne in den Systemen der berufsmäßigen Lehrkanzler, bei den wenigen heutigen Denkern ist er sicher existent, und für mich muß ich zum Verfasser bemerken, daß ich vor 23 Jahren — ich war ein junger Student — zum erstenmal Entweder-Oder las (der Titel des Buches zog mich in den Laden, in dessen Fenster das Buch lag) und daß mir seitdem zum immer stärker drängenden Erlebnis die Existenz dieses aufregenden Ingenium wurde, wenn es mir auch nicht gelang, dieses Erlebnis in höherem Maße auszudrücken, als es nach meinem eben nicht sehr großen Vermögen geschah. In all der Zeit war mir K. stärker als irgend sonst was die laute Mahnung des Christentums, die nicht immer deutlich gehörte, aber nie nicht gehörte. Keinem bin ich mit meinem inneren Leben stärker verpflichtet. Der Leser entschuldige diese allzupersönliche Bemerkung zum Verfasser hin, der, wie manchmal zum Schimpfen, so manchmal auch in das Mißtrauen des snobistischen Entdeckers fällt, der auf seine Primeurs eifersüchtig ist und da vielleicht lieber glauben möchte, man hätte sich die Kenntnis Kierkegaards mit schnellen Fingern erst kürzlich aus des Verlegers Diederich großem Kulturbottich gefischt, in dem neben Horneffer auch Kierkegaard schwimmt — beides, wie der Verleger schwört, zur Rettung des deutschen Geistes und dito Seele. — Ich muß noch eine unanständige Bemerkung des Verfassers abweisen. Er schreibt in einer Anmerkung: „Die Gedanken Claudels sind schon dadurch verdächtig, daß sie von Franz Blei in Deutschland eingeführt werden. Was aber seine Dichtung angeht . . ." Der Verf. will so Claudel durch mich erledigen und gibt mich summarisch noch dem Käufer seiner Meinung drein. Es schmeichelt mir, daß Verfasser mich bei seinen Lesern nicht nur überhaupt als bekannt, sondern sogar als sehr fixiert bekannt voraussetzt. Was er aber für die Prägung einer kurrenten Münze hält, dürfte doch wohl nur ein recht fades übernommenes Klisché sein, das sich die schnell arbeitende Journalière für ihren Bedarf fertigen muß, die Zeitungsleute haben ein Recht darauf, das nicht zu kennen oder zu verstehen, worüber sie ein Urteil abgeben gegen Zeilenhonorar. — Unanständig ist es vom Verfasser — nicht, daß er mich nicht kennt natürlich, aber daß er Claudel durch den diskreditieren will, der zuerst (vor fünf Jahren!) zwei außerordentliche (moderne, nicht „mittelalterliche") Dramen von ihm übersetzt hat. Denn nur das geschah — Gedanken Claudels (die ich nebenbei g a r nicht bedeutend finde) habe ich nie „eingeführt". Der Verfasser scheint übrigens nur die „Verkündigung" zu kennen, anders würde er nicht so Einfältiges über den Dichter sagen, den, wie es in einem Programmbuch von Hellerau geschah, einen neuen Dante zu nennen natürlich ebenso einfältig ist. Auch dieses Hellerauer Claudel-Buch kennt der Verfasser noch, in dem einige, und wie ich glaube, meist jüdische Verfasser über Claudel sich geäußert haben, wozu der Verf. bemerkt: „Was in Deutschland um Claudels Namen herum entsteht, ist etwas sehr Merkwürdiges: ein literarisch-jüdischer Neokatholicismus ohne jede wahrhaftige innere oder auch nur äußere Tradition . . . Spaßkatholiken, Gimpel, Hanswürste, Leichenräuber und Aasvögel." Der Verf. sieht zu schwarz. Die paar entwurzelten Juden, die vielleicht Neigung zeigen, in eine betbruderhafte Verblödung fallen zu wollen, oder die paar poveren Christenjünglinge,

die ihre traurige Dichterei um kleine Heilige, Kardinäle und schöne Beichtkinder mäßig ausschweifen lassen — ist das eine Zeiterscheinung, die auch nur irgendwas mit dem Glauben zu tun hat, für irgendwas symptomatisch wäre als dafür, daß irgendwas heutzutage immer bei Hohlköpfen und -Herzen Mode wird für eine Weile? Wäre das mehr, dann könnte man auch das Tangotanzen an den Nabel der Welt binden. Aber die heute viel geübte Lust zu schimpfen ist so Passion geworden — mit so nachlassendem Denken — daß sie sich auf die skurilsten Objekte stürzt und deren Wichtigkeit übertreibt, nur um sich Genüge zu tun: die fünf Schimpfworte des Verfassers geben den ganzen fünf „Neokatholiken" eine Existenz, die sie vorher sicher eher zu bezweifeln als zu behaupten geneigt waren. F. Blei

Frühchristliche Apologeten. Aus dem Griechischen und Lateinischen. Erster Band. München, J. Kösel. — In der bekannten und sehr geschätzten Bibliothek der Kirchenväter erschien dieser Band als der 12., in der Reihe der frühchristlichen Apologeten als der erste, er enthält als die wichtigsten Stücke die Apologien des Aristides und Justins des Märtyrers, des Tatian Rede an die Bekenner des Griechentums und des Athenagoras Bittschrift für die Christen, in sehr gewissenhaften Übersetzungen (von Rauscher, Julius, Kukula und Eberhard) und mit allem gelehrten Notenapparat. Was diese Dokumente für die Geschichte der christlichen Dogmatik so wertvoll macht ist, daß ihre Verfasser Heidenchristen waren, welche, in griechischem Kulte erzogen und in der alten Philosophie gebildet, erst in der zweiten Hälfte ihres Lebens Christen wurden, nicht immer zum Vorteil der Kirche, in die sie nicht nur die Heftigkeiten der Frischbekehrten hineintrugen, sondern auch vieles von dem Sektengeiste, der ihnen aus der heidnischen Zeit anhaftete. Die Kirche brauchte Jahrhunderte um das Phantasma der orientalisch-christlichen Derwische zu verdauen. Diese Verdeutschung der Dokumente gibt dem gebildeten Leser die sehr zu dankende Möglichkeit, Dinge, über die er sonst nur lesen konnte, selbst zu lesen. Heute sind die Mystiker Mode, — es wäre für das Denken der aus geistiger Insuffiziens für Seuse, Bergson und Mme Guyau Schwärmenden (und nichts als Schwärmenden) sehr gesund, sie begäben sich in die härtere Schule der Patres, Staat und Mode ist allerdings mit diesen Herrschaften nicht zu machen, denn von ihnen führen keine leichten und gefälligen Wege ins Gefühlige, sondern steile und weite ins Geistige. Der Augenaufschlag und das Wortspiel tun es da nicht, ein zart plätscherndes Salongespräch geben sie nicht her, und einer blassen Erotik esoterischen Charakters kann man mit Justin kein hektisches Rot auf die Wangen zaubern wie es den Alamodeschwärmern mit Heinrich von Nördlingen gelingen soll. Aber wer weiss? Denen, die heute alles befingern, gelingt vielleicht auch, die Kirchenväter zur Mode einer »geistigen Bewegung« zu machen. B.

Rudolf Hans Bartsch, Vom sterbenden Rokoko. Mit Lithographien von Hugo Steiner, Leipzig, Staackmann. — Der Verleger schickte mir das Buch persönlich wohl in der Meinung ich verstünde was besonderes vom Rokoko und vom schönen Buch. Ich hatte dadurch zum erstenmal Gelegenheit, etwas von Bartsch zu lesen, der eine angenehme Unterhaltung bietet, wenn man die Unterhaltung aus Büchern denen mit einer Frau vorzieht, zu denen Leuten ich allerdings nicht gehöre. Ich bin

nicht für unterhaltende Bücher, was nicht heißt, daß ich die langweiligen liebe. Ich bin eher für unterhaltende Frauen, was nicht heißt, daß ich die amüsanten liebe Das Buch ist sehr schön gedruckt, aber die Zeichnungen von Steiner verderben es. Sie sind, man weiß nicht weshalb, auf den Stein gezeichnet ohne eine Spur vom besonderen Reiz der Lithographie und ohne den geringsten Verstand des Zeichners dafür. Peinliche Zeichnereien mit harten Farben koloriert, fein ausgeführt wie Etiketten auf Weinflaschen. Kein Schattenstrich ist vergessen. Um den Geist zu kapieren, in dem heute einer das Rokoko künstlerisch geben kann, sei dem Zeichner Karl Walser empfohlen. Um zu erfahren, was eine Lithographie ist, möge er sich Bonnards Daphnis und Chloe ansehn oder Klossowskis Lithos zu Meier Gräfes Orlando und Angelika, welches famose Buch (bei P. Cassirer erschienen) auch dem Verleger Staackmann zeigen wird, wie man derlei macht. Ich glaube nur nicht, daß die Autoren dieses Verlages das Besondere einer Ausstattung nötig haben. Sie werden dadurch nicht besser, sondern durch die Pretension der Darbietung schlechter. F. B.

Karl Scheffler, Italien, Tagebuch einer Reise, mit 118 Vollbildern, Inselverlag 1913. — Ein Deutscher, dem deutschen Wesens Errettung aus hohlem Scheindasein am Herzen liegt, sucht auch im Süden Wegweiser, die ihm neue Wege zeigen und alte bestätigen sollen. Die Enttäuschung ist furchtbar. Zwar findet er in antiker Architektur Gewähr für die Richtigkeit des heute angestrebten sachlichen Stils und schon in Verona wölbt sich ihm die Brücke über Jahrtausende hinweg Dafür aber wird ihm die Renaissance zum konventionellen Renommierstil. Selbst in den stärksten Werken, dem Gattamalata, dem Colleoni, wittert er den Anfang des schmählichen Endes, das unsere Zeit bedeutet, und gegen Raffael empfindet er einmal gar das Gefühl des Hasses.

Erstaunt fragt man sich, wie ein Deutscher so überrumpelt werden kann, da doch den Deutschen die Kunst Italiens geläufiger zu sein pflegt als ihre eigene Die Erklärung Schefflers reicht nicht hin, daß den in Deutschland isoliert stehenden Werken zuwachse, was Konvention daran sei, während in Italien ihnen in der ungeheuren Gemeinschaft jede Physiognomie abhanden komme. Denn was zuwächst, ist Reichtum des Geistes, nicht des Herzens. Die Leere, die Scheffler immer wieder fröstelnd empfindet, war auch in Deutschland. Es ist also doch wohl so, daß auch Scheffler das typisch deutsche Schicksal ereilt, nur umgekehrt. Die Sehnsucht treibt auch in ihm eine Idee herauf. Während aber die meisten nicht die Kraft haben, die Ideen hoch genug zu treiben, und schließlich mit dem Ideal einer schönen Eleganz sich abfinden, läßt Scheffler nicht ab von der Forderung seelischer Werte und an ihr muß das italienische Mach-Werk grausam scheitern.

Diese Umkehr aber ist nicht so selten, wie Scheffler meint. Er hatte nicht nötig, sich so nachdrücklich zu rechtfertigen. Denn die Gemeinde derer, denen dieses von Herzen kommende Buch zu Herzen gehen wird, ist immerhin recht ansehnlich und alle, in denen die Fülle der deutschen Sprache und die Wahrhaftigkeit der deutschen Kunst noch lebt, wird das Italienische zwar irgendwie mitreißen, aber auch irgendwie erkälten. Wer aber erst Wege deutscher Zukunft sucht, wie kann er in den südlichen Provinzen zureichendes Gelände finden? Es sei denn, daß zweierlei ihn

reizt: Die Sympathie der grandiosen Selbstverständlichkeit antiker Profanarchitektur und die Kontrastierung welschen und gotischen Wesens, wie es in Italien nicht nur die Werke der deutschen, sondern vor allem die deutsch beeinflußten älteren Meister möglich machen.

Dies findet denn auch Scheffler. Dabei ist aber nicht so sehr das Historische von Bedeutung: die hypothetische Brücke von der Antike zur Gotik läßt sich geschichtlich wohl kaum halten. Sondern das Theoretische. Denn wenn auch Wörter wie gotisch, faustisch, kolossalisch, artistisch, sentimentalisch manchen Leser nicht viel mehr als Wörter bleiben werden, so ist doch der Kern durchaus wesenhaft: die Kunst der Sachlichkeit gegen die Kunst der Illusion, die Kunst des Herzens gegen die des Temperaments, Wahrheit gegen Eleganz. Da treten dann die Griechen in toto, von den Römern die Profanarchitektur und die Bildniskunst, die frühesten Italiener, die altdeutschen Meister, die Niederländer, die neueren Franzosen auf die eine Seite und dem griechischen Tempel fügt sich sozusagen das gotische Fenster ein. Auf der andern Seite aber steht, mit gesundem Menschenverstand und in der geschickten Dekoration der Oper, das Wesen der italienischen Renaissance, eine elegante Aufmachung der Antike für den italienischen Salon. Drei Männer aber bleiben, kämpfend und fast grollend, abseits: Leonardo, Michel Angelo, Tintoretto, Geister des gotischen Ideals in der Umwelt des Renaissancehafen.

Dieser Schluß, den ein Deutscher mit der ganzen Kraft seines Herzens zieht, macht das Buch so wertvoll, daß man es jedem männlich denkenden zur ernsten Lektüre wünschen möchte. W. K.

BEI DER REDAKTION GINGEN EIN:

Aus dem Verlage Hermann Barsdorf, Berlin: A. J. Storfer: Marias Jungfräuliche Mutterschaft.

Aus dem Verlage Georg Müller, München: Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz, herausgegeben von Benno Rüttenauer, drei Bände; Jean Pauls Persönlichkeit, herausgegeben von Eduard Berend; Brentano: Aloys & Imelde.

Aus dem Insel-Verlag: Schurig: W. A. Mozart, sein Leben und sein Werk, zwei Bände.

Aus dem Mercure de France, Paris: E. Pilon: Portraits de sentiment; C. Culmont, La Poésie Française du Moyen-Age.

Aus dem Verlage Nouvelle Revue Française, Paris: J. Renard: l'oeil clair; Pierre Hamp: l'enquete; du Gard: Jean Barois; C. L. Philippe: Charles Blanchard.

Aus dem Verlage Charpentier, Paris, Pawlowski: Voyage au Paris de la 4e dimension.

Aus dem Verlage Oesterheld, Berlin, Kobor: Der Preis des Lebens.

Aus dem Verlage A. Juncker, Berlin, Wied: Pastor Sörensen.

Aus dem Verlage Bruno Cassirer, Berlin: Die Plastik der Agypter.

Aus dem Verlage E. Rentsch, München, Rene Beeh (M. Barka): Malerbriefe aus Algerien.

FESTSTELLUNGEN

Egmont Seyerlen. Die Schmerzliche Scham. Die Geschichte eines Knaben um 1900. Berlin, S. Fischer. Soziabel sein heißt auch nachgiebig sein. Man ist es manchmal sogar dort, wo man es um keinen Preis sein sollte: in den Künsten. Lobt Dinge, die halbgelungen sind, aus einer schlamperten Höflichkeit heraus oder aus Scham darüber, daß im Grunde alles, was da geschrieben wird, so gar elend und ein bißchen weniger Elendes schon eine kleine Freude ist. Der immer lebhafte Wunsch, daß etwas über alles Maß vortrefflich sei — was in den Künsten allein zählt — betrügt sich oft, tut, als fände er sich erfüllt, um — weiter die Hoffnung zu nähren. Der Roman ist das Schmerzenskind der deutschen Literatur. Der Deutsche faßt sein Weltbild lieber in die lyrischen und musikalischen Formen, isoliert wie er sich, nicht aus Tugend, sondern aus Not, gern gefällt und individuell, wie er sich gerne hat. Er ist gerne bei sich allein, sein Zugehörigkeitsgefühl zu den Menschen ist nur theoretisch, praktisch stuft er sich, verhält sich, verabstandet sich, wird sozial, bestenfalls soziabel, menschlich nie. So fällt auch der deutsche Romandichter, wenn er nicht fremde Muster kopiert, gern ins Vage, füttert die Landschaft mit seinen Gefühlen auf, stopft seine Menschen mit seinen Psychologien voll, die immer ihre Herkunft vom Autor betonen, redet zu seinem Text zu viel und meist ohne Weltkenntnis, ohne Weltbild, was zu haben man vom Romandichter schließlich verlangen muß, denn er hat es nicht mit sich, sondern mit der Welt zu tun. Gut räsonnieren konnte von den neueren nur der verstorbene Knoop, wenn er es auch ein wenig trocken tat, ließ man es sich doch gefallen, denn ringsum gab es des Gefühligen allzuviel und mediokren Geistes auch. Dann gab es die vortrefflich gefaßte Familiengeschichte der Buddenbrooks, deren leitmotivische Hebungen nur besorgt machten für das von diesem Verfasser Kommende: daß es ihm in seinen Büchern immer an so einer „dichterischen" Extratour belieben möchte, an so einer lyrischen falschtönenden Begleitstimme, die den Stoff des Romanes adeln soll? Oder wie? Es ist nicht einzusehn, warum der Romandichter sich noch eine Extralegitimation als Dichter damit geben muß, daß er mit der Linken eine kleine Harfe im Diskant zupft. Er ist dann eben nicht bei seiner Sache, nicht in ihr, nicht von ihr durchdrungen: er vergißt sich nicht und hat keine Ehrfurcht. Geschlinge, das nur eine künstliche und nicht Leben gebende Luft aufblies, waren H. Mann's Romane von der Herzogin, bis in der Kleinen Stadt sein Wesen den Boden fand, worauf fest stehen. Hier glückte das Artificum vollkommen, die schillernde Bewegtheit des musivisch zusammengesetzten Bildes ließ gern übersehn, daß keiner dieser Menschen seine eigene Kontur,

sein eigenes Bewegungsgesetz hatte. Darum heißt es auch die kleine (pointellierte) Stadt. Der Verfasser des Wilfeber wird sein Buch wohl selbst nicht als einen Roman wollen, hier wird mit deutschen Zuständen abgerechnet von einem starken zornigen und begeisterten Menschen, was wichtiger und wertvoller ist, als das formal Romanhafte, das entlehnt und ein Vorwand ist, an den Leser leichter mit den Dingen zu kommen, die ihm zu sagen sind. Dann noch Hauptmanns Quint: ein Werk, das der Dichter schon als junger Mensch in sich trug („der Apostel") und das so zu einer Stärke auswuchs wie keines sonst. — Unter den hier genannten Büchern (andere sind nicht zu nennen) steht eines abseits und darüber: Musils Verwirrungen, die eine neue Welt in die Welt stellen und nicht die alten Kunstbestände variieren, Ein schlankes Buch ohne eine überflüssige Zeile, zusammengehämmert auf die größte Dichtigkeit, auf einer Höhe der Intellektualität, die bis dahin von keinem deutschen Romane erreicht oder auch nur erstrebt wurde. — Solche Betrachtung dem Roman von Seyerlen vorausschicken, heißt ihn bedeutungsvoll finden, und er ist es nach den beiden Seiten hin, nach der schlimmen und der guten. Als ein Ganzes nicht etwa mißlungen, sondern irrtümlich von Haus aus, enthält er einige Male zehn bis zwanzig Seiten ersten Ranges. Als Ganzes arbeitet er den Restbestand des Entwicklungsromanes auf, der vor Jahren einmal in der Fassung Hesses bürgerlich entzückte, Lebensgeschichte, in der alles viel zu eitel und auf den Helden bezogen, vom Helden aus gewertet wird, Parteilichkeit des Zwanzigjährigen. Tausend Details werden mit längst faliter Psychologie ins Breite gezogen, weil sie sich — von der psychologistischen Einstellung aus — auf kein anderes Niveau bringen lassen. Hier also Abweg, Verirrung, Irrtum, Jungdeutschestes. Aber dann: die Episode des Kinderfräuleins, die andere der Schauspielerin, die Schwester des Gutsherrn, das Pferderennen: das ist gar nicht mehr autorliche, sondern dichterische Darstellung, ist gar nicht mehr intellektuelles Nachgebären, sondern köstliche Frucht mit schöner Kraft aus dem Leibe gestoßen. Seyerlen ist 24 Jahre alt, seiner Jugend sei verziehen (wenn auch heute nicht mehr erlaubt) daß er glaubte, die psychologischen Sandsäcke schleppen zu müssen: sei dies und anderes verziehen, um der großen Seiten seines Buches willen. Er wird wissen, was das Leben lebenswert macht, und nicht mehr Kraft und langweiligen Fleiß daran vergeuden, das Zeug alles hinzuschreiben, was das Leben nicht begehrenswert macht. Die Kunst ist kein Spiegel des — wie man so sagt — Lebens, sondern, wenn schon einer, des L e b e n s. Die psychologischen Proben darauf, daß zwei mal zwei vier ist: das ist ein Besitzgut des Familienblattromanes. In dem Leben, das wir meinen, ist zwei mal zwei immer fünf. F. B.

Jean Pauls Persönlichkeit, zeitgenössische Berichte, gesammelt und herausgegeben von Eduard Behrend. Mit 15 Bildbeigaben. München, G. Müller. — Eine große Liebe zu diesem Dichter der Himmel und der Abstürze wird es schmerzlich empfinden, daß die heutigen Deutschen ihn nicht lesen und wird das zu ändern versuchen. Der Inselverlag tat das auf dem ehrlichen Wege einer Neuausgabe: Der Schulmeisterreise aus dem Quintus. Aber zu dem für den heutigen Geschmack eingerichteten und bearbeitenden Titan, welche Schändung einer übernahm, der sich einen Dichter selber nennt, hätte der Verlag nicht zustimmen sollen. Wer den Titan nicht

liest, hat sich das selbst zuzuschreiben, nicht dem Buche. Die schönste Erinnerung an den Dichter ist dieses Buch von Behrend, das Gedrucktes und Ungedrucktes über seine Persönlichkeit aus zeitgenössischen Quellen in vortrefflicher Zusammenstellung enthält. „Ich bin nicht der Mühe wert gegen das was ich gemacht habe", meinte Jean Paul ebenso bescheiden wie stolz, und man muß seiner Bescheidenheit recht geben. Trotzdem werden alle die wenigen, die das, was er gemacht hat, noch lesen, sich gerne über den Menschen unterrichten lassen, der so außerordentlich sympathisch etwas wie ein sublimer Philister ist im Vordergrunde seiner Existenz. F.

Ernst Stadler. Der Aufbruch. Verlag der Weissen Bücher, Leipzig. — Aus dem eigenen Ich und aus dem Gefühl der anderen zu sprechen: dazwischen scheint dem Dichter die Wahl gestellt, — daß er sie aber nicht trifft, macht ihn zum Dichter: er allein kennt das Feld zwischen beiden. Dennoch verrät er sich oft durch Nachbarschaft. Auf die stammelnde Ich-Lyrik setzte George den Trumpf eines Gegensatzes. Unsere Lyrik ist zwischen den Extremen hin- und hergeschleudert worden, die uns mehr über ihre äußersten Möglichkeiten belehrt haben als in der Kenntnis ihrer innern Fähigkeiten bestärkt. Nicht so diese Gedichte. Stadler gab bereits Übersetzungen von Jammes heraus (bei Kurt Wolff): der seltene Fall einer dem Original weit überlegenen Schöpfung, denn das billige Franziskanertum Jammes' hat bei Stadler echte Töne bekommen. Diese Übersetzung stammt wohl aus der Zeit der letzten Gedichte des »Aufbruchs«, die für sich hätten erscheinen sollen, unabhängig von den früheren, deren Gehalt noch oft erzwungen scheint, wenn auch die Form schon sicher sich gibt. Die neueren Gedichte aber haben nichts vom Experiment, jenen willkürlichen Schwerpunktsetzungen, in denen eine artistische Überfähigkeit sich heute ausbreitet. Diese Gedichte stammen aus der geläuterten Atmosphäre eines Lebens, das selbst in seinen tiefsten Abhängigkeiten eingedrungen ist und sich in sie ergab, es sind keine religiösen Gedichte, aber sie sind fromm, sie sind keine diskutablen Gedichte, aber sie sind vollkommen einnehmend, es sind nicht einmal gedruckte Gedichte, sondern die Gedichte einer Stimme, sind nicht einmal gedichtete Gedichte, sondern notwendige Zufälle aus einem getragenen Leben. Es besteht die Manier, nach Erfüllungen solcher Art Erwartungen auszusprechen, aber hier wäre das falscher noch als sonst, es hieße das ein Leben voraussagen, in dem alles was wir Zielen untertan kennen nur Begleitung ist. R. G.

Charles Louis Philippe, Gesammelte Werke. Sechs Bände. Herausgegeben von Wilhelm Südel. Egon Fleischel & Cie., Berlin. — Dem zu früh verstorbenen Dichter, den das heutige französische Schrifttum als einen seiner Besten hält, wirbt diese Ausgabe, der leider der Blanchard fehlt, eine Gemeinde, die ihm aus unsern besten Lesern zu wünschen ist, jenen etwa, die Max Brods Tschechisches Dienstmädchen oder Sternheims Busekow lieben, zwei Arbeiten, die wir wegen ihrer in Deutschland so ungewohnten Beschränkung und Vereinfachung, die aus sich selber zur höchsten Steigerung des Auszudrückenden führen, so sehr schätzen. Mit den genannten deutschen Namen soll Verwandtschaft zu Phillippe nur insoweit angezeigt werden als hier wie dort eine strenge Sauberkeit waltet, Sachlichkeit und Hingabe ohne diese gewisse Nachhilfe, wie sie sich unbemittelte Autoren aus dem

nie erschöpfbaren Schatzhaus ihrer sogenannten Psychologien leisten. Bei Philippe ist ein Gefühl zur Menschheit waltend, das man früher einmal bei ihm mit Weinerlichkeit verwechselt hat, bis man darauf kam, wie innerlich fest dieses Gefühl ist und wie gar nicht falscher, künstlerischer Notbehelf dazu, Dinge aufzublasen, denen mit Kunstverstand kein Atem gegeben werden kann, weil der Autor diesen Verstand nicht hat. Die Übertragung der Bücher durch W. S. ist gut lesbar. B.

Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Übersetzt von H. Floerke. Zwei Bände. Mit Illustrationen. München, G. Müller. — Der Hof Ludwig des Vierzehnten. Nach den Denkwürdigkeiten von Saint-Simon. Herausgegeben und eingeleitet von W. Weigand. Illustriert. Leipzig. Inselverlag. — Daß aus den berühmten Aufzeichnungen des grausam-hart sehenden und richtenden Herzogs gleich zwei Ausgaben vor den deutschen Leser gestellt werden, möge ihn in der Wahl nicht schwankend machen: er kann beide lesen, denn beide haben ihre besonderen Meriten, wenn auch unserem Geschmacke die Ausgabe des Inselverlags mehr zusagt. Sie ordnet ihre Auswahl um den König als zentrale Figur, die sie ja auch für Saint-Simon war und noch über den Tod des Königs hinaus blieb: das giebt der Auswahl eine gute Lesbarkeit, ähnlich der einer Biographie. Die Ausgabe Müllers folgt den Memoiren wählend nach gutem Geschmack aus den dreißig Bänden der französischen Ausgabe, bringt das Abgerundete einzelner Porträts und das Pointierte einzelner Geschehnisse. Die Inselausgabe enthält in 168 Seiten Einleitung von Weigand eine sehr schöne Studie über Zeit und Verfasser der Memoiren, welche von Sainte-Beuves bekanntem Aufsatz, den Müllers Ausgabe als Einführung bringt, nicht ersetzt werden kann. In dieser Bilder nach Stichen aus der Zeit, in Weigands Ausgabe meist Bilder nach Originalporträts aus Gallerien, ganz vortrefflich von Emil Schaeffer ausgesucht und beschrieben.
G. M.

La Poésie Française du Moyen-Age. Recueil de Textes. Par C. Oulmont. Paris, Mercure de France. — Die Philologie ist eine deutsche Erfindung, sie hat ihre Unarten (wie alles Deutsche), aber auch ihre Vorzüge (wie nicht alles Deutsche), wo man sie mit einem guten weltmännischen Verstande angenommen hat, wie in England, leistet sie meist vorzügliches, wo man sie, wie in Deutschland, oft um nichts als ihrer selbst willen betreibt, leistet sie oft so Abstruses wie den Apparat, der sämtliche ortographische Verschiedenheiten sämtlicher Ausgaben eines Autors notiert, der zwischen 1830 und 1870 geschrieben hat, wo man sie aber, wie in Frankreich, so gut wie gar nicht akzeptiert hat, gibt es nur zufällig eine gute Ausgabe eines alten Textes und auf den einen Zufall kommen zwei Dutzend miserable Bücher ohne Wert. Man denke etwa an Ausgaben der Pleiade oder Theophiles oder Villons, um von älteren Literaturwerken zu schweigen, die, wenn überhaupt, von Deutschen ediert werden, wie in den Stuttgarter Publikationen des L. V. Dieser Jammer ging dem kenntnisreichsten und urteilsichersten französischen Literarhistoriker A. van Bever zu Herzen. Von ihm stammt der Plan dieser Sammlungen älterer Literatur, die unter seiner Direktion veröffentlicht werden. Dieser erste Band reicht vom 11. bis zum 15. Jahrhundert, die Texte sind genau, die älteren Stücke werden

in Übersetzungen beigegeben, den neueren Noten zu einzelnen Worten, und die Auswahl ist vortrefflich, man bedauert, daß es nur 370 Seiten sind. Denn hier wurde im Dichterischen gewählt, unbestimmt vom landläufigen Urteil, das sich nach weiß Gott welchen pädagogischen Zielen bildete. Gäbe man bei uns irgendeinem Gymnasiallehrer die Aufgabe einer Anthologie mittelalterlicher Lyrik, man weiß von vornherein, er würde seinen ganzen Aufwand mit Walther betreiben und Nithart wahrscheinlich ganz unterschlagen: das Vordrängen Walthers hat das übliche Bild, das gefälschte unserer großen Lyrik zustande gebracht. Es täte uns das Buch not, das wie dieses französische unsere großen Dichter aufweist. Borchardts Aufgabe wäre das oder Burtes. B.

Hans Brandenburg. Der moderne Tanz. Mit Bildbeigaben. München, bei Georg Müller. — Bies großes Buch über die Historie des Tanzes, vieles Wissen mit Witz und Geist paraphrasiert, erfährt durch dieses Buch Brandenburgs etwas mehr als die nötigen Ergänzungen im Historischen, insofern es nicht nur die Geschichte des heutigen Tanzes enthält, sondern was wesentlicher ist, die Erscheinungen dieses heutigen Tanzes aus dem Ganzen dieser Zeit deutet, mit keiner andern Voreingenommenheit als dieser durchaus zu billigenden, daß der Verfasser im Tanz die Befreiung, die so nötige, aus dem nichts als Intellektuellen und Nutzhaften, das unsere Zeit so knechtet, sieht. Sehr zu loben ist an dem Buche, daß der Verfasser sich ganz frei hält von nahliegenden lyrischen Exaltationen und ähnlichen Beiläufigkeiten, wie sie immer gern für unklare Gedanken lückenbüßend einspringen. Er bleibt sachlich und versteht es, seinen Gedanken eine plastisch deutliche Form zu geben, läßt sie nie im Gefühligen nach dem Relativen verschwimmen. So kam etwas Definitives zustande, das seinen guten Platz beanspruchen darf. Das Sensualistische der Kunst des Tanzes wird nirgends zugunsten einer öden Körperpädagogik geleugnet, aber doch auch nicht zu eben so öder sinnlicher Genießerei heruntergebracht. Des Verfassers Ernst geht hier eher oft zu weit, so in der Ablehnung der Russen, deren Kunst sehr groß und viel mehr ist als verfallendes Ballettanzen. Und deren Kunst im einzelnen, der Pawlowa zum Beispiel, mehr ist als Spitzentanz. Wir geben unsrerseits gern alles von der Duncan her zu datierende Tanzen hin für die Russen, die alle diese Mimiken natürlich auch können. Dieser Einwand geht nur auf eines der zwölf Kapitel des Buches, das des Verfassers bisher beste Arbeit und den gebildeten Lesern sehr zu empfehlen ist. F. B.

K. F. Flögel, Geschichte des Kroteskkomischen. Nach der Ausgabe von 1788 neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer. München. G. Müller. — An diesem Buche erlebte der alte Philosophieprofessor von Liegnitz wenig Freude: als es zum erstenmal gedruckt wurde, war er schon tot. Als es zum zweitenmale erschien, da war der Archivar Ebeling aus Dresden darüber gekommen und hatte es erneuert, und wie er meinte, verbessert, d. h. er führte es bis auf seine Zeit weiter, entrüstete sich über Nestroy und fügte eine begeisterte Geschichte jener größten deutschen Vereinsverblödung, die sich Schlaraffia nennt, hinzu und was derlei Komik mehr ist. Was den Nestroy anlangt, ist der neue Bearbeiter M. Bauer ja mit Hilfe des geänderten allgemeinen Urteils nicht mehr der Ansichten Ebelings,

aber in puncto Schlaraffia und Grüne Insel bedauert er, von diesen Gesellschaften nicht so wie er es wünschte informiert worden zu sein. Da auch diesem Bearbeiter des alten Buches sich die Begriffe weder des Komischen noch des Grotesken klar und deutlich gaben, und er danach sein Feld nicht abstecken konnte, verfiel auch er darauf, die Beispiele für menschliche Verblödung in eine Geschichte des Komischen zu beziehen. Wo gut vorgearbeitet ist, im Historischen und Literarhistorischen, wo die Urteile fixiert, die Werte definiert sind, da hält das Buch was es im Titel verspricht. Hier ist der alte Flögel wesentlich und gut ergänzt, auch illustrativ. Wo aber in neuen Zeiten neue Gebiete dargestellt werden sollen, da fehlt einmal der rechte Schlüssel, der sie erschließen soll — der gut determinierte Begriff des Komischen. Grotesken — und fehlt auch das was ihn zur Not ersetzen könnte: das instinktive Urteil, das sich auf den Geschmack stützt. Da gibt es nichts als jurnalistisches Gerede über Possenkomiker Berlins oder Wiens oder über diese und jene Varieténummer. Gewiß gehörte das in das Buch, aber anders als es hier geschehen ist. So hat der alte Flögel zum drittenmal keine reine Freude an seiner Arbeit erlebt, denn sie kam hier nur in die fleißigen Hände eines belesenen, aber kaum gelehrten und schon gar nicht tief oder originell denkenden Mannes. Der aber Bibliotheken geleert und das Buch damit gefüllt und was ehemals 170 Seiten stark war auf tausend gebracht hat, aus denen man sich über eine Unmenge Gegenständliches informieren kann. G. M.

Fritz Mauthner: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3. Band. Zur Grammatik und Logik. 2. Auflage. Stuttgart, Cotta.

Mit zahlreichen kleinen Zusätzen und Verbesserungen erscheint hier der pikanteste Teil des bekannten gelahrten Werkes in zweiter Auflage. Eine Vorrede, an deren Schluß sich der Verfasser auf den Filzpantoffeln des Satzes »Mein guter Leser, lebe wohl« mit einem heiteren und nassem Auge empfiehlt, erzählt u. a., der Verfasser wolle seine Lehre »Hominismus« genannt wissen. Schon der »Pragmatist« F. C. Schiller, der sein Buch »Humanism« nannte, hatte dem alten Wort »Humanismus«, in dessen Kern die pathetische Anthropolatine schlecht gezähmter Christen lag, die ihres Herrn und ihrer Zähmungsmittel vergessen hatten, zusammen mit der alten Renaissance-Tendenz, die Antike gegen Christliches auszuspielen, einen Sinn erteilt, der das zweite Element ganz von sich abstieß, den Menschen vom homo sapiens der Alten ganz zum homo faber des modernen Industrialismus machte und auch das erste erheblich verringerte, indem es die »Nur«-Menschlichkeit all unserer Ideen, Begriffe, Erkenntnisse, behauptete und betonte. Mauthner findet aber selbst in F. C. Schillers fadem Pragmatismus noch zuviel »Menschenwürde« und sagt darum lieber »Hominismus«, wobei man offenbar noch etwas mehr an den Wald und die Affen denken soll. Mauthners Werk ist nicht nur als ein philosophisches, sondern als der Inbegriff der Philosophie selbst gemeint. »Philosophie ist die Grenze der Sprache selbst, der Grenzbegriff, der limes: ist Kritik der Sprache, der Menschensprache.« Als einen der Ableger des kantischen »Kritizismus« — und schon dadurch dem positiven Geiste der jungen Philosophie der Gegenwart zuwider — gibt es sich selbst, nur, daß Vernunft-Kritik hier gar noch zu Sprach-Kritik geworden ist. Aber das ganz

Sonderbare der Mauthnerschen Einstellung ist hierdurch noch nicht bezeichnet. Es gab immer schon extremen Nominalismus, der selbständige Bedeutungserlebnisse leugnet und jede Bedeutung, jeden Begriff auf einen mehr oder weniger willkürlichen Herrschaftsbereich von sprachlichen Reaktionen des Menschen gegen Einzelsensationen zurückführte. Aller Zerfall langherrschender Gedankenwelten ist seit dem Mittelalter historisch durch eine solche Richtung begleitet. Aber aller Nominalismus hatte bisher irgend einen positiven Endsinn. Bald galt es, durch ihn die Welt vor überwucherndem Begriffsgestrüpp für die sinnlichen Beobachtung zu retten, bald diente er dem Mystiker zur Verherrlichung seiner wortlosen Schau (so jetzt bei Bergson), bald — gerade umgekehrt — dem Zwecke, die schöpferische Kraft der Sprache und menschlicher »Satzung« zu zeigen (z. B. Hobbes, H. Poincaré). Bei Mauthner nichts von dem Allem! Hier ist überall purer Nihilismus, dem Sprache allmächtig ist und der sie zugleich verachtet, das letzte Wort — und ein »artikuliertes Lachen« über das große »Nichts«, das bei der Subtraktion Welt minus Sprache — gemäß dieser Lehre — übrig bleibt, die letzte Geste. Aber bei der Wahl zwischen den beiden Hypothesen, ob es erst die Sprache sei, die ein »Chaos von Empfindungen« zu einem Kosmos von Dingen gestaltet oder ob Herr Mauthner vermöge einer sonderbaren Verquerung seines Geistes — bedingt durch sein Milieu — die Welt zur jeweiligen Notierung einer Wortbörse macht, so daß ihm das Sonnenlicht durch einen ungeheuren Mückenschwarm von Worten verborgen wird, bevorzuge ich — die letztere. Die »Verquerung« besteht darin, daß Herr Mauthner nicht in Worten denken kann, ohne auch zugleich über sie zu denken. Aber man kann nicht zugleich über das Wort Tintenfaß und über das Tintenfaß denken! Das Wort »Tintenfaß« ist ein neuer Gegenstand. Will man an Beides zugleich denken, so denkt man — an keines von Beiden. So bleibt das Nichts! Sie irren, Herr Mauthner, wenn Sie meinen, die Logik zur Grammatik degradiert zu haben. Aber Sie trafen vielleicht bis zu einem gewissen Grade die faktische »Logik« von Berlin W., wo man über alles redet und von nichts was weiß. Dieses »Nichts« verwechselten sie mit dem — Universum. — Keine Kleinigkeit! —

Eine Menge feiner, netter Beobachtungen, wie sie ein so geistreicher Mann wie Herr Mauthner (Geste: Voltaire en miniature) erwarten läßt, eine ebenso große wie oberflächliche Gelehrsamkeit, bietet das Werk ohne Zweifel. Als Summe vortrefflich, als Ganzes — unmöglich. Einzelne Thesen hier zu kritisieren oder zu zeigen, wie grundlos Mauthner an allen neueren denkpsychologischen und sprachphilosophischen Arbeiten (Husserls Idee einer »reinen Grammatik« und Reform der Logik, Martys Sprachphilosophie, Külpe, Bühler usw. usw.) vorübergegangen ist, ist nicht dieses Orts. M. S.

Jakob Baron von Uexküll: Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. F. Bruckmann, München 1913.

Zu den zentralsten Problemen der Gegenwart gehört es, der Biologie ein philosophisches Fundament zu geben, in dem sie sich ihrer Einheit und Autonomie gegenüber der anorganischen Naturwissenschaft und gegen die Psychologie bewußt werde: Eine Aufgabe, die endgültig nur durch ein Zusammenarbeiten von Biologie

und Philosophie geleistet werden kann. Neben Roux, Driesch und Bergson ist niemand hierzu so innerlichst berufen und durch sein vielseitiges fachliches Wissen, vereinigt mit seinen eigenen Forschungen zur Entwickelungsmechanik so kompetent wie Baron von Uexkull. Wenn Roux neuerdings (s. bes. sein Buch über Kausalbetrachtung und Verworns »Conditionismus«) mit besonderer Schärfe das methodologische Problem förderte, Driesch (s. Ordnungslehre) seinen, noch allzu schematischen Vitalismus an die allgemeinsten Fragen der Erkenntnislehre in vielem glücklich anknüpft, Bergson umgekehrt die Frage, wie weit die mechanische Naturansicht und ihre Kategorien durch das Leben bereits bedingt seien, in den Vordergrund stellte, so weiß Uexkull durch seine hier gesammelten populären Aufsätze zwar auf einem Niveau geringerer begrifflicher Schärfe, aber mit wundervoller Klarheit und Anschaulichkeit die philosophischen Probleme der Biologie auch für den Laien zu entwickeln und sie mit konkreten Zeitfragen in lebendige Verbindung zu bringen. Die völlige Freiheit von Schultraditionen, die z. B. noch heute in Deutschland dem Problem der Entwickelungsgeschichte der Arten und seiner Darwinistischen »Lösung« ein dem faktischen Stande der Biologie nicht im entferntesten entsprechendes Gewicht verschaffen, wirkt besonders erfrischend. Daß sich die moderne auf Mendels Sätze gegründete exakte Erblichkeitslehre zu Darwinschen Stammtafeln etwa wie Chemie zur Alchymie verhalten, daß ein aufklärendes, entwickelungsmechanisches Experiment über das Wesen des Lebens mehr zu sagen weiß als alle möglichen Hypothesen über Artenumwandlung, ist immer noch nicht zum klaren Bewußtsein selbst vieler Fachleute gekommen. Bei Uexkull wird es — bis zur historischen Ungerechtigkeit gegen Darwin — aber auch diese rechtfertigt der ernste Wille zum Neuen — hart und kalt gesagt. Von den positiven Ergebnissen Uexkulls hebe ich — hier nur kursorisch — folgende als besonderer Beachtung würdige hervor: 1. Seinen vollberechtigten Kampf gegen die mechanistisch-materialistische »Nachtansicht«, die uns die gedanklich von der Physik konstruierte Welt bewegter Stoffteilchen als die »eigentliche« und »wahre« Wirklichkeit aufschwatzen will — als entferne jeder Schritt von der einförmigen Tastempfindlichkeit eines niedersten Tieres das Leben vom Universum, anstatt es ihm näher zu bringen. Freilich, genügend philosophisch fundiert ist dieser Kampf bei Uexkull nicht. Dazu wäre nötig, Ursprung und Grenze der mechanischen Reduktion der Qualitäten genau aufzuweisen. 2. Die hier mehr populäre, aber in ungemein anziehender Weise auseinandergesetzte Unterscheidung Uexkulls (s. bes. sein früheres Werk »Innenwelt und Umwelt der Tiere)« der objektiv wirksamen »Umwelt« und der für die Tiere selbst gegebenen »Merkwelt«, welch letztere keineswegs mit den subjektiven, seelischen Empfindungen der Tiere zusammenfällt. Diese »Merkwelten« können ohne alle Art von fragwürdiger »Tierpsychologie« studiert werden. So etwa ist der Seestern, der Feind der Pilgermuschel, für diese (durch ihre hundert Augen) nur ein »Etwas von bestimmter Größe und Bewegung«, außerdem ein Etwas von bestimmtem Geruch, der sich jedoch von allen möglichen anderen chemischen Wirkungen für sie nicht unterscheidet. Uns ist der Seestern auch als Form, Farbeneinheit usw. gegeben, aber ohne Geruchsqualität. In der Zeichnung und Ausmalung dieser »Merkwelten«,

die dem Aktionssystem des Tieres genau entsprechen, bekundet Uexkull eine besondere künstlerische Begabung. Bei Anpassungsstudien ist stets diese »Merkwelt« des Tieres, vermöge deren sich das Tier nur Einiges aus der Fülle des Universums zu seiner Umwelt herausschneidet, nicht aber unsere menschliche Spezialumgebung zugrunde zu legen, — wie es Darwin und Spencer taten, die damit nur die menschliche Umgebung hypostasierten und fälschlich zur Welt an sich machten. Wie weitet sich durch diese Idee die Natur und wie wächst ihr innerer Reichtum! Wie entpuppt sich gerade die Naturansicht Darwins und Spencers, die so stark gegen »Anthropomorphismus« wetterten, als engster anthropomorphistischer Philisterstandpunkt! Auch hier ist noch nicht Alles philosophisch präzisiert. Aber die Richtung der Uexkullschen Betrachtungsart weist auf den rechten Weg. 3. Zu Beginn des wundervollen Aufsatzes über das Tropenaquarium, den jeder Aquariumsbesucher vorher lesen sollte, erzählt Uexkull eine kleine Geschichte von einem Waschbottich, deren Sinn — fast mehr noch, als Uexkull selbst weiß — den Streit zwischen Mechanistik und Vitalismus in der Biologie erleuchtet. Ein kleines hessisches Bauernmädel fragt: »Wo hat der Vater den Waschbottich her?« Er hat ihn — sagt das Brüderchen — von einem Baum im tiefen Wald heruntergeholt, da hing er an den Zweigen, wie in unserem Garten die Äpfel. — Dagegen erzählt ein kleines Berliner Dienstmädchen der Hausfrau, es habe heut gesehen, wie die Waschbottiche »jemacht« werden. Aber — frägt es hinzu — wie wird denn das Holz »jemacht«. Das — sagt die Frau — nimmt man von den Bäumen, die draußen im Tiergarten stehen. Aber — wo werden die Bäume denn »jemacht.« Die »werden nicht gemacht, die wachsen von selbst«. Ach was — so das Mädel — irgendwo werden sie schon »jemacht« werden. — Hier sind zwei Welten. In der einen erklärt man sich Gemachtes nach Analogie mit Gewordenem. In der anderen Welt hat der Geist die umgekehrte Tendenz. In der Welt, wo alles »entsteht« und »wächst« sind die Leute, die glauben, daß alles »jemacht« wird, lächerlich. Sie gelten als blind für »das Wesentliche und den großen, wunderbaren Zusammenhang des Gesamtwerdens«. In der anderen Welt sind Jene faule Träumer, die nicht arbeiten wollen und die keinen Sinn für »Fortschritt« haben. Mechanistik und Darwinismus sind Bilder vom Leben, die Leute »jemacht« haben, die in der Welt des »Machens« leben. Sie wenden Verstandeskategorien, die sich in der künstlichen Beherrschung der toten Welt, in Arbeit und Fabrikation gebildet haben, auf ein Etwas an, an dessen Eigenart diese zersplittern müssen: auf das Leben. Sie tragen auch in die lebendige Natur den »Fortschritt« hinein. Uexkull gehört nach Geistesart, Charakter, Herkunft usw. ganz der Welt an, wo alles entsteht und wächst. Das mag seine Objektivität oft ein wenig schädigen, aber es beleuchtet scharf und klar die nicht minder große »Subjektivität« der herrschenden mechanistischen Schulen, deren Vertreter sich nur »objektiv«dünken, weil sie in der Mehrzahl sind. M. S.

Möhler, Symbolik. Neue Ausgabe, Regensburg, Kösel. —

Der neue Abdruck von Möhlers »Symbolik« dürfte und sollte nicht nur den engeren theologisch interessierten Kreisen willkommen sein. Wenn irgend ein Werk, so vermag es diese tiefste, lebendigste und anschauungsgesättigste Ausein-

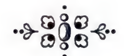
andersetzung der dogmatischen Unterschiede und Glaubensgegensätze der christlichen Kirchen, die wir von katholischer Seite aus besitzen, klar zu machen, daß die Dogmen (auch die scheinbar welt- und lebensfernsten) noch etwas anderes sind als Ergebnisse abstruser Spekulationen (für die sie der Rationalismus ansieht), als konventionelle Zeichen, in denen sich eine Gemeinschaft gleich wie in einer Fahne das Bewußtsein ihrer Einheit gibt (als die sie seit Hume dem Nominalismus und der Soziologie gelten) und als »Beschreibungen frommer Gefühle«, für die sie der Herrnhuter Schleiermacher ansah: Ausdruck und Sinnformierung der tiefsten inneren Lebensgegensätze der betreffenden Gruppen. Auch wer sie jenseits von wahr und falsch stehend hält, — wie der Ungläubige — sollte sie als die komprimiertesten Anschauungsbilder der geistigen Grundhaltungen schätzen, die sich in der Geschichte in der Mannigfaltigkeit des Lebensstoffes und verzweigt auf die Teile der Kulturtätigkeit, Wirtschaft, Recht, Kunst, Wissenschaft usw. jeweilig entladen. Möhlers Werk mag in Einzelheiten durch die historische und theologische Forschung überwunden sein. Die Großlinigkeit seiner Gesamtauffassung, die Wucht und die lebensvolle Schönheit seiner Darstellung erteilen ihm klassischen Charakter. Der persönliche und historische Standort des Autors zwischen der noch durch Goerres und die Seinen genährten romantischen Lebendigkeit der Anschauung und der größeren Klarheit, Präzision und Genauigkeit der modernen theologischen Wissenschaft, gibt dem Werke seine besondere Fruchtbarkeit und sein besonderes Gleichmaß zwischen Erlebnis und Begriff, die weder vorher noch nachher wieder zu erreichen waren. Der Höhepunkt des Werkes ist die Auseinandersetzung der Glaubensgegensätze der lutherischen und der katholischen Kirche und die Entwickelung der Idee der »Kirche« überhaupt. Wie die sola fideslehre und das neue, die Tradition und das lebendige Lehramt ausschaltende protestantische Schriftprinzip, wie die Einrechnung auch der Liebe in die »heillosen Werke«, die Idee innerer Solidarität der Menschheit in Sittlichkeit und Heilsgewißheit auflösten und dadurch die lebendige Wurzel der Kirchenidee abgruben, wie der innere Bruch zwischen Religion und Ethos, zwischen Christus als Erlöser und Heilsbringer und Christus als Lehrer und sittliches Vorbild, als das er z. B. auch in der katholischen Idee der »Nachfolge Christi« figuriert, zu dem neuen Dualismus von Gottesreich und Welt führten — das wird in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt, und es wird gezeigt, wie Schritt für Schritt sich von diesem Quellpunkt aus das ganze viel verästelte System der Glaubensgegensätze entwickeln mußte und dabei die Reformatoren durch die Sachlogik ihrer Grundidee immer weiter und weiter getrieben wurden, als sie anfänglich selbst wollten. So besonders in der Sakramentenlehre. Die Haltung Möhlers gegen die heretischen Lehrer ist stets von einer schönen Largesse und Loyalität, die nur den besten Sinn der gegnerischen Aufstellung zugrunde legt, sie ist gegen die einzelnen von feiner Abstufung des Urteils und gegen Luthers Person atmet sie überall eine große menschliche und religiöse Sympathie, die indes die geradlinige Charakterhaftigkeit der eigenen religiös kirchlichen Stellung nie schmälert.

Möge die dankenswerte Neuauflage die religiöse Lage klären und solchen nützen, die nur mit historischen und psychologischen Interessen an das Werk herangehen. M. S.

F. Kluge, Zur Nachfolge Erich Schmidts. Freiburg, Troemer. — Als der Damenprofessor abtrat, begann der Damenfeindliche Herr Roethe »heiter sich bescheidender Resignation« nicht erst hinzugeben, denn er tat das seit dem Jahre 1887, wo er seine einzige literarische »Tat« vollbrachte, wenn Reinmar den Zweter herauszugeben überhaupt schon was ist. Sicher nicht mehr als was jeder Seminarist zustande bringt. Von dieser Leistung ruht sich dieser Mann seit 27 Jahren auf seinem Lehrstuhle aus, darin andern seines Berufes nicht unähnlich, seinem Schwager E. Schröder z. B., der 13 Jahre brauchte, um einen Textabdruck der Kaiserchronik zu liefern, oder Burdach, der vor lauter Titeländern überhaupt nie zum Arbeiten kommt aber dafür gut bezahlt wird. Es wäre kein Grund da, von dieser längst bekannten Affenschande unserer titel-, ämter- und würdenreichen Professoren im Fache der Literatur zu reden, wenn gegen sie nichts sonst vorläge, als daß sie weder was können noch was leisten. Neuerdings machten sie sich aber wichtig in Angelegenheit der Besetzung von Schmidts Lehrstuhl: sie treten allen in den Weg, die ein Verdienst haben, und suchen ihresgleichen auf den Stuhl zu bringen, um in der »heiter sich bescheidenden Resignation« ihres Nichtstuns und Nichtskönnens nicht gestört zu werden. In den Blättern liest man, es sei schwer, Schmidt einen Nachfolger zu finden, schwerer noch scheint es, einen zu finden, der noch unbedeutender ist als der Roethe. Daß wir zu mindest drei Dozenten in Deutschland haben, von denen jeder einer zehnmal mehr bedeutet als zwanzig Erich Schmidts, das weiß jeder Gebildete, kennt sie, schätzt sie, liebt sie. An Tüchtigkeit nicht zu übertreffen ist Petersen in Basel. Rudolf Unger in München danken wir das bedeutendste Werk literarhistorischer Art, das neben Gundelfingers, des dritten, ‚Shakespeare und der deutsche Geist' in den letzten so und so viel Jahren nach Heyms ‚Herder' erschienen ist: den ‚Hamann'. Unger, Gundelfinger, Petersen: man treffe die Wahl, wenn man wirklich nur von der Frage nach dem Bedeutendsten die Qual hat. Aus Kluges Broschüre erfahren wir, wenn wir es nicht schon wüßten, daß man mit guten Gründen unter den Unbedeutendsten wählt und daß man da, das Unbegreifliche ist Ereignis, keinen finden kann, der noch unbedeutender wäre als der Roethe, — jeder Vorgeschlagene überragt ihn um die Dicke zweier aufeinander gelegter Broschürchen immer noch Und das kann er »heiter sich bescheidend« nicht dulden. M.

Die Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz. Herausgegeben von B. Rüttenauer. Drei Bände. München bei Georg Müller. — »Les grands genies doivent peser leurs paroles, elles restent, et c'est une beauté irréparable« — dieses schöne Wort Chateaubriands fällt einem bei Saint-Simon ein, den sein Haß gegen den König und die Maintenon falsch machte, der ihn aber so prachtvoll zu schreiben verstand, daß die Schönheit des Bildes über seine Wahrheit täuscht bis auf unsere Zeit, deren Demokratismus ja mit Wohlgefallen den »asiatischen Despoten« und die »Königliche Mätresse« sieht. Retz hatte keine so großen Objekte. Verzehrte Saint-Simon ohnmächtiger Zorn, daß er immer nur in der Antichambre blieb, wo er sehen lernte, so verzehrten diesen Italiener vielfachere Feuer. Denn er war Catilina, Don Juan und Tartuffe, von einem Priesterrock zusammengehalten, und war so von seinem achtzehnten Jahre an ein Berechnender. In seinem Brevier lag als

Lesezeichen ein Dolch. Die Fronde, in der er eine Rolle spielte, war eine kleine Sache, von kleinen Leuten inszeniert, unter denen er der am wenigsten kleine war: daher, daß man ihn groß nannte. Das heißt, so nannten ihn unter seinen Zeitgenossen der Advokat Patru, die Kammerfrau de Motteville und Frau von Sevigné, der ja auch Pradon besser gefiel als Racine. Der Kardinal Paul de Gondi von Retz stammte aus der italienischen Gesellschaft von Astrologen, Spitzbuben, Giftmischern und Wucherern, welche die Katharina von Medici unter ihren Röcken nach Frankreich gebracht hatte. Retz, der Kardinal, ist der Extrakt dieser Gesellschaft; ein Schüler des Vincenz von Paula, war er Atheist bis in seine Sterbestunde; aber es gibt Predigten dieses teuflischen Mannes, die von einem Heiligen sein könnten. Den Kardinalshut, der ihn schweres Geld kostete, brauchte er zum Schutz vor einer Regierung, deren Gegner er war, um ihr Herr zu werden; und dann sah er den Hut auf Richelieus und auf Mazarins Haupte. In seinen Memoiren lügt er mit außerordentlichem Geschick, indem er die Wahrheit mit der Lüge und die Lüge mit der Wahrheit dosiert. Er verschweigt seine Dunkelheiten nicht, aber er arrangiert sie, sehr großer Schriftsteller, der er ist; er gibt sich so viel Licht, daß sich höchst einfach daraus die Schatten erklären sollen. Man hat den Eindruck, dieser Paul de Gondi ist der sehr komplizierte Mensch, der von sich sprechend und als ein Schriftsteller zum erstenmal in die Geschichte des menschlichen Geistes tritt. Er hat keine Vorläufer. — Der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe benützte eine alte Übertragung, die er nach dem Original ergänzte; Einleitungen bringen alles Wissensnötige bei; manche der zahlreichen Bildbeigaben möchte man entbehren, so besonders Frauenbildnisse nach Stichen, die allzudeutlich Schablone sind und nicht die Spur eines Porträthaften haben. *F. B.*



DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE

MONATSSCHRIFT

*

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

DIE Weißen Blätter beginnen mit dem März- heft ihr zweites Halbjahr. Die ersten sechs Hefte werden den Lesern den Eindruck dessen, was wir uns bei Gründung der Zeitschrift vor- nahmen, gegeben haben, obschon wir selbst es einsehen, daß uns manches nicht so gelang, wie wir es erstrebten. Wir wenden uns nicht an die unbekannte Menge, das Publikum, nicht an die Menschen, die nur an den Tag und seine Schlag- worte denken. Die Weißen Blätter betreiben keine Bildungskolportage. In den Weißen Blättern äußert sich nicht individuelle Laune, sondern Hin- gabe an eine große Aufgabe. Sie versuchen, sich vom Beiläufigen frei zu halten und zum Unbe- dingten der Wahrheit zu kommen. Die Weißen Blätter wenden sich an Leser, welchen ein starkes Gefühl der Verantwortung und der Opfer hei- schenden Pflicht innewohnt. Diese Leser werden in den erschienenen Nummern wohl manches gefunden haben, was Ihnen die Weißen Blätter lieb macht.

Eben, weil wir das Blatt der jungen Generation sein wollen, geben wir auch älteren Leuten in Aufsätzen das Wort, deren Verständnis für das Kommende sich fest gebildet hat, und die um so besser für die Jungen wirken können, da sie nicht mehr selbst im Kampf stehen, der sie erregen und verwirren kann. Die jungen Dichter, die wir vorstellten, müssen für sich selbst durch ihre Werke reden.

Wir wollen auf dem Wege, den wir beschritten haben, weitergehen, und uns bemühen da zu verbessern, wo wir Fehler gemacht haben. Dazu sollen uns die Leser helfen, die, wenn auch noch nicht die Weißen Blätter, so doch ihr zukunftsfrohes Programm lieben. Wir wissen wohl, daß wir von dem sogenannten großen Publikum nie gelesen werden. Das ist auch unser Ehrgeiz ebensowenig, wie das, uns in eine gemachte ästhetische Exklusivität zu begeben, und so eine Zeitschrift zu machen, an denen nur Herausgeber und Mitarbeiter Freude haben, und sonst keiner weiter.

AUS DEM INHALTSVERZEICHNIS

des ersten Semesters ‹September 1913 / Februar 1914›

I. AUFSÄTZE

II. GEDICHTE

III. DRAMATISCHES

IV. EPISCHES

V. FESTSTELLUNGEN ‹GLOSSEN›

Die Monumentalität des Dürftigen

Ch. Louis Philippe, Gesammelte Werke (Fleischel, Berlin)

St. Mallarmé, Poésies (Nouvelle Revue Française, Paris)

Thomas Malory, Der Tod Arthurs (Inselverlag, Leipzig)

Fr. Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache, Bd. III. (Cotta, Stuttgart)

Möhler, Symbolik (Kösel, München)

Die Monumentalität des Dürftigen (E. Lissauers Cyclus „1813")

Mahler Müller, Idyllen (K. Wolff, Leipzig)

C. Oulmont, La Poésie Française du Moyen-Age (Mercure de France, Paris)

Kardinal von Retz, Denkwürdigkeiten (Müller, München)

K. Riezler, d. Erforderlichkeit d. Unmöglichen (Müller, München)

Saint-Simon, Memoiren (Müller, München)

K. Scheffler, Italien: Tagebuch einer Reise (Inselverlag, Leipzig)

Schrenck-Notzing, Mediumistische Materialisationen (Reinhardt, München)

E. Seyerlen, Die schmerzliche Scham (S. Fischer, Berlin)

E. Stadler, Der Aufbruch (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig)

Paget Toynbee, Lettres de la Marquise du Deffand à Horace Walpole (Methuen, London)

J. v. Uexkull, Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung (Bruckmann, München)

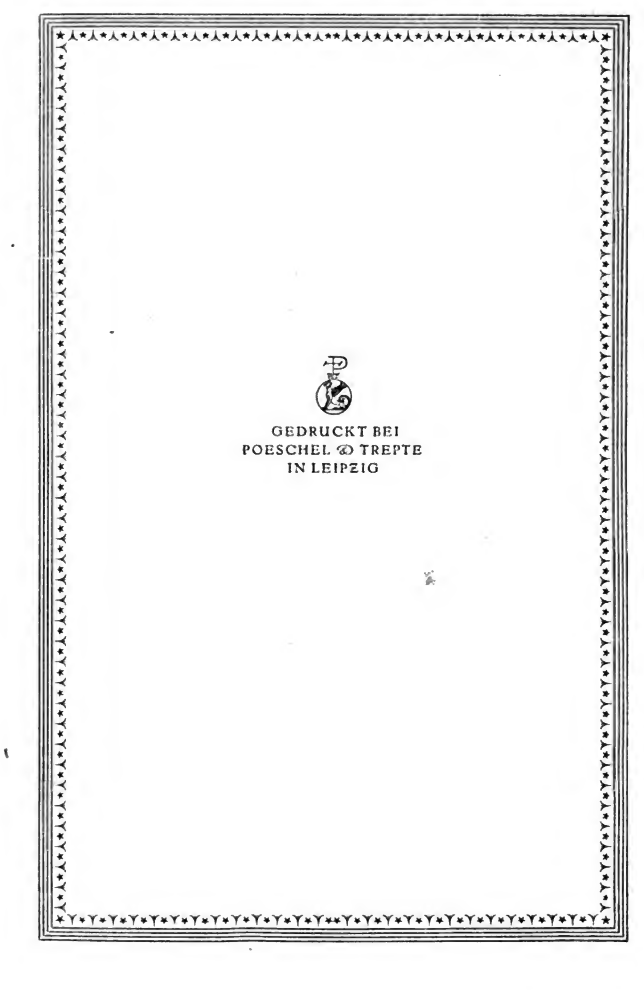
F. Wedekind, Gesammelte Werke (Müller, München)

F. Werfel, Wir sind (K. Wolff, Leipzig)

Winckelmanns kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums (Inselverlag, Leipzig)

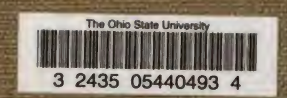
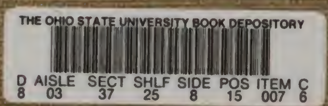
P. v. Winterfeld, Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters (C. H. Beck, München)





GEDRUCKT BEI
POESCHEL & TREPTE
IN LEIPZIG




The Ohio State University
3 2435 05440493 4

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 03 37 25 8 15 007 6